

Henry Cloud
Warum ich glaube

Henry Cloud

Warum ich glaube

Gedanken eines Psychologen
über Leid, Wunder,
Wissenschaft und Glaube

Copyright © 2024 by Henry Cloud

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel:

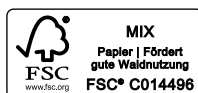
„*Why I Believe – A Psychologist's Thoughts on Suffering, Miracles, Science, and Faith*“

Bei Worthy; Hachette Book Group; 1290 Avenue of the Americas, New York, NY 10104
worthypublishing.com

This edition published by arrangement with Grand Central Publishing,
a division of Hachette Book Group, Inc., New York, NY, USA. All rights reserved.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover

Die Bibeltexte sind folgenden Übersetzungen entnommen:

Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
Elberfelder Bibel © 1985/1991/2006 SCM R. Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Witten/Holzgerlingen



© der deutschen Ausgabe: 2025 Brunnen Verlag GmbH, Gießen

Gottlieb-Daimler-Str. 22, 35398 Gießen

www.brunnen-verlag.de; info@brunnen-verlag.de

Die Nutzung von Bild-, Sprach- und Textdaten für sog. KI-Trainings und
ähnliche Zwecke ist nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung erlaubt.

Umschlagfoto: Daley Hake

Umschlaggestaltung: Jonathan Maul

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN Buch: 978-3-7655-3350-1

ISBN E-Book: 978-3-7655-7756-7

FÜR ALLE, DIE AUFRICHTIG SUCHEN

Über den Autor

Dr. Henry Cloud ist ein bekannter Leadership-Experte, klinischer Psychologe und Autor von *New-York-Times*-Bestsellern. Seine fünf- undvierzig Bücher, darunter das bahnbrechende *Boundaries*, sind weltweit fast zwanzig Millionen Mal verkauft worden. Neben seiner jahrzehntelangen klinischen Arbeit ist er in großem Umfang als Coach für Führungskräfte und Leadership Consultant tätig und verbringt heute den größten Teil seiner Zeit mit der Arbeit mit CEOs, Leadership-Teams und Führungskräften, um die Leistung, die Leadership-Fähigkeiten und die Kultur in ihren Organisationen zu verbessern.

Inhalt

Über den Autor	7
Vorwort	13
Einführung	17

TEIL I

Wie ich zum Glauben an Gott kam

1 Kleine geistliche Anfänge	25
2 Suchet, so werdet ihr finden	42
3 Der Anruf	53
4 Runter in den Abgrund und raus aus Ägypten	57
5 Ein Glaubenswagnis	80
<i>Einfach gehorsam sein</i>	87

Teil II

Wie es dazu kam, dass ich an Wunder glaube

<i>Der nackte Pastor</i>	103
<i>Gott als GPS</i>	108
<i>Der Beschützer</i>	110
<i>Der Versorger</i>	114
<i>Wiedersehen mit Jesus</i>	122

<i>Gottes perfekte Therapeutin für mich</i>	131
<i>Mein größtes Wunder</i>	138
<i>Unterschreib das nicht</i>	145
<i>Die Kniescheibe</i>	151
<i>Eine helfende Hand</i>	155
<i>Alltag mit Jesus</i>	161

Teil III

Wie ich durch Wissenschaft zum Glauben kam

6 Die Wahrheit ist wahr	167
7 Dynamische Spannung und das Denken des Glaubens	176
8 Wissenschaft als Glaubenshindernis	185
<i>Die Wissenschaft von den Ursprüngen – wo kam alles her?</i>	186
<i>Nicht zufällig, sondern von einer ordnenden Hand präzise gestaltet</i>	188
<i>Auf dem Boden der Tatsachen</i>	193
9 Kann ich der Bibel vertrauen?	201
<i>Können wir der Bibel als dem inspirierten Wort Gottes vertrauen?</i>	202
<i>Wunder</i>	209
<i>Die wichtigste Tatsache in der Bibel</i>	213
10 Jesus, bitte erklär mir deine Anhänger	217
<i>Was mir geholfen hat</i>	222
<i>Wenn Christen andere verurteilen</i>	223
<i>Die Heuchler</i>	227
<i>Nicht nur schwarz oder weiß</i>	230
<i>Die wahren Gläubigen</i>	234

11	Das größte Hindernis	237
	<i>Mein schwerwiegendster Einwand:</i>	
	<i>Wie kann ein guter Gott Leid und Böses zulassen?</i>	237
	<i>Freiheit</i>	241
	<i>Zeiten der „Gottverlassenheit“</i>	252
12	Psychologie und Glaube	269
	<i>Heilung und Wachstum durch Veränderung in einem offenen System</i>	292
	<i>Eine gesunde Integration der beiden Triebkräfte, die uns zu Menschen machen: Liebe und Aggression</i>	297
	Schlussgedanken und eine Einladung an Sie	303
	Dank	311
	Anmerkungen	317

Vorwort

Ich habe ein Problem ... und dieses Buch ist mein Versuch, es zu lösen.

Dieses Problem habe ich schon seit meinem zehnten Lebensjahr, und obwohl inzwischen manches besser geworden ist, bin ich innerlich immer noch nicht damit fertig. Es geht um meine Freunde. Ich werde euch hier nicht namentlich nennen, aber vielleicht findet ihr euch auf diesen Seiten wieder. Und diejenigen von Ihnen, die ich nicht kenne und die dieses Buch lesen – wenn die Beschreibung meiner Freunde auch auf Sie zutrifft, dann kommen Sie einfach mit auf die Reise. Wenn wir uns kennen würden, wären wir wahrscheinlich sowieso Freunde. Aber nun erst einmal genug von Ihnen – kommen wir zu mir und meinem Problem.

Kurz gesagt ist es so: Ich liebe Gott, und ich habe nicht den Schatten eines Zweifels, dass es ihn wirklich gibt. Das hat er mir über Jahrzehnte hinweg immer wieder bewiesen. Das ist nicht mein Problem.

Mein Problem ist, dass ich auch meine Freunde liebe und dass viele von ihnen Gott nicht kennen, zumindest nicht so, dass sie mir je davon erzählt hätten. Das Problem ist also Folgendes: Ich möchte, dass sie ihn kennenlernen und erfahren, dass er real ist. Ich möchte, dass sie eine Beziehung zu ihm haben und erleben, wie unfassbar das ist.

Warum ist das ein Problem? Ganz einfach – ich weiß oft nicht, wie ich es ihnen sagen soll.

„Moment mal“, sagen Sie vielleicht. „Sie haben in Vorträgen, in Büchern und Medien schon Millionen von Leuten von Gott erzählt. Wie kann das sein, dass Sie nicht wissen, wie Sie mit Ihren Freunden über ihn reden können?“

Die Antwort ist wiederum einfach: Mein Publikum lässt sich bewusst darauf ein zu hören, was ich über Gott denke. Meine Freunde nicht.

Sie lassen sich nur darauf ein, mit mir befreundet zu sein. Und das finde ich wunderbar. Deswegen lasse ich mich ja auch auf sie ein. Sie sind der Hammer – meine Freunde sind die coolsten Leute auf der Welt. Sie sind klug, witzig, talentiert – viele von ihnen vollbringen erstaunliche Dinge in ihren Berufen, in ihren Familien oder in irgendeinem anderen Bereich ihres Lebens. Andere sind einfach nur ganz normale Leute und wunderbare Menschen. Eine Sache allerdings haben sie alle gemeinsam: Sie haben ein riesengroßes Herz. Sie sind ehrlich, engagiert und echt. Ich bin gern mit ihnen zusammen. Und aus irgendeinem unerklärlichen Grund geben sie sich auch gerne mit mir ab.

Damit sind wir beim Punkt. Wenn wir Zeit miteinander verbringen, dann nicht um über Gott zu reden. Sie kommen einfach nur, damit wir zusammen sind – um Golf zu spielen, zusammen zu essen, uns übers Leben zu unterhalten. Mein Problem ist also, dass ich sie nicht nerven oder in die Enge treiben will, indem ich ihnen erzähle, was ich ihnen über Gott gerne mitteilen möchte. Vor allem will ich auf keinen Fall, dass sie sich so unangenehm berührt fühlen, dass sie nichts mehr mit mir zu tun haben wollen – weil sie denken, ich wollte sie irgendwie „bekehren“, wie ein guter Freund von mir einmal sagte. (Heute lachen wir darüber – aber einmal auf einer Party erzählte er ein paar Leuten, wie er mich googelte, als er mich vor zwanzig Jahren kennenlernte, und dabei neben meiner Tätigkeit als Autor und Psychologe auf diesen ganzen „Glaubenskram“ stieß. Er dachte: „Oh nein – *so einer* ist das, der will mich bestimmt bekehren.“) Doch als er diese Geschichte kürzlich einem anderen Freund bei einer Party bei mir zu Hause erzählte, sagte er: „Mit der Zeit merkte ich, dass er [gemeint war ich] eigentlich ganz normal

war und so etwas gar nicht vorhatte.“ Er und ich und die anderen, die zuhörten, lachten nur.

Das war ein witziges Gespräch – und ich möchte auf keinen Fall irgendjemanden unter Druck setzen oder dass jemand sich wegen seiner eigenen Überzeugungen unbehaglich oder peinlich berührt oder angeprangert fühlt. Aus all diesen Gründen habe ich immer wieder dieses Problem: *Auch wenn sie sich nicht komisch fühlen wollen und ich ihnen dieses Gefühl nicht vermitteln will, möchte ich doch, dass meine Freunde wissen, dass Gott real ist, und ich möchte, dass sie ihm begegnen.*

Und damit habe ich zu kämpfen.

Aber damit bin ich auch nicht gerade ein guter Freund – ein guter Freund würde seinen Freunden auf jeden Fall alles erzählen, was sie interessieren könnte, oder? Aber ich tue das oft nicht. Und was weiß ich schon? Könnte ja sein, dass sie sogar wissen *wollen*, was ich über Gott denke.

Also habe ich beschlossen, mein Problem zu lösen. Ich schreibe einfach ein paar meiner Gedanken über Gott auf – für meine Freunde. Gedanken über etwas, über das ich nie mit ihnen gesprochen habe. Und das Buch nenne ich dann: „Warum ich glaube“.

Einführung

Eines Abends, als Zehnjähriger auf einem Feriencamp in North Carolina, spürte ich einen Schmerz und eine Unruhe in meinem Innern, die mich seither nie wieder verlassen haben. Es war ein ganz normaler Camp-Abend. Wir saßen mit unseren Betreuern am großen Lagerfeuer und taten all das, was man auf so einem Camp eben tut. Eine Sache weiß ich noch, die ein bisschen ungewöhnlich war – wir aßen eine Klapperschlange, die irgendein durchgeknallter Betreuer erlegt hatte. Aber sonst war alles ganz normal, bis auf eine Art „Andachtszeit“. Das Camp war schon ein bisschen christlich geprägt, aber es war keines von diesen hyperreligiösen Camps, wo einem das fromme Zeug mit Druck und Seelenmassage eingetrichtert wird. Hauptsächlich bestand es aus vier schönen Wochen voller Sport und Naturerlebnissen. Und dann waren da noch die Bemühungen der Betreuer, etwas für die spirituelle und charakterliche Entwicklung der Kinder zu tun, die vermutlich von ihren Eltern dorthin geschickt worden waren, weil sie sich entweder eine Pause vom Erziehungsstress oder eine verbesserte Version ihrer Sprösslinge wünschten. Meine Eltern erhofften sich vermutlich beides.

Während dieser Wochen war meine Liebe zu Gott auf eine schwer erklärbare Weise intensiver geworden. Gott war schon seit meiner frühen Kindheit in meinem Bewusstsein immer sehr präsent gewesen – ich wusste irgendwie, dass er da war. Er zeigte sich mir auf alle möglichen Arten, die ich nicht richtig erklären kann – ich spürte einfach seine Gegenwart und wusste, dass er real war. Doch während jener Wochen im Camp führte mich mein Weg während einer Wanderung zu einer kleinen Kapelle in den Bergen, wo ich ein Erlebnis hatte, an das ich mich heute noch erinnere, als wäre es

gestern gewesen. Ich stapfte in den Blue Ridge Mountains in North Carolina herum und fühlte mich plötzlich in dieses kleine Gebäude gezogen. Während ich schweigend dort saß, packte mich eine starke innere Bewegung. Ich spürte, wie er mich zu sich zog – es haute mich um, aber auf eine gute Art. Ich spürte in mir eine unglaublich starke Liebe zu ihm. Ich saß dort und sagte ihm, ich würde mit meinem Leben alles tun, was er wollte. Ich war bewegt von einer unsichtbaren Kraft, und ich wusste, sie war real und voller Liebe. Dessen war ich mir sicher.

Das erinnerte mich an einen besonderen Abend. Ich hatte die „evangelistische“ Botschaft, die dort verkündet wurde schon vorher gehört: dass Gott uns alle liebte und dass Jesus gestorben war, um die Strafe für alles zu bezahlen, was wir je falsch gemacht hatten, um so ein für alle Mal für jeden von uns Vergebung zu erwirken. Geglaubt hatte ich das schon als kleines Kind, aber wahrscheinlich hatte ich es noch nie so gut verstanden wie an jenem Abend. Aus irgendeinem Grund traf mich das Erlebnis in der kleinen Kapelle noch tiefer.

Ich kann mich nicht mehr an alle Einzelheiten der Andacht erinnern, aber das Wesentliche steht mir noch klar vor Augen. Das Evangelium, sagte der Betreuer, sei eine einfache Botschaft, und sie laute so: Stell dir vor, du hast ein Verbrechen begangen, wirst vor Gericht gestellt und vom Richter für schuldig befunden. Du stehst vor der Richterbank, und der Richter spricht das Urteil: „Schuldig im Sinne der Anklage“. Und dann verkündet er das Strafmaß, das Bußgeld. Du weißt genau, dass du es nicht bezahlen kannst, aber es steht unzweifelhaft und unverrückbar vor dir: Du bist schuldig, und du bist verurteilt. Du musst die Strafe bezahlen. Und gleichzeitig weißt du, dass du den Betrag unmöglich aufbringen kannst.

Dann, genau in diesem Moment, sagt der Richter: „Ich komme jetzt von der Richterbank herunter und stelle mich an deinen Platz

und bezahle die Buße für dich, wenn du möchtest. Du kannst frei nach Hause gehen, wenn du mein Angebot annehmen willst.“ Dann sagte der Betreuer: „Genau das hat Jesus für uns getan. Er hat unsere Strafe bezahlt, und wenn wir seine Bezahlung annehmen, seinen Tod für uns am Kreuz, können wir als freie Menschen gehen und werden für ‚nicht schuldig‘ erklärt.“ Wir können ein für alle Mal von Gott Vergebung empfangen für alles, was wir je getan haben oder jemals tun werden. Es ist bezahlt, wenn wir es annehmen.“

Irgendwie packte mich die Schlichtheit dieser Botschaft anders als je zuvor. Mir wurde klar, dass die Liebe, die ich von Gott gespürt hatte, von einem liebevollen Vater kam, der nicht wütend auf mich war, weil ich „böse“ gewesen war, und der nicht darauf wartete, mich beim kleinsten Fehltritt mit einem Blitz zu erschlagen. Alles ergab auf einmal einen viel tieferen Sinn.

Aber wenn es doch so gute Nachrichten gab, woher kam dann der Schmerz, den ich an diesem Abend spürte?

Mir tat es weh zu wissen, dass mein bester Freund Gott nicht kannte – dass er nicht wusste, dass es jemanden gab, der ihn so sehr liebte. Jemand, mit dem er eine Beziehung haben konnte. Ich wollte, dass er das auch erfuhr. Aber es war mir peinlich, mit ihm darüber zu reden. Schließlich ging es bei uns mehr darum, cool und taff zu sein und Wettkämpfe und Trophäen zu gewinnen als darum, einer von diesen komischen frommen Typen zu werden. Deswegen hatte ich nie mit ihm darüber geredet. Und an jenem Abend heulte ich mich deswegen vor dem Kamin in unserer Hütte bei meinem Betreuer aus. Ich musste wissen, wie ich aus diesem Dilemma herauskam – aus dem Dilemma, einerseits eine so unfassbare Wirklichkeit mit mir herumzutragen, von der ich wusste, dass er bestimmt davon erfahren wollte, und andererseits nicht den Mut zu haben, mit ihm darüber zu reden.

Seit damals ist viel passiert. Und ich habe inzwischen noch viel deutlicher erlebt, wie real Gott ist und wozu er imstande ist. Dieses Buch ist mein Versuch, meinen Weg mit Gott in Worte zu fassen – zu einem einzigen Zweck: Ich möchte, dass meine Freunde erfahren, dass Gott real ist. Seit jener Zeit habe ich zwar mit vielen meiner Freunde über Gott gesprochen, aber für sie und andere, mit denen ich nicht geredet habe, möchte ich das alles noch einmal zusammenhängend aufschreiben nach dem Motto: „Vielleicht haltet ihr mich für verrückt, aber das sind die Gründe, warum ich an Gott glaube und warum ich mir wünsche, dass ihr auch eine Beziehung zu ihm findet.“ Bevor Sie weiterlesen, kann ich Ihnen jetzt schon versprechen, dass sich manches, das ich in diesem Buch berichte, für Sie wahrscheinlich ziemlich verrückt anhören wird. Aber es ist alles wahr.

Freilich gibt es viele Hindernisse für den Glauben. Das habe ich selbst erlebt, nachdem ich mich später in meinem Leben entschieden hatte, meinen Glauben ernsthafter auszuleben. Ich kann also gut verstehen, wenn andere viele Fragen haben. Mir ist es auch nicht leichtgefallen, zufriedenstellende Antworten auf meine Fragen zu finden, denn ich konnte als gläubiger Mensch ja nicht mein Gehirn in einem Safe wegschließen. Mein erstes Ziel mit diesem Buch ist also, Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte von Gottes Realität in meinem Leben. Und das zweite: Ich möchte zeigen, wie sich die vielen herausfordernden Fragen für mich geklärt haben. In meinem Herzen und in meinem Kopf. Ich möchte Ihnen die Antworten weitergeben, die ich gefunden habe und die mir selbst geholfen haben.

Das Leben bringt so viele Herausforderungen mit sich, dass es uns schwerfällt, an einen guten Gott zu glauben. Noch dazu sind die Leute, die mit der Botschaft von Gott unterwegs sind, manchmal so verschoben und verrückt und abstoßend, dass wir zwangs-

läufig denken: „Wenn dieser Glaube wirklich die Wahrheit wäre, dann wären die Christen sicherlich keine so unattraktiven Nerven-sägen.“ Ich selber dachte früher immer: „Ich mag Gott; aber seine Freunde kann ich nicht leiden.“

Natürlich sind nicht alle Christen „so welche“. Unzählige von ihnen sind großartige Leute, die Unfassbares leisten. Sie setzen ihre Zeit, ihre Talente und ihre Mittel dafür ein, viel Gutes in der Welt zu bewirken, Armut und Leiden zu lindern und vieles mehr. Viele von ihnen sind Menschen mit einem makellosen Charakter. Das habe ich rund um die Welt immer wieder bestätigt gefunden. Doch wenn ich mit Leuten rede, die meinen Glauben nicht teilen, höre ich immer wieder, dass es gerade Erlebnisse mit manchen superfrommen Christen sind, die für sie ein großes Hindernis sind, Gott näherzukommen. Aber ich habe etwas Faszinierendes festgestellt: Genau mit diesen Superfrommen, die Ihnen und mir zu schaffen machen und die wir nicht ausstehen können, kam Jesus auch nicht gut aus. Ich werde Ihnen noch zeigen, was er tatsächlich über gewisse strenge, enge, narzisstische und manipulative religiöse Typen zu sagen hat. Hoffentlich kann ich Ihnen damit helfen, etwas zu entdecken, was ich gelernt habe: dass „die“ nämlich überhaupt nicht das sind, worum es ihm oder dem Glauben geht, und dass solche Leute oft genau das Gegenteil von dem tun, was er uns aufgetragen hat, auch wenn sie diese Dinge „in seinem Namen“ tun.

Mehr davon später.

Und nun lassen Sie mich Ihnen von meinen Erlebnissen erzählen, von meinen Fragen und von den Antworten, die ich gefunden habe und die meine Zweifel ausgeräumt haben. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Ich glaube nicht, dass meine Antworten die allerbesten sind, die jeden überzeugen. Sie sind lediglich mein von Herzen kommender Versuch, ehrlich davon zu erzählen, wie meine eigenen Fragen beantwortet wurden. Dabei geht es um

viele unterschiedliche Bereiche – unter anderem um die Wissenschaft. Bei der Beschäftigung mit diesen unterschiedlichen Feldern habe ich etwas entdeckt: Es gibt kluge Köpfe auf beiden Seiten, unter Glaubenden und Nichtglaubenden, und das zeigt mir, dass weder Intelligenz noch Wissenschaft, Philosophie oder irgendeine andere Disziplin darüber entscheiden, ob jemand glaubt oder nicht. Wenn aber jemand glaubt, dann findet er in der Wissenschaft Unterstützung für seinen Glauben, und wie ich noch darlegen werde, können viele der genialsten Physiker, Biologen, Astronomen und anderen Wissenschaftler das bezeugen.

Legen wir also los. Zuerst erzähle ich von meinem Weg zum Glauben und dem, was ich dabei erlebt habe und wie manche schwierigen Fragen für mich beantwortet wurden.

TEIL I

Wie ich zum Glauben an Gott kam

I

Kleine geistliche Anfänge

Mir geht es hier nicht darum, meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben – das wäre viel zu langweilig und banal, als dass irgendjemand seine Zeit damit verbringen würde, das zu lesen. Was ich allerdings versuchen möchte, ist, die Geschichte meines *geistlichen* Lebens so aufzuschreiben, dass Sie mit mir gemeinsam einige meiner Schlüsselerlebnisse und Lernprozesse nachvollziehen können und so verstehen, wie ich über Gott denke.

Ich bin in Vicksburg in Mississippi aufgewachsen, einer Kleinstadt am Ufer des Mississippi. Der Ort war wunderbar für einen Heranwachsenden und bot alle Vorzüge einer kleinen Stadt. Es war so eine Art Zwischenwelt: eigentlich eine Stadt, aber nur einen Steinwurf entfernt vom ländlichen Leben am Beginn des Mississippi-Deltas. Aktivitäten im Freien wie Jagen, Fischen, Wasserski, Reiten, Golf und dergleichen gehörten zum Alltag. In der Stadt gab es eine enge Gemeinschaft von Familien und Freunden. Meine Eltern betrieben dort über vierzig Jahre ein kleines Geschäft. Ich wuchs in einer Familie auf, die in diesem kleinen Ort sehr gut eingebunden war.

Meine Eltern machten mich schon früh mit dem Glauben bekannt. Sie engagierten sich in einer Methodistengemeinde am Ort. Einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft setzten sie für Bedürftige ein. Darüber hinaus brachten sie mir bei, dass unser Leben immer unter den Augen Gottes stattfindet. Sie taten das auf eine ziemlich unauffällige, traditionelle Weise: Sonntags gingen sie in die Kirche und zeigten ihren Glauben im Alltag, indem sie anderen dienten

und gute Mitbürger waren. Bei uns zu Hause sah der Glaube so aus, dass wir schon früh in die Sonntagsschule gingen und insgesamt versuchten, gute Nachbarn zu sein. Es war nicht aufdringlich, wohlgemerkt, aber auf eine stille Art vielsagend. Ein guter methodistischer Südstaatenclan waren wir. Dabei hatte ich nie das Gefühl, wir wären eine „fromme“ Familie – es war einfach eine normale Südstaatenfamilie, in der der Glaube uns Orientierung gab, ohne irgendwie bedrückend oder anmaßend zu sein.

Jeden Abend sprach meine Mutter mit mir ein Nachtgebet ganz nach der Tradition von „Müde bin ich, geh zur Ruh“. Meinen Vater sah man in der Bibel lesen und regelmäßig in die Kirche gehen, aber so etwas wie Familienandachten oder gezielte „Unterweisung im Glauben“ gab es bei uns nicht. Das blieb den Sonntagsschullehrern überlassen. Über den Glauben wurde nicht viel geredet; er wurde einfach gelebt und vorausgesetzt.

Mein Vater war ein typischer Haudegen, viel unterhaltsamer als manche der „frömmen“ Eltern meiner Freunde. Als Veteran des Zweiten Weltkriegs war Daddy ein ziemlich harter Bursche, aber er war auch liebevoll und konnte unglaublich witzig sein. Er konnte einen in jeder Situation zum Lachen bringen. Trotzdem wusste man immer, dass er für gewisse Dinge einstand, er hatte feste Überzeugungen, und eine davon war sein Glaube. Damit war es ihm sehr ernst, auch wenn er es nicht laut hinausposaunte. Er hatte Freunde aus den verschiedensten sozialen Schichten. Das schätzte ich sehr an ihm. Er heizte genauso gern mit Arbeitern den Grill an, wie er sich in Chefetagen herumtrieb, wahrscheinlich sogar noch lieber.

Insofern wuchs ich also durchaus in einer christlichen Familie heran, wenn auch nicht in einem übertriebenen Sinne.

Bei uns zu Hause trafen sich die unterschiedlichsten Leute. Meine Eltern waren ausgesprochen nett und allseits beliebt. Es kam nicht selten vor, dass sie für ihren gesellschaftlichen Einsatz belobigt

wurden. In dieser Hinsicht blickte ich zu ihnen auf und ging davon aus, alle Leute seien so wie sie. In unserer kleinen Stadt war es normal, dass man anderen diente und sich um sie kümmerte.

Unter anderem arbeiteten sie ehrenamtlich bei „Essen auf Rädern“ mit. Mein Vater war im Vorstand der Heilsarmee und engagierte sich mit seiner Firma stark dafür, in jener Zeit der scharfen Rassentrennung im tiefen Süden der schwarzen Community auf verschiedenste Weise zur Seite zu stehen. Er war schon älter, als ich geboren wurde, und hatte als Kind die Weltwirtschaftskrise von 1929 miterlebt. Deshalb hatte er immer ein Herz für die Armen und für Menschen, die in irgendeiner Weise benachteiligt waren. Er selbst hatte aus der Armut heraus ein sehr gutes Geschäft aufgebaut und nutzte alle seine Möglichkeiten, um unser Gemeinwesen zu unterstützen. Sein Anliegen war es, junge Männer ohne Ausbildung von der Straße zu holen, ihnen eine Ausbildung rund ums Baugewerbe zu ermöglichen und ihnen so eine berufliche Perspektive zu geben. Viele seiner Angestellten arbeiteten über dreißig Jahre lang für ihn. Etliche hatte er vom Analphabetentum so weit gebracht, dass sie Bauzeichnungen lesen und als Vorarbeiter auf Baustellen tätig sein konnten. Diese Fähigkeit hatte er im Leben und bei der Armee gelernt – er war selbst als armer Straßenjunge von einer Organisation aufgelesen und ausgebildet worden, und nun tat er dasselbe für andere. Als er sich in seinen Sechzigern zur Ruhe setzte, übertrug er seine Firma, statt sie zu verkaufen oder meiner Schwester und mir zu hinterlassen, mitsamt der ganzen Ausrüstung an seine Angestellten, von denen er viele, wie erwähnt, von der Straße geholt und ins Berufsleben geführt hatte. Meine beiden Eltern arbeiteten in der Firma, und ich hatte immer das Gefühl, dass sie sich ebenso sehr als Sozialarbeiter betätigten wie als Unternehmer.

Ich habe eine Lieblingsgeschichte, die zeigt, dass mein Vater

seinen Glauben eher auslebte, als darüber zu reden. Er war in seinen Zwanzigern, als der Zweite Weltkrieg begann, und er hatte sich freiwillig zur Armee gemeldet. Dort wurde er einem IQ-Test unterzogen und erzielte ein sehr gutes Ergebnis, obwohl er die Schule in der achten Klasse abgebrochen hatte, um zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Sein Vater war gestorben, und die Familie war sehr arm. Doch die fehlende Schulbildung tat seiner natürlichen Intelligenz keinen Abbruch, sodass er in der Armee bald auf Führungsaufgaben vorbereitet wurde. Man schickte ihn nach Europa und beförderte ihn zum Leiter einer Aufklärungseinheit, die Modelle für die Feldzüge General Pattons herstellte.

Das Interessante an dieser Gruppe war, dass alle seine Leute Künstler, Bildhauer und Set-Designer aus Hollywood waren – Zivilisten, die angeworben worden waren, um die Modelle zu bauen, anhand derer Generäle wie Patton ihre Schlachten planten. Da es damals noch keine Computermodelle gab, bauten sie ganze Räume voller Berglandschaften, Städte und anderer topografischer Szenarien nach, mit denen die Strategien ausgearbeitet wurden.

So verbrachte mein Vater seine erste Zeit in Europa als junger Sergeant, der aus Filmleuten Soldaten machte. Die jungen Männer unter seinem Kommando waren in England gestrandet, weit weg von zu Hause, von ihren Familien getrennt, und sie waren einsam und fühlten sich oft verloren. Hier waren sie mit einem echten Krieg konfrontiert und hatten vermutlich große Angst inmitten der Bombardements und der Zerstörungen in Europa, zumal sie keine Soldaten waren. Und mein Vater, der seit seinem neunzehnten Lebensjahr beim Militär war, hatte Mitleid mit ihnen. Er war hart, manchmal sogar schroff, aber er hatte ein gutes Herz.

Eines Abends ging mein Vater in die Stadt und ließ sich auf ein Würfelspiel ein (wie gesagt, er war Christ, aber nicht übermäßig fromm). Er hatte eine Glückssträhne und gewann im Lauf des

Abends eine beträchtliche Summe. Dann überlegte er, was er mit dem vielen Geld anfangen sollte.

Er liebte gutes Essen und war die Armeeverpflegung gründlich leid. Gleichzeitig fühlte er mit seinen jungen Soldaten mit, die weit weg von zu Hause waren und auch nichts Anständiges zu essen bekamen. So zog er in der folgenden Woche los und kaufte insgeheim ein Restaurant in Henley-on-Thames, wo sie stationiert waren. Er bezahlte es in bar.

Da es ihm als ausländischem Militärangehörigen nicht erlaubt war, in England ein Geschäft oder ein Grundstück zu besitzen, machte er ein älteres Ehepaar ausfindig, das bereit war, das Restaurant zu betreiben und so zu tun, als gehörte es ihnen. Niemand sollte erfahren, dass er der Besitzer war. Auf diese Weise konnte er seinen geheimen Plan umsetzen.

Tee und andere Lebensmittel waren in Teilen Englands rationiert. Auf dem Stützpunkt hatte er diese Güter reichlich zur Verfügung und konnte sie als Tauschware bei Geschäften mit den Bauern in der Umgebung nutzen. Also fuhr er jede Woche hinaus aufs Land und tauschte bei den Bauern Tee gegen Hühner und Kartoffeln ein. Diese brachte er dann zu dem alten Ehepaar und sagte den beiden, sie sollten am Samstagabend das Restaurant schließen und für die US-Soldaten eine Party mit Brathähnchen und Pommes frites geben. Alles war umsonst, und die Soldaten konnten sogar noch jemanden mitbringen. Einfach nur als Zeichen der Wertschätzung eines alten englischen Paares an die amerikanischen Soldaten. Und niemand erfuhr je, was dahintersteckte: mein Vater, der illegale Restaurantbesitzer. Und der Knaller? Als er England verließ, um an der Befreiung Frankreichs teilzunehmen, übergab er den alten Eheleuten das Restaurant als Geschenk für alles, was sie getan hatten.

Diese Geschichte hatte ich als Kind von ihm und seinen Kriegskameraden oft gehört. Zur Feier meines College-Abschlusses reisten

wir dorthin und er zeigte mir das Städtchen: den Jachtclub, wo die Cambridge-Oxford-Regatta stattfand und der ihr Hauptquartier gewesen war, und das Restaurant selbst. Ich werde das nie vergessen. In meinem Arbeitszimmer hängt ein Gemälde von dem Jachtclub.

Die Geschichte zeigt, wie mir als Kind von meinen Eltern der Glaube vermittelt wurde. Er war echt und präsent und er zeigte sich eher in großzügiger Fürsorge für andere als durch demonstrativ religiöses Gebaren. Meine Mutter war genauso. Sie setzte sich *ständig* für andere ein – Senioren, die nicht mehr aus dem Haus kamen, konnten sich immer darauf verlassen, dass sie vorbeikam und nach ihnen schaute. Um zwei Witwen kümmerte sie sich, bis sie mit über neunzig Jahren verstarben. Sie achtete stets darauf, dass ich sie mindestens einmal in der Woche besuchte, um nach ihnen zu sehen und ihnen ein wenig Gesellschaft zu leisten.

Außerdem brachte sie armen Kindern das Lesen bei, versorgte Menschen mit Essen und betreute in unserer Kirchengemeinde zwanzig Jahre lang die Babys und Kleinkinder während des Kindergottesdienstes. Und das sind nur einige der vielen guten Werke, die ich meine Eltern während meiner gesamten Kindheit vollbringen sah. Sie wollten sich damit nicht religiös hervortun, sondern es war ein echter Ausdruck ihrer Güte und ihres Glaubens.

Diese Art Glauben war nichts Ungewöhnliches in unserer Kleinstadt im Süden. Glaube war etwas ziemlich Privates und Praktisches, aber er war echt. Abgesehen davon, dass wir regelmäßig in die Kirche gingen, war bei uns zu Hause die vielleicht vordergründigste geistliche Praxis das Tischgebet und das Frühstückstreffen für Männer am Dienstagmorgen, zu dem mein Vater mich immer mitnahm.

Die längste Zeit meiner Kindheit und Jugend war auch mein Glaube so – persönlich und still, aber für mich dennoch real. Ich glaubte immer an Gott. Verstärkt wurde das durch die Sonntags-

schule, wo ich einiges über Gott und ein wenig über die Bibel erfuhr und alles einfach als wahr akzeptierte. Die Sonntagsschule vermittelte uns eher soziales Bewusstsein als theologische Grundlagen, aber zumindest erinnerte sie uns immer wieder daran, dass wir nur durch Gott auf der Welt waren, auf eine Weise, die wir wohl nie wirklich verstehen würden.

Für mich war das insofern ein Geschenk, als ich schon sehr früh einfach irgendwie wusste, dass Gott da ist – in manchen Momenten konnte ich ihn sogar spüren. Er schien immer in der Nähe zu sein. Manchmal war er mir auch zu nahe, fand ich, wenn ich „böse“ war. Ich weiß noch, wie ich einmal etwas angestellt hatte, als ich noch ziemlich klein war. Ich ging in den Keller und sagte ihm: „Gott, ich weiß, dass ich böse bin, aber du hast mich gemacht. Also bist du es, der mich böse gemacht hat – aber ich kriege deswegen Ärger. Das ist nicht fair.“ Es kam mir wirklich nicht fair vor, aber ich nahm es hin und ließ es hinter mir. Mal war ich „böse“ und bekam Ärger wegen aller möglichen kindlichen Delikte, mal versuchte ich, „brav“ zu sein. Ich war mir nie sicher, welche Seite die Oberhand hatte.

Darüber war ich immer verwirrt und nie sicher, ob ich ein „böser“ oder ein „guter“ Junge war. Das hatte viel damit zu tun, dass ich eigentlich gut sein wollte, aber gleichzeitig häufig in verbotene Regionen vorstieß. So sah mein frühes Glaubensleben aus. Als ich später Psychologe wurde, erfuhr ich, dass diese Schuldgefühle und Verurteilungen zu einem großen Teil nicht von Gott, sondern von anderen Stimmen kamen: mal von meiner Mutter, die sehr versiert darin war, Schuld und Scham als Erziehungswerkzeuge anzuwenden, mal von meinem Vater, dem Hauptfeldwebel, dessen strenge Strafen mir bisweilen eine Heidenangst einjagten.

Sagen wir einfach, dass ich schon sehr früh ein starkes Bewusstsein von Gott hatte, manchmal verbunden mit einer ungesunden

Dosis Verwirrung im Hinblick auf unsere Beziehung zueinander. Dabei spielten auch meine Freunde und die Leute, mit denen ich gern zusammen war, eine große Rolle. Zur Clique der „Normalen“ fühlte ich mich viel stärker zugehörig als zu den „Kirchentypen“. Ich machte zwar nicht bei allem mit, was manche von ihnen anstellten, aber sie waren diejenigen, die ich am besten leiden konnte (später fand ich heraus, dass ich das mit Jesus gemeinsam hatte – auch er hing lieber mit den coolen Typen ab, als sich mit den frommen Leuten abzugeben).

Ich redete viel mit ihm – ich sah ihn in allem, besonders in der Schönheit der Natur und der Schöpfung. Es leuchtete mir schon immer ein, dass jemand die Schönheit der dunklen Wälder erschaffen hatte, in denen ich jagen und reiten ging; die Seen, in denen ich schwamm, fischte und Wasserski fuhr; und die Düfte des Frühlings, besonders den Geruch des Grases nach einem Regenguss. Ich habe schon als kleines Kind Golf gespielt, und ich werde immer den Geruch von frischem grünem Gras tief in meiner Seele tragen, besonders, wenn es geregnet hat. Ich wusste, dass Gott das erschaffen hatte. Ebenso auch die Gewitter. Kein Zweifel, die erschreckenden Donnerschläge kamen von ihm und sorgten manchmal vielleicht dafür, dass ich auf dem rechten Weg blieb.

Besonders, wenn ich allein war, redete ich viel mit ihm. Und ich war viel allein. Meine Mutter arbeitete in der Firma meines Vaters mit, sodass ich als Kind viele Tage allein verbrachte, wenn ich nicht gerade draußen mit Sport oder Spiel beschäftigt war. Im Wald, beim Reiten, auf meinem Fahrrad, beim Jagen oder Fischen oder besonders auf dem Golfplatz. Ich verbrachte viel Zeit allein und mit Gott und redete mit ihm über das Leben. Manche meiner stärksten geistlichen Erfahrungen hatte ich als Kind, wenn ich allein mit meinem Pferd durch den Wald ritt und einfach nur zu Gott sprach.

Ich weiß noch, wie ich als ganz kleines Kind allein im Gar-

ten saß, im Gras spielte oder mit meiner kleinen Schaufel herum-buddelte. Wenn dann ein Vogel vorbeiflatterte oder ich ein Auto bemerkte, das plötzlich meine Aufmerksamkeit auf sich zog, stand ich unversehens vor einem frühen geistlichen Dilemma: der freie Wille einerseits, andererseits die Einflüsse von außen. Wenn der Vogel meinen Blick auf sich lenkte und ich zu ihm aufschaute und merkte, dass meine Aufmerksamkeit nun in eine andere Richtung ging als vor der Ablenkung durch den Vogel, saß ich in einer Zwickmühle: Wäre der Vogel nicht vorbeigeflogen, würde ich nicht dorthin schauen. Ich würde in eine ganz andere Richtung schauen, und mein Tag wäre anders verlaufen. Eine einzige Handlung, die ich nicht verursacht hatte, hatte eine Kette von Ereignissen ausgelöst, die das Potenzial hatten, mein Leben für immer zu verändern.

Und ich fragte Gott: „Okay, wenn ich diesen Vogel oder dieses Auto nicht gesehen hätte, würde ich immer noch auf die Schaufel schauen. Und jetzt tue ich etwas völlig anderes, habe einen ganz anderen Weg eingeschlagen; ich buddele nicht mehr in der Erde, sondern schaue den Himmel oder die Bäume an. Wegen dieses Vogels läuft mein Leben nun anders ab. *Habe ich mein Leben unter Kontrolle oder nicht?* Hast *du* das verursacht? Lenkst *du* mein Leben oder ich? Oder der Vogel oder das Auto? Das war nicht *meine* Entscheidung – es ist einfach passiert, und jetzt bin ich hier.“ Eine ziemlich rätselhafte Frage, und ich weiß noch, wie ich Gott immer wieder bat, er möge mir helfen, das zu verstehen. Wer steuert, was passiert und wo führt uns das hin? Ich schätze, ich wurde damals schon darauf vorbereitet, einmal Psychologe zu werden. Solche Gespräche mit Gott hatte ich oft. Er war mir immer im Bewusstsein, und wir hatten immer eine Beziehung zueinander. Ich wusste einfach, dass das real war. Nicht so, wie ich es heute weiß, da diese Gewissheit damals noch nie auf die Probe gestellt worden war, aber ich hatte einfach schon als kleines Kind das Gefühl, dass er real war.

Eine andere geistliche Frage, mit der ich immer wieder kämpfte, war die Frage nach der Zeit und meinem Platz darin. Ich saß etwa im Garten und richtete meine Aufmerksamkeit auf das, was ich im „Jetzt“ tat, und dann konnte ich mich daran erinnern, was ich zuvor getan hatte, am Morgen zum Beispiel. Und dann konnte ich mich ans Frühstück erinnern oder sogar an den vergangenen Tag. Noch weiter zurück jedoch verschwamm das Bild. Warum konnte ich mich nicht an mein ganzes Leben erinnern, bis ganz an den Anfang, wenn ich doch noch genau wusste, was an diesem Morgen passiert war? Und wie konnte es passieren, dass dieser Moment des „Jetzt“ genauso verloren gehen würde wie meine „Vergangenheit“? Wieso war nicht mein ganzes Leben gleichermaßen gegenwärtig und als „Jetzt“ verfügbar? Erst viele Jahre später, als ich mich mit Neurowissenschaften, Nahtoderfahrungen, Quantenphysik und Relativitätstheorie beschäftigte, wurde mir klar, wie komplex diese Fragen waren. Das war nur ein weiteres Beispiel für meine beständigen Gespräche mit Gott. Irgendwie dachte ich immer, er müsse doch eine Antwort auch auf meine kniffligsten Fragen haben, und so redete ich viel mit ihm über meine frühen Lebensfragen.

Mein „geistliches Leben“ als Kind war geprägt vom Verhalten meiner Eltern und von meinen vielen Fragen, die ich direkt an Gott richtete. Als ich älter wurde, fiel mir etwas auf, das mich beunruhigte: Es gab zwei Gruppen von Leuten, zu denen ich nicht passte, weil mein „geistliches Leben“ so war, wie es war.

Erstens waren da die eingefleischten Kirchgänger, mit denen ich gar nichts gemeinsam hatte und die auch ganz anders waren als meine Familie. Bei ihnen gab es offenbar jede Menge Regeln – zum Beispiel, dass man nicht zum Tanzen oder ins Kino ging, nicht Poker spielte oder Wetten auf Golfspiele abschloss. Manche meinten sogar, man dürfe sonntags nicht Golf spielen. Ich fühlte mich immer ein bisschen schlecht in ihrer Nähe und spürte ihre Miss-

billigung. Gleichzeitig spürte ich, dass wir durch den Glauben an Gott eine Gemeinsamkeit hatten. Ich gehörte also einerseits zu ihrem Club dazu, andererseits aber auch wieder nicht. Ich glaube, ich war wie mein Vater. Er liebte Gott, aber über die übertrieben frommen Typen machte er sich gerne ein bisschen lustig. Aber – irgendwie waren wir auch wie sie.

Zweitens gab es die Leute, die mit Gott nichts am Hut hatten. In mancher Hinsicht konnte ich mit ihnen auch etwas anfangen, bisweilen sogar noch mehr als mit den frommen. Sie machten all das, was auch mir Spaß machte, und waren viel lockerer. Sie gingen sogar sonntags Wasserski fahren! Aber als ich älter wurde, merkte ich, dass diese Leute auch Dinge machten, von denen ich wusste, dass meine Eltern sie nicht gut fanden und ich zum Teil auch nicht. Ich mochte es, mit ihnen unterwegs zu sein. Zum Beispiel bei Konzerten mit den *Allman Brothers* oder *Led Zeppelin*; nur nahm ich keine Drogen, wie sie es taten.

Im Laufe der Zeit bekam ich immer mehr den Eindruck, dass ich zu keiner der beiden Gruppen so richtig dazugehörte. So „böse“, wie meine Freunde manchmal waren, schien ich nicht zu sein, aber auch nicht so „gut“ wie die Leute aus der Kirche. „In der Mitte verirrt“ wäre wohl eine passende Beschreibung für meinen persönlichen geistlichen Standort damals. Dieses Gefühl hielt lange an – in mancher Hinsicht bis heute.

Das Dilemma, dass ich tief im Herzen spirituell war, mich aber gleichzeitig nicht völlig mit der „Religion“ oder den „kirchlichen Typen“ identifizieren konnte, war das vorherrschende Thema meiner frühen Jahre. Ich hätte gerne mit meinem besten Freund, der ein ziemlich zügelloser Bursche war, über Gott geredet, aber ich fürchtete, dann würde er mich für „einen von denen“ halten. Ich wusste nicht, wie ich mit Freunden wie ihm umgehen sollte, und wie gesagt, manchmal weiß ich das bis heute nicht. Ich hielt im

Geheimen an meinem geistlichen Leben fest, ohne wirklich einer von diesen „frommen Typen“ zu sein, und hatte das Gefühl, nirgendwo landen zu können, wie ein geistlicher Wanderer ohne echtes Zuhause. Also blieben Gott und ich meistens mit uns allein. So verlief mein geistliches Leben bis zum College. Ich hatte eine Beziehung zu Gott und dabei immer das Gefühl, nicht so geistlich zu sein, wie ich eigentlich sein sollte.

Aber es gab einen unverkennbaren „Gottesmoment“ in meinen frühen Jahren. Ein Erlebnis, das mir half, meine eigene geistliche Entwicklung zu verstehen, und das für mich zu einer Art Anker wurde, an dem ich festmachte, dass Gott wirklich in meinem Leben war. Eines Sonntagmorgens, als ich knapp vier Jahre alt war, saß ich in der Sonntagsschule auf dem Fußboden, als ich plötzlich starke Schmerzen im linken Bein bekam. Es wurde immer schlimmer, bis schließlich meine Eltern gerufen werden mussten. Ich weiß noch, wie sie mit mir nach Hause fuhren und dann große Hektik ausbrach, während sie Ärzte anriefen und sich bemühten herauszufinden, was zu tun sei. Ich erinnere mich lebhaft an das äußerst bedrohliche, finstere Gefühl, das mich damals überkam. Ich saß draußen auf dem Rasen und wartete darauf, dass die Ärzte kamen und Entscheidungen getroffen wurden. Mein Bein tat furchterlich weh, und mir wurde deutlich bewusst, dass mein Leben sich irgendwie verändert hatte. Es fühlte sich richtig finster an.

Ich hatte keine Ahnung, wie recht ich damit hatte.

Noch am selben Tag kam ich ins Krankenhaus, und die Ärztinnen und Ärzte machten sich an die Arbeit, um herauszufinden, was mit mir nicht stimmte. Meine Eltern erzählten mir später, dass ich etliche Nächte vor Schmerz schreiend verbrachte und dass ihnen das große Angst machte. Ich litt heftige Qualen, und sie mussten es hilflos mit ansehen. Die Ärzte führten alle nur erdenklichen Tests an mir durch, und ich blieb eine ganze Weile im Kranken-

haus – ungefähr einen Monat, glaube ich. Ich erinnere mich dunkel an Besuche von Leuten, an jede Menge Blutentnahmen, Röntgenaufnahmen. An Frauen und Männer in weißen Kitteln, die an mir herumstocherten, und an die große Furcht, die ich in dieser Zeit spürte. Manchmal saßen im Krankenhaus nachts Leute bei mir, die ich nicht kannte, und ich fühlte mich ängstlich und allein. Ich glaube, das war mit das Schlimmste – das Gefühl, allein zu sein.

Nun zu meinem „Gottesmoment“: Irgendwann zogen die Ärzte eine Amputation meines Beins in Erwägung. Beim nächsten Termin in der Klinik hatte meine Mutter ihre beste Freundin Emmett mitgebracht. Emmett war wie eine zweite Mutter für mich, und sie war die Mutter meines besten Kinderfreundes Ike. Sie waren meine Zweitfamilie, und sie ging mit uns durch diese ganze Krise wie auch ihr Mann, der Arzt und Chef des Krankenhauses war, in dem ich behandelt wurde. Der behandelnde Arzt verspätete sich bei dem Termin, und wir mussten eine ganze Weile auf ihn warten. Währenddessen hörte meine Mutter eine Stimme, die zu ihr sagte: „Geh hier weg und bring ihn in die Ochsner-Klinik in New Orleans.“ Die Ochsner-Klinik war das große Ausbildungs Krankenhaus im Süden, damals so etwas wie die Mayo-Klinik oder die Cleveland-Klinik des Südens. Dort ging man hin, wenn alle anderen Behandlungsversuche gescheitert waren.

Meine Mutter wandte sich zu Emmett und sagte: „Komm, wir fahren.“ Emmett musste wohl ziemlich verduzt gewesen sein, aber wegen der Stimme, die sie deutlich gehört hatte, war meine Mutter sich ihrer Sache ganz sicher. Sie fuhr mit mir nach Hause und überzeugte meinen sonst sehr nüchtern denkenden Vater irgendwie davon, einer Stimme zu gehorchen, die sie aufforderte, 225 Meilen zu fahren – ohne Arzt, ohne Plan, ohne Überweisung –, einfach nur aufgrund einer Anweisung direkt „von Gott“.

So brachten sie mich in die Ochsner-Klinik. Dort wurde ich

„wahllos“ einer neuen orthopädischen Chirurgin namens Dr. Mary Sherman zugeteilt. Wie sich herausstellte, war diese Zuweisung alles andere als wahllos.

Ich kam in ihr Behandlungszimmer und erinnere mich noch lebhaft daran, wie sie mich untersuchte, mich zum Röntgen schickte und dann mich und meine Eltern wieder hereinbat. Mir kam sie vor wie eine Märchengestalt – sehr offen, sehr hübsch, so zuversichtlich und so freundlich. Sie sah meine Eltern an und sagte: „Wir werden nicht amputieren. Ich weiß genau, was das ist und wie es behandelt wird.“ Dann erklärte sie die Erkrankung meiner Hüfte und den Ablauf der Behandlung, die nun erfolgen würde. Eine Weile lang würde ich im Rollstuhl sitzen, dann für längere Zeit – bis zu zwei Jahren – Beinschienen und Gehhilfen benötigen. Und dann – „ist er wieder gesund“.

Das Erstaunliche war, dass Dr. Sherman von Chicago nach New Orleans gekommen war. In Chicago war sie speziell in der neuesten Behandlungsmethode für diese Erkrankung geschult worden, und zwar von den Ärzten, die sie entwickelt hatten. Sie war zu dieser Zeit weltweit eine der angesehensten Knochenspezialistinnen. Wie sich herausstellte, war sie die Einzige, die diese Krankheit so gut behandeln konnte. Meinen Eltern war klar – und das haben sie mir auch immer gesagt –, dass die Stimme, die meine Mutter gehört hatte, die Stimme Gottes gewesen war. Er hatte sie geführt, ihre Gebete beantwortet und ihnen gezeigt, was sie tun sollten, als sie nicht mehr weiterwussten. Sie waren in einer Sackgasse gelandet, hatten eine Stimme gehört und sich den Experten widersetzt. Die Stimme hatte sie ausdrücklich zu einem ganz bestimmten Krankenhaus geschickt, wo ich „wahllos“ einer von vielen möglichen Ärztinnen zugewiesen wurde, auf die ich in einer so großen Ausbildungsklinik hätte treffen können. Der einzigen Ärztin, die über die richtigen Kenntnisse verfügte. Punktlandung. Kein Zufall.

Im Rückblick kann ich nicht mehr genau sagen, welche Rolle dieses Ereignis für meinen Kinderglauben spielte. Ich wusste nur von meinen Eltern, dass Gott in mein Leben eingegriffen hatte. So wurde seine Fürsorge Teil meiner Lebensgeschichte – dass Gott da ist und sich in schweren Zeiten um uns kümmert. Wir können uns jederzeit an ihn wenden. Ich hatte früh erfahren, was ein Trauma ist – eben war ich noch ein knapp vierjähriger Wildfang gewesen, im nächsten Moment wurde mir gesagt, dass ich im Rollstuhl sitzen würde! Und das aus heiterem Himmel. „Warum darf ich nicht mehr laufen?? Lasst mich laufen!“ Ich weiß noch genau, wie chaotisch sich das anfühlte und wie wütend ich wurde.

Es war eine wirklich schwere Zeit, die fast zwei Jahre lang andauerte. Wenn ich das kranke Bein auch nur ganz leicht belastete, wurde ich sofort zurechtgewiesen. Ich erinnere mich an die starken Schmerzen. Da ich gehbehindert war und nicht mehr spielen durfte wie zuvor, blieb ich bei fast allem, was meine Freunde unternahmen, außen vor. Bei Geburtstagspartys saß ich an der Seitenlinie, während die anderen Kinder herumtobten, und kam mir vor wie ein Ausgestoßener. Ich war irgendwie anders – fehlerhaft. Peinlich. Ich erinnere mich, wie ich mit meinen Gehstützen und Beinschienen versuchte, ein paar Stufen hinabzusteigen, und dabei stolperte und die ganze Treppe hinunterfiel. Die Bruchstücke meiner Schienen bohrten sich in meine Beine, und ich lag blutend vor der Treppe zum Postamt. Oder die Blicke, wenn ich mit meinen Gehstützen in den Bus stieg und die Leute mein Kindermädchen fragten: „Was hat denn das kranke Kind?“ Oder wie andere mich „Krüppel“ nannten und wie mich später immer wieder die Erinnerungen an riesige, beängstigende Röntgenapparate und medizinische Prozeduren überfielen.

Es war eine schwierige Phase für mich und für unsere ganze Familie, die in meinem Leben psychische und emotionale Nach-

wirkungen hinterließ. Aber diese Zeit prägte mich auch geistlich. Ich wusste, dass Gott da ist, wenn etwas Tragisches passiert und das Leben nicht mehr so ist wie zuvor.

Zwei Jahre später war ich wieder gesund und konnte ins normale Leben zurückkehren. Ich wollte nicht mehr an all das denken. Ich wollte kein „Krüppel“ mehr sein und stürzte mich kopfüber ins andere Extrem: Jetzt war ich verrückt nach Sport. Wahrscheinlich wollte ich die verlorene Zeit aufholen und versuchte deshalb, meine körperliche Unsicherheit überzukompensieren; jedenfalls machte ich bei allen erdenklichen Sportarten mit. Ich musste ja beweisen, dass ich nicht „minderwertig“ oder nur ein „verkrüppeltes“ Kind war. Fußball, Baseball, Basketball, Golf, Wasserspringen, Karate und vieles mehr. Mit elf oder zwölf Jahren gewann ich die Meisterschaft des Staates Mississippi im Wasserspringen, belegte den dritten Platz bei der *Three States Southern Competition* und wurde eingeladen, mich von Trainern der Olympiamannschaft coachen zu lassen und darauf hinzuarbeiten, eines Tages als Springer an den Olympischen Spielen teilzunehmen. Später gewann ich den dritten Platz bei einer Zehn-Staaten-Karatemeisterschaft. Ich war unglaublich getrieben. Doch allmählich schälte sich, da ich für Basketball und Fußball zu klein war, das Golfspiel als mein Sport und meine Leidenschaft heraus, und bald wurde es zu meinem Lebensinhalt.

Mit zwölf Jahren war mir klar, dass ich Golf mehr liebte als alles andere. Ich spielte bei vielen Turnieren mit, schnitt gut ab und gab nach und nach alle anderen Sportarten auf, um meiner Leidenschaft nachzugehen. Daneben beteiligte ich mich an allen anderen Aktivitäten in der Schule, am sozialen Leben, an den typischen Freizeitbeschäftigungen in den Südstaaten wie Jagen, Fischen und Wasserskifahren, und natürlich hatten es mir auch die Mädchen angetan. Mit der Zeit verblassten die Schmerzen und das Trauma wie auch die geistliche Lektion, die ich durch meine Erkrankung

gelernt hatte. Das war in einem anderen Leben gewesen. Jenes „verkrüppelte“ Kind hatte ich weit hinter mir gelassen.

Und während ich so mein Leben lebte, behielt ich Gott ganz still für mich – Gott war mein Freund, aber nach außen hin ließ ich mir nicht viel von meinem Glauben anmerken. Ich redete viel mit Gott, versuchte ihm nahe zu bleiben und verbarg das meistens vor allen anderen.

Bis mir keine Wahl mehr blieb.

Suchet, so werdet ihr finden

Es war eine aufregende Sache, während meiner Highschool-Zeit in der Junior-Golf-Liga in Mississippi zu spielen. Nicht nur wegen der Turniere, der Reisen und der spannenden Wettkämpfe, sondern auch wegen der Aussichten auf die Zukunft: das College. Ich hatte Angebote von verschiedenen Hochschulen und hatte mich noch nicht entschieden, als der Coach an der *Southern Methodist University* mich zu einem Gespräch nach Dallas einlud. Ich wusste nicht viel über die SMU abgesehen davon, dass sie ein gutes Fußballteam und eine großartiges Golfteam hatten. Ich nahm die Einladung an, die Hochschule zu besuchen und mit dem Coach eine Proberunde Golf zu spielen.

Bis heute erinnere ich mich lebhaft an die Reise nach Dallas, wo ich auf dem Gelände des *Northwood Cricket Club* spielte. Dort war auch schon die PGA-Tour gespielt worden, eines der vier großen Golfturniere. Mein Golflehrer begleitete mich, und am Ende dieses Tages bat mich der Coach, dem SMU-Golfteam beizutreten. Ich war begeistert. Der nächste Schritt meines Traums wurde wahr. Im Herbst würde ich nach Dallas ziehen.

Als ich schließlich in Dallas ankam, musste ich feststellen, dass der Coach, der mich engagiert hatte, überraschend zurückgetreten war. Einen neuen Coach gab es noch nicht. Zur Überbrückung wurde ein Ersatzcoach eingesetzt, und da mir fürs erste Semester nur ein Teilstipendium zugesagt worden war und ich erst im zweiten Semester die volle Finanzierung erhalten würde, wollte der Ersatzcoach alles noch einmal von vorn aufrollen und sagte,

wir Neulinge müssten uns erst fürs Team qualifizieren. Es war ein Schlag – ich hatte gedacht, alles wäre in trockenen Tüchern, und jetzt musste ich noch einmal von vorn anfangen. Ich hätte auch an mehrere andere großartige Hochschulen wechseln können, aber ich war inzwischen innerlich vollkommen auf die SMU eingestellt. Also erklärte ich mich einverstanden zu bleiben und in der Qualifikation zu spielen. Es gab etliche gute Spieler, die sich qualifizieren wollten, und nur zwei Plätze in der Mannschaft. Meine Zukunft in diesem College hing gänzlich von diesem Qualifikationsturnier ab. Wenn ich es nicht schaffte, würde ich auf eine andere Hochschule wechseln, wo ich sicher im Team mitspielen konnte.

Es gelang. Ich blieb bei dem Turnier unter Par. Zwei von uns schafften an jenem letzten kalten, regnerischen Tag in Dallas die Qualifikation. Ich war erleichtert, um es milde auszudrücken. Mein Platz im Team war mir sicher.

Einige Zeit später verletzte ich mich am Handgelenk, sodass mein Spiel für den Rest des Jahres beeinträchtigt war. Manchmal spielte ich gut, manchmal klappte gar nichts. Ich suchte mehrere Ärzte auf, doch sie hatten Mühe, eine Diagnose für meine Schmerzen zu finden. Sie dachten, es wäre eine Sehnenscheidenentzündung, und verpassten mir einen Haufen Spritzen. Bis zum folgenden Sommer schien es wieder aufwärtszugehen. Ich bekam Kortisonspritzen, spielte diverse Turniere und kam stetig voran. Der Sommer lief gut für mich; fast hätte ich sogar die Mississippi Open gewonnen. Ich lag zwei Schläge unter Par für das Turnier, mit zwei Schlägen Abstand zur Führung, als das Turnier vor dem letzten Tag wegen Regen abgebrochen wurde. Doch da ich jetzt weniger Schmerzen hatte und im Lauf des Sommers einige andere Turniere gewann, hatte ich große Hoffnungen für mein zweites Jahr an der SMU.

Der neue Coach, der den Ersatztrainer ablöste, war großartig. Earl Stewart, ein ehemaliger Turnierspieler, der in die *Texas Hall of*

Fame aufgenommen worden war. Er ermutigte mich sehr und war begeistert davon, wie gut sich meine Aussichten in diesem Sommer entwickelten. Für seine Hilfe in dieser Zeit werde ich immer dankbar sein. In diesem Sommer schrieb er mir einen Brief über all das Gute, was gerade passierte, und seine Vorfreude auf den Herbst. Den Brief habe ich bis heute.

Doch als der Herbst kam, meldeten sich die Schmerzen zurück und wurden wieder stärker. Was für ein Mist – all die Vorbereitungen über Jahre, all die Hoffnungen und Träume, und dann die Chance, an einer so großartigen Hochschule zu spielen. Im Team gab es mehrere Nationalspieler, alles tolle Kerle. Payne Stewart, der später ein Spitzenspieler und US-Open-Champion wurde, war in der Mannschaft. Eine Geschichte mit Payne, die ich noch lebhaft in Erinnerung habe, trug sich kurz vor der ersten Semesterwoche zu. Coach Stewart rief mich an und sagte: „Wir haben einen Neuzugang, und er hat kein Auto. Kannst du ihn am Flughafen abholen und zum Platz mitbringen?“

„Klar“, sagte ich – und dieser Neuzugang war Payne.

Ich holte ihn also ab, und wir spielten auf einem der Golfplätze, wo wir oft spielten. Payne – direkt vom Flieger zum Golfplatz – schaffte den Parcours mit sehr wenigen Schlägen, ungefähr 65 oder 67. Das war beeindruckend, wenn auch nicht allzu ungewöhnlich. Schließlich konnte ein College-Spieler jederzeit eine gute Runde spielen. Doch eines war auffällig: Ich ahnte, dass dieser Junge weit mehr draufhatte als nur eine gute Runde. Ich weiß noch, wie ich damals dachte: *Dieser Junge ist anders. Er hat etwas, das ich noch nicht gesehen habe.* Wie sich dann herausstellte, war das zutreffender, als ich selbst ahnte. Er wurde einer von den ganz Großen.

Da ich ein Auto hatte und er nicht, fuhren wir oft zusammen nachmittags zum Spielen und zum Training und verbrachten viele Stunden gemeinsam auf dem Trainingsplatz. Wunderbare Erinne-

rungen – er war ein großartiger Kerl. Als er Jahre später bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam, war es ein schwerer Schlag für die Golfzene und für viele Menschen im ganzen Land. Die PGA-Tour verlor einen ihrer Größten, und alle, die ihn gekannt hatten, verloren einen guten Freund.

Im Lauf des Frühjahrs in meinem zweiten Studienjahr wurden die Schmerzen im Handgelenk immer schlimmer. Ich kämpfte dagegen an und spielte manchmal gut, manchmal nicht. Allmählich verlor ich die Hoffnung, je wieder durchgängig gut spielen zu können. Und schließlich, nachdem ich so lange gekämpft hatte, wie ich konnte, rief ich meinen Vater und meinen Coach Stewart an. Ich sagte ihnen, dass ich aufhören will. Es kam mir sinnlos vor weiterzukämpfen, wenn ich bei jedem Rückschwung mit heftigen Schmerzen im Handgelenk rechnen musste. Es war niederschmetternd, aber zugleich war ich auch irgendwie erleichtert. Coach Stewart sagte mir, ich solle am Abend bei ihm vorbeikommen. Wir unterhielten uns. Er wollte, dass ich gesund werde und weitermache, und machte mir Mut. Doch zugleich zeigte er auch großes Verständnis und war mit meiner Entscheidung einverstanden. Glücklicherweise waren wir beide darüber nicht.

Doch der zweijährige Kampf, unter Schmerzen mühsam zu spielen, hatte seine Spuren hinterlassen. Mein großer Traum, ein erfolgreicher Golfer zu werden, war nach vielen Jahren zu einem abrupten Ende gekommen. Als Kind hatte ich mir immer vorgestellt, ich würde im Golf Karriere machen – wenn nicht selbst als Spieler (was der Traum jedes kleinen Jungen ist), dann als Vereinsprofi und Lehrer. Doch mit meinem Traum und meiner lebenslangen Leidenschaft für Golf war es nun vorbei. Es fühlte sich schlimmer an als der Tod.

Es wäre eine Untertreibung zu sagen, dass ich niedergeschlagen war. Mit dem Golfspiel war mir etwas verloren gegangen, was ich

für den zentralen Inhalt meines Lebens gehalten hatte. Auch deshalb, weil es mich besonders mit meinem Vater verband. Er hatte angefangen, mit mir zu spielen, als ich noch ein ganz kleiner Junge gewesen war. Zuerst hatte er mich einfach mitgenommen, dann hatte er mir richtig Unterricht gegeben. Das war etwas, das uns eng miteinander verband – er kam immer zu meinen Turnieren und war dabei nervöser als ich selbst. Ich musste immer lachen, wenn ich sah, wie sehr er unter Druck stand, obwohl doch ich der Spieler war.

Als Teenager wurde ich einmal eingeladen, beim *St. Jude Classic Pro Am* in Memphis mitzuspielen. Ich weiß noch, wie ich auf den Platz ging, um mich aufzuwärmen, und zwischen den beiden Golfprofis Lee Trevino und Gary Player eingeteilt wurde. Jack Nicklaus – einer der besten Golfspieler der Welt – war ein paar Plätze weit weg. Ich dachte, mein Vater würde in Ohnmacht fallen, wenn er sah, wie sein Junge mit all den großen Spielern jener Zeit Bälle schlug. Er war unglaublich nervös. Aber ich war einfach nur glücklich, dass ich ihn an diesem Tag stolz machen konnte. Ich lag bei den letzten sechzehn Löchern sechs Schläge unter Par und gewann als Amateur die Pro Am mit meinem Partner, dem Golfprofi Larry Ziegler. Das war eines meiner schönsten Erlebnisse mit meinem Vater und dem Golfspiel. Diese Verbindung zu verlieren, bedeutete, ein ganz besonders Band zwischen uns zu zerschneiden. Es fiel mir unendlich schwer, ihm zu sagen, dass ich aufhören würde. Ich musste mich zu diesem Anruf zwingen. Er akzeptierte meine Entscheidung und hatte viel Verständnis dafür, aber ich weiß, dass es auch für ihn schwer war.

Ausgerechnet zu der Zeit, als ich das Golfspielen aufgab, trennte ich mich auch noch von meiner Freundin. Jetzt stand ich also da, zwanzig Jahre alt und in meinen eigenen Augen ein kompletter Reinfall. Deprimiert, ohne irgendeine Vorstellung davon, was

meine Zukunft bringen würde oder was ich überhaupt wollte. Es waren finstere Tage. Es fiel mir schwer, in irgendetwas noch einen Sinn zu sehen, irgendein Ziel ins Auge zu fassen. Ich weiß, es hört sich jetzt bestimmt komisch an, dass ich das alles damals so ernst genommen habe, wo ich doch gerade einmal zwanzig Jahre alt war. Wie kann man mit zwanzig sein Leben schon hinter sich haben? Aber mir kam es so vor. Alles war einfach nur dunkel.

Morgens konnte ich mich kaum aufraffen, aus dem Bett zu steigen und in die Vorlesungen zu gehen, von denen ich mir überhaupt nichts mehr versprach. Mein Hauptfach war Buchhaltung und Finanzwesen, aber nachdem ich während des Sommers in einer Bank gearbeitet hatte, wurde mir klar, dass ich keinen Beruf im Finanzbereich ergreifen wollte. Ich hatte schon immer mit dem Gedanken gespielt, Jura zu studieren, falls es mit einer Karriere als Golfprofi nichts wurde. Doch nach zwei Semestern Wirtschaftsrecht war mir klar, dass Jura zu einem großen Teil darin besteht, langweilige Fallakten und Feinheiten der Rechtsprechung zu studieren, und darauf hatte ich keine Lust. Noch tiefer zog es mich herunter, wenn ich mit meinen Freunden sprach, die genau wussten, was sie wollten, und sich darauf freuten, Medizin, Jura oder Wirtschaft zu studieren oder einen anderen ganz bestimmten Plan oder Traum zu verfolgen. Indessen schien mir meine Zukunft wie ein schwarzes Loch. Wie sollte ich jemals meinen Lebensunterhalt verdienen?

Als Psychologe weiß ich inzwischen, dass die Ursache für meine Depression nicht darin lag, dass ich damals kein Ziel in meinem Leben hatte. Was mich in den Abgrund trudeln ließ, waren die Niederlagen, die ich erlitten hatte. Ich wusste damals noch nicht, dass diese Niederlagen und Rückschläge meinem ohnehin nicht sehr starken persönlichen Fundament Risse versetzt hatten. Später fand ich heraus, dass meine Sportbesessenheit und mein akademischer

Ehrgeiz nur den großen Schmerz überdeckten, mit dem ich mich nie wirklich auseinandergesetzt hatte. Ich war eine Hochleistungs-Zeitbombe aus Schmerz, die jederzeit hochgehen konnte. Der Verlust des Golfspiels war der Trigger, der mich in das schwarze Loch hinabschleuderte. Der Fachausdruck für solche Ereignisse lautet „auslösender Faktor“. Das bedeutet, dass der Schmerz, den man bei einer Scheidung erlebt oder beim Tod eines nahen Menschen oder beim Verlust des Arbeitsplatzes tiefer liegende, unverarbeitete Probleme freisetzt. Probleme, mit denen man sich nie wirklich auseinandergesetzt hat. Das setzt dann Empfindungen frei, die wie eine Sturzflut über einen hereinbrechen.

Oft ist das der Grund, warum man nicht verstehen kann, warum „es“, was immer „es“ auch ist, so wehtut. Es scheint Sie heftiger aus der Bahn zu werfen, als Sie sich erklären können. Sie fragen sich: *Warum kann ich mich nicht zusammenreißen?* Und die ganze Zeit ahnen Sie nicht, dass es immer einen Grund für diese Emotionen gibt und dafür, dass Sie es nicht allein schaffen, wieder in die Spur zu kommen. So ging es mir.

Ich verbrachte meine Tage damit, irgendeinen Sinn zu suchen, irgendetwas, das mich motivieren würde, mich wieder ins Leben zu stürzen. Aber ich fand einfach nichts. Anfangs hatte ich gedacht, jetzt sei eine günstige Gelegenheit, Dinge zu tun, für die ich bisher nie Zeit gehabt hatte, weil ich seit meiner frühen Kindheit im Grunde auf dem Golfplatz gelebt hatte. Und diese Gelegenheit nutzte ich auch in jenem Jahr, aber es verschaffte mir weder Genuss noch eine Perspektive. Natürlich wusste ich damals nicht, dass diese „Anhedonie“ eines der Symptome einer klinischen Depression ist. Es ist die Unfähigkeit, an irgendetwas im Leben Freude zu finden, auch wenn es etwas ist, was man liebt. Nach dem, was ich heute weiß, hätte ich eigentlich in stationäre Behandlung gehört. Stattdessen versuchte ich mich durchzubeißen und immer noch einen

weiteren Tag durchzuhalten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und allen um mich her zu beweisen, dass mit mir alles in Ordnung war. Aber das stimmte nicht. Am liebsten wäre ich schlafen gegangen und nie wieder aufgewacht. Jeden Morgen, kaum dass ich wach wurde, senkte sich die schwere Schwärze auf mich herab wie eine Tonne Ziegelsteine, und ich hatte keine Hoffnung, dass dieser Tag anders laufen würde als der Tag davor.

In diesem Zustand saß ich eines Sonntagnachmittags in meinem Wohnheimzimmer an der SMU auf meinem Bett und starrte ins finstere Nichts. In meinem Kopf drehte sich ein Karussell aus Fragen: Wie wird man Depressionen los, wenn man schon alles Mögliche ausprobiert hat und nichts funktioniert? Wie findet man heraus, was man mit seinem Leben anfangen möchte, wenn man sich buchstäblich für nichts interessiert? Wie findet man die Kraft weiterzumachen, wenn man morgens oder den ganzen Tag lang kaum aus dem Bett kommt? Wie findet man die richtige Beziehung? Und wenn man sie gefunden hat, wie schafft man es, dass sie gelingt und verbindlich wird? Wie sollte ich meinen Lebensunterhalt verdienen und für das Leben aufkommen, das ich mir wünschte? Wie sollte ich an einen Job kommen, und was für ein Beruf interessierte mich überhaupt? Wie sollte ich jemals „Erfolg“ erzielen? Die Fragen formten sich zu einem Wirbel in meinem Kopf, als ich dort auf meinem Bett saß – und dann passierte es.

Ich schaute mich im Zimmer um, und irgendwie wurde mein Blick von meiner Bibel angezogen. Der Glaube meiner Kindheit schien mir weit weg; jedenfalls half er mir überhaupt nicht. Doch in diesem Moment zog mich irgendetwas zu diesem Buch. Es schien irgendwie aus dem Regal herauszuragen. Ich könnte fast sagen, es „rief“ nach mir. So fühlte es sich an. Ich erinnere mich genau an diesen Moment.

Also ging ich hinüber, zog die Bibel aus dem Regal und setzte

mich wieder hin. Ich hatte keine Ahnung, was ich damit anfangen sollte, außer dem Gedanken: *Ob das wohl hilft?* Ohne eine Vorstellung, wo ich nachschlagen oder was ich lesen sollte, schlug ich sie einfach auf. Ich schaute auf die Seite, und eine Stelle sprang mir ins Auge:

*Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner
Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.*

(MATTHÄUS 6,33)

Moment mal – was?? Lass mich das noch einmal lesen. Ich tat es, und mir wurde schlagartig klar, was mir das zu sagen hatte. Gerade jetzt, wo ich mir über „das alles“ das Hirn zermartete, sagte mir dieser Satz, wenn ich nach Gott suchte (was immer das heißen mochte), würden sich all diese anderen Dinge schon einrenken? All diese Lebensnöte, an denen ich mir vergeblich die Zähne ausbiss? Echt jetzt?

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich überhaupt keinen Glauben daran, dass alles gut werden würde oder dass Gott alles unter Kontrolle hätte. Ich war depressiv und wäre am liebsten einfach gestorben oder hätte auf irgendeine Resettaste gedrückt. Der Gedanke, dass Gott tatsächlich in unserem Leben wirkt, lag mir so fern, dass ich nicht einmal für möglich hielt, dass es so sein könnte. Dass es wirklich einen Gott geben könnte, der mir helfen würde, damit mein Leben gelang? Ich glaubte zwar an Gott, aber ich hatte noch nie wirklich ausprobiert, ob er in meinem Leben wirken und tatsächlich eingreifen und etwas tun könnte. Echt? War das möglich?

Aber alles andere hatte ich schon versucht, also – warum nicht?

„Okay“, dachte ich. „Probieren wir’s.“

Ich hatte keine Ahnung, wie das laufen sollte. Gott war jemand, mit dem ich in meinem Leben viel geredet hatte, den ich sogar geliebt

und dem ich mich nahe gefühlt hatte, aber nicht so, dass ich auf den Gedanken gekommen wäre, er könnte meine Probleme lösen.

Was sollte ich jetzt tun? „Trachtet“, hieß es in dem Vers. Also beschloss ich, das zu tun.

Dass man Gott in einem Studentenzimmer suchen könnte, leuchtete mir nicht ein. Dazu brauchte man eine Kirche, dachte ich. Also brach ich auf und ging hinüber zu der kleinen Kapelle gegenüber des Wohnheims. Es war ein kalter, dunkler Sonntagnachmittag, aber die Kapelle stand offen, und ich trat ein. Drinnen war es düster und trostlos – ganz still und einsam. Ich ging nach vorne zum Altar, kniete nieder und sagte ungefähr Folgendes: „Gott, ich weiß eigentlich noch nicht einmal, ob du wirklich da bist. Ich glaube schon, aber ich weiß es nicht. Aber ich brauche Hilfe. Bitte – hilf mir. Hilf mir einfach. Bitte – zeig mir, dass du da bist, und hilf mir. Und wenn du das tust, will ich alles tun, was du von mir willst. Ich will nur, dass du etwas tust.“

So. Ich hatte es getan. Ich hatte mich nach Gott ausgestreckt, so gut ich es eben verstand. Es fühlte sich an, als wäre ich mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug gesprungen, und hoffte nun, dass der Schirm sich auch öffnen würde. Ich hatte früher an Gott geglaubt und das Gefühl gehabt, dass ich ihn wirklich liebte und mit ihm redete. Aber das jetzt war anders: Diesmal *brauchte* ich ihn. Ich hatte alles versucht, und nichts hatte funktioniert. Das hier, so kam es mir vor, war meine letzte Hoffnung.

Und dann – nichts. Nichts passierte. Schweigen.

Es war niederschmetternd.

Ich hatte im Fernsehen gesehen, dass Leute, wenn sie „zu Gott umkehren“, wie vom Blitz getroffen werden oder so. Irgendetwas passierte angeblich, wenn man alles an ihn abgab. Wenn man wirklich aus dem Flugzeug sprang, dann öffnete sich auch der Fallschirm. Aber es passierte nichts. Null. Nichts als Schweigen.

Ich weiß noch, dass ich mich so allein fühlte wie noch nie in meinem Leben. Ich hatte es getan, und es war nichts dabei herausgekommen. Ich fühlte mich ganz allein und hoffnungslos, weil ich wusste, wenn er nicht da war, dann hatte ich keinen Schimmer, was ich tun sollte, um aus diesem Loch herauszukommen.

Also stand ich einfach nur schweigend da und schaute zu der hohen Decke der Kapelle empor. Ich dachte oder murmelte so etwas wie „Also – melde dich“.

Und dann ging ich hoffnungsloser, als ich gekommen war, zurück in mein Wohnheimzimmer. Gott hatte sich nicht blicken lassen.

Der Anruf

Ich ging zurück in mein Wohnzimmer. An den genauen Ablauf von dem, was dann passierte, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nicht mehr, ob es sofort passierte oder etwas später am selben Tag. Aber ich erinnere mich noch genau an den Anruf. Das Telefon klingelte, und mein Studienkollege Ed Atkinson war dran. Er sagte sinngemäß: „Also, ich weiß nicht, wie ich gerade auf dich komme, aber ich musste gerade an dich denken. Ich rufe an, um dir zu sagen, dass wir im Verbindungshaus eine Bibelgruppe starten, und ich wollte hören, ob du Lust hast dazuzukommen.“

Natürlich könnte man das für einen Zufall halten. Ich kann nur sagen, dass ich hoffte, es sei keiner. Ich glaubte wirklich, dass es eine Antwort war. Ich dachte: *Das muss ein Zeichen sein*. Dabei ahnte ich noch nicht, dass dieser Anruf mein Leben für immer verändern würde.

Ich ging zu der Bibelgruppe, die von Eds Schwager Bill geleitet wurde. Bill studierte Theologie und schien etwas von der Sache zu verstehen, und das gefiel mir. Doch nachdem ich an einigen Treffen teilgenommen hatte und immer noch depressiv war, wurde mir klar, dass ich mit Bill eingehender darüber reden musste, was ich erlebt hatte, und ich bat ihn um ein Treffen zum Mittagessen. Ich erzählte ihm, wie niedergeschlagen ich seit einiger Zeit war und dass ich nicht den Eindruck hatte, dass Gott irgendetwas für mich getan hätte, nachdem ich ihn um Hilfe mit meiner Depression gebeten hatte. Er sagte nur: „Komm weiter in die Bibelgruppe. Manchmal hat Gott seinen eigenen Zeitplan, und er kann auch Menschen

gebrauchen. Er kann die Gruppe gebrauchen, um dir zu helfen, während du mehr über ihn erfährst.“

Das hörte sich für mich an wie eine Ausrede. Ich wollte, dass Gott etwas tat, dass er etwas an den Himmel schrieb oder so oder dass er mich auf übernatürliche Weise anrührte, damit ich mich besser fühlte. Oder dass er mir zeigte, was ich tun sollte, verdammt! Sah er denn nicht, wie verzweifelt ich war? Tu doch etwas! Und er speiste mich ab mit „Komm weiter in die Gruppe – Gott kann auch Menschen gebrauchen“. Was für ein lahmer Gott, dachte ich. Aber da ich keine Alternative hatte, ging ich immer wieder hin.

Und allmählich merkte ich dabei, dass mehrere Dinge gleichzeitig passierten. Erstens brachte mich das, was ich bei den Bibelarbeiten hörte, in einen Konflikt mit meinen Kursen an der Uni. In den Seminaren wurde gesagt, die Bibel sei ein Haufen von Mythen – wir kämen alle vom Big Bang her, wo eine Ursuppe explodiert sei. Sigmund Freud, so hieß es, habe gesagt, Gott sei nur ein Ausdruck des Wunsches nach einem Vater, der alles gut macht. Und viele andere akademische „Beweise“ führte er gegen den Glauben an. Ich hatte das Gefühl, in Treibsand geraten zu sein – also tat ich das, was mir in der Bibelgruppe geraten wurde, wenn ich Fragen und Zweifel hatte: beten. Ich stellte Gott alle Fragen, die mir begegneten. Das war der Punkt, an dem ich zu merken begann, dass Gott aktiv ist und Gebete beantwortet.

Es war mein erster Schritt auf einer Reise, die nie aufgehört hat. Ich wandte mich an Gott, wann immer ich gegen eine Wand lief, und merkte, dass er da war. Ich stellte ihm die Fragen, und die Antwort zeigte sich. Ich fand die wichtigste Sache heraus, die ich Ihnen weitergeben möchte: *Gott antwortet auf unsere Gebete und Fragen*. Ich hatte Fragen über die Wissenschaft und die Bibel, über Evolution, die Sintflut, Quantenphysik, Astronomie und Kosmologie, Biologie, Philosophie, Archäologie, Theologie, die Tatsache, dass es

Böses, Schmerz und Leiden gibt, und dergleichen. Ich versank in Fragen – und jedes Mal zeigte sich früher oder später eine Antwort, die die Frage auflöste. Die Antworten waren mehr als zufriedenstellend.

Ich stellte fest, dass es Astrophysiker gab, Professoren für Biologie, Kosmologie, Geologie, Archäologie und alle anderen Wissenschaften, die aus wissenschaftlichen Gründen der Überzeugung waren, dass die Wissenschaft nicht im Widerspruch zu ihrem Glauben stand, sondern dass sie im Gegenteil ihren Glauben untermauerte. Ich setzte mir das Ziel, alles zu lernen, was ich lernen konnte, und mit der Zeit lösten sich die Fragen auf. Die Wissenschaftler selbst vermittelten mir die Erkenntnis, dass es keinen wissenschaftlichen Grund gibt, nicht zu glauben.

Wissenschaft kann nur beobachten, was ist, was *bereits* existiert – sie kann nichts beobachten, was nicht existiert, und ebenso wenig kann sie beobachten oder wissen, wo das, was existiert, hergekommen ist. Sie kann Theorien formulieren, um es zu erklären – und diesen Theorien „Glauben“ schenken. Aber sie kann nicht mehr darüber sagen, wo alles hergekommen ist, als einfach ihren eigenen „Glauben“ zu vertreten, dass die materielle Welt seit „Ewigkeit“ besteht und sich dann irgendwie zum „Leben“ entwickelt hat. Sie hat keine Erklärung dafür, dass es den materiellen Stoff des Universums schon immer gegeben haben soll oder wenn nicht, wieso es ihn irgendwann plötzlich gab. Wie „etwas aus nichts“ entstanden sein soll. Ebenso wenig kann sie erklären, warum das feine Geflecht (das Design) aller existierenden Dinge so gut zusammenwirkt, wie es der Fall ist. Und das, was die Wissenschaft beobachtet hat, untermauerte meinen Glauben sehr gut, wie wir noch sehen werden.

Es gibt unzählige großartige Möglichkeiten, sich zu informieren und diesen Fragen selbst nachzugehen, wenn Sie, wie ich, das Bedürfnis danach haben. Mein Ziel hier ist nicht, ein Buch über

„Wissenschaft und Bibel“ zu schreiben, sondern zu erzählen, warum ich glaube. Und an dieser Stelle geht es mir vor allem darum, dass Gott mir jedes Mal, wenn ich eine Frage hatte, eine Antwort gab, die mir genügte. Gott beantwortete entweder konkret die Frage, oder er gab mir eine umfassendere Antwort, die die ursprüngliche Frage hinfällig machte.

Ich stellte fest, dass es stimmt, was in der Bibel steht:

Suchet, so werdet ihr finden.

(MATTHÄUS 7,7)

*Ihr werdet mich suchen und finden;
denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet,
so will ich mich von euch finden lassen.*

(JEREMIA 29,13-14)

Schritt für Schritt auf meiner Suche nach ihm gab er mir die Antworten, die ich brauchte, oder er zeigte mir, dass ich sie in Wirklichkeit gar nicht brauchte. Ich brauchte nur ihn. Allmählich lernte ich, dass eine Beziehung zu ihm mir alles gab, was ich für die Fragen brauchte, die ich hatte. Aber das änderte nichts daran, dass ich nach meinem Empfinden immer noch ein viel größeres Problem hatte.

Ich war immer noch depressiv.

Und zwei Dinge wurden mir immer deutlicher: Gott antwortete auf Gebete – *und* er antwortete nicht darauf. Er zeigte mir, dass er real war, aber er heilte mich nicht von meiner Depression. Über den Sommer fuhr ich mit einem neuen Glauben, aber auch mit heftigen Depressionen und psychischer Not nach Hause. Noch ahnte ich nicht, dass es erst einmal schlimmer werden würde, bevor es wieder bergauf ging.

Runter in den Abgrund und raus aus Ägypten

Während des restlichen Frühjahrs suchte ich intensiv nach Gott. Ich las alles, was ich in die Finger bekommen konnte über die Beweise für den Glauben an Jesus und auch über geistliches Wachstum. Besonders tiefen Eindruck hinterließ es bei mir zu lesen, dass Gott ganz real für Menschen da ist. Ich entdeckte eine ganz neue Art von Literatur, von deren Existenz ich bisher nichts geahnt hatte: geistliche Biografien und Zeugnisse. Leute, die darüber schrieben, was Gott konkret in ihrem Leben, ihrer Arbeit und ihrer Mission getan hatte. Ich fand großartige Bücher und Dokumentationen, in denen Menschen ihre Geschichten davon erzählten, wie Gott real in ihr Leben eingegriffen hatte. Offenbar bildete ich mir nicht nur ein, dass er wirklich in unserer Welt handelte – unzählige andere bezeugten das ebenso. Heilungen, Versorgung, konkretes Eingreifen, Wegweisung – es machte mich sprachlos, dass ich so lange gelebt hatte, ohne zu bemerken, dass Gott in der realen Welt lebendig war.

Eines der ersten christlichen Bücher, die mich wirklich tief beeindruckten, war *Das Kreuz und die Messerhelden* von David Wilkerson. Es war die Geschichte eines Kleinstadtpredigers in Pennsylvania, den Gott mitten in der Nacht aufsuchte, um ihm zu sagen, er solle nach New York City gehen und ein paar Bandenmitglieder retten, denen grauenhafte Verbrechen vorgeworfen wurden. Ich hatte keine Ahnung, dass Gott heute noch übernatürliche Dinge vollbringt – natürlich wusste ich, dass die Bibel davon erzählte, aber ich hatte nie davon gehört, dass solche Dinge auch heute noch passieren.

Ein anderes Buch, das ich auf jener ersten Wegstrecke las, war

Der Schmuggler Gottes von Bruder Andrew. Es erzählt davon, wie dieser Mann Bibeln in kommunistische Länder schmuggelte und durch welche Wunder Gott dabei eingriff, um ihn zu beschützen. Diese beiden Bücher und viele andere mehr machten mir etwas bewusst, was ich vorher nicht verstanden hatte – dass *Gott lebendig ist und in unserem Leben eingreift*.

Während mein Glaube langsam stärker wurde, suchte ich immer noch nach einem Ausweg aus der Finsternis meiner Depression. Über den Sommer fuhr ich von Dallas heim nach Mississippi, und da mein Schmerz vor allem mit den Rückschlägen zu tun hatte, die ich an der SMU erlitten hatte, beschloss ich, an die „Ole Miss“ zu wechseln, die Universität von Mississippi. Ich dachte mir, wenigstens für ein Semester würde mir ein Tapetenwechsel guttun, und vielleicht renkte sich ja etwas wieder ein. Im Rückblick ist mir klar, dass ich auf der Flucht vor dem Schmerz war, und das war vermutlich gar nicht so dumm.

Aber im Verlauf des Sommers wurde alles nur noch schlimmer. Schon das Konzentrieren fiel mir schwer. Ich jobbte als Kassierer in einer Bank, und manchmal konnte ich mich einfach nicht auf meine Arbeit fokussieren. Dauernd machte ich dumme kleine Fehler. Eines Tages kam es zum Eklat, als ich versehentlich ein Bündel 50-Dollar-Scheine in eine Banderole für 1-Dollar-Scheine packte und sie der Dame überreichte, die das Geld abheben wollte. Ich dachte, es wären fünfzig 1-Dollar-Scheine, die ich ihr gab, denn so stand es ja auf der Banderole, aber in Wirklichkeit waren es fünfzig 50-Dollar-Scheine. Für sie war es ein Lottogewinn, weil sie einen depressiven Kassierer erwischt hatte. Sie kam nie wieder, und ich verlor meinen Job.

In dieser äußerst schwierigen Zeit hatte ich mein erstes übernatürliches Erlebnis. In einem Moment der Verzweiflung, nachdem ich meinen Job verloren hatte, fuhr ich hinauf zu unserem Wochenendhaus am See, wo ich schon als Jugendlicher immer mit Gott ge-

redet hatte. Ich dachte, dort könnte ich mich ihm so nahe fühlen, wie ich es manchmal in der Highschool-Zeit empfunden hatte. Dabei ahnte ich nicht, dass er selbst darauf aus war, mir nahe zu sein.

Ich war mit meinem Wagen unterwegs in Richtung See und fuhr gerade durch den dichten Wald. Unterwegs sprach ich mit Gott. Plötzlich durchdrang mich seine kraftvolle Gegenwart auf so übermächtige Weise, dass ich es kaum beschreiben kann. Es fühlte sich an, als würde ich mit irgendeiner Energie aufgeladen, einer Energie, die in mir eine Art Euphorie auslöste, die ich so noch nie erlebt hatte. Als Psychologe würde ich, wenn mir jemand so etwas erzählen würde, vermuten, dass diese Person gerade eine manische Phase erlebt. Aber so war es bei mir nicht. Mein Denken, meine Impulskontrolle, meine Realitätsorientierung, mein mentaler Zustand und dergleichen waren alle intakt, und die Depression war hinterher immer noch da. Mental war ich völlig in Ordnung – weder bipolar noch irgendwie psychotisch oder manisch. Für mich war klar, dass es Gott war, der mich irgendwie anrührte. Was mir bei diesem Erlebnis deutlich wurde: *Er zeigt mir, dass er bei mir ist*. Seine Gegenwart war unfassbar stark spürbar, so stark, dass ich mich erinnere, wie ich zu ihm sagte: „Okay! Das ist genug! Hör auf!“ Noch mehr wäre zu viel gewesen. Und nach einer Weile ging es einfach vorbei. Ich fuhr zurück nach Hause in meine depressive, angeschlagene Welt. Aber ich war von ihm berührt worden, und das hatte mich irgendwie – ermutigt.

Einerseits war es großartig, diese Berührung so stark empfunden zu haben, aber andererseits verwirrte es mich, dass es mir danach *immer noch* so schlecht ging. Gott heilte mich in diesem Moment nicht. Aber ich lernte eine wertvolle zweifache Lektion, die mir für den Rest meines Lebens von Nutzen sein sollte: *Gott ist auch dann bei uns, wenn es uns richtig schlecht geht. Dass es uns schlecht geht, heißt nicht, dass er nicht bei uns wäre. Und dass er bei uns ist, heißt*

nicht, dass er alles Schlechte sofort wegnimmt. Später fand ich heraus, dass er das in der Bibel etliche Male auf unterschiedliche Weise gesagt hat. Einer meiner Lieblingsverse ist dieser:

*Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,
fürchte ich kein Unglück;
denn du bist bei mir,
dein Stecken und Stab trösten mich.*

(PSALM 23,4)

Ich lernte etwas Wichtiges, das mein aufkeimendes, noch unreifes geistliches Leben durchdrang: *Gott lässt zu, dass wir durch Leiden gehen. Leid bedeutet nicht, dass wir ihm gleichgültig wären oder er nicht bei uns wäre.* An diesem Punkt konnte ich die Wirklichkeit nicht verleugnen – ich *wusste*, dass er da war. Das war unausweichlich klar, und gleichzeitig wusste ich, dass er es aus irgendeinem Grund zuließ, dass es mir immer noch so schlecht ging. Beides traf zu. Das war schwer zu schlucken, aber es gab mir die Zuversicht, weiter vorwärtszugehen, zu erforschen, was er für mich bereithielt, und ihm zum ersten Mal auf eine ganz neue Art zu vertrauen.

Der Sommer schritt voran, und irgendwann fuhr ich zur „Ole Miss“, um mich einzuschreiben. Auf dem Weg dorthin fühlte ich mich zunehmend schlechter. Die Depression hatte sich verschlimmert. Daneben spürte ich jetzt immer mehr etwas, das sich anfühlte wie eine überwältigende Angst. Es war ein allumfassendes Grauen, eine Furcht, dass etwas Schlimmes passieren würde, auch wenn ich es nicht benennen konnte. Heute weiß ich, dass es einfach eine weitere Spielart der Depression war, eine komorbide Angst (die bei Depressionen häufig auftritt). Dazu kamen, wie ich später herausfand, einige posttraumatische Reaktionen auf meine Kindheitserkrankung. Doch als ich in Oxford ankam, kam das alles wie eine Welle über mich.

Aber dann hatte ich ein Erlebnis, das mir erneut bewies, dass Gott immer noch da und bei mir war. Ich saß im Sekretariat der „Ole Miss“ an einem Tisch, wo viele Studierende sich zu Kursen anmeldeten, Zimmer im Wohnheim beantragten und so weiter. Mit meiner Depression und Angst konnte ich mich kaum konzentrieren, sodass mir schon das Ausfüllen der Formulare schwerfiel. Mitten in meiner Verwirrung kam aus heiterem Himmel ein Mann auf mich zu, sah mich an und sagte ungefähr Folgendes: „Gott ist bei dir, und eines Tages wirst du ein großer Mann Gottes sein und ihm dienen.“ Ich schaute ihn an, als wäre er übergeschnappt – alles konnte ich mir in diesem Moment vorstellen, aber nicht, dass ich jemals irgendetwas Wertvolles für Gott oder für sonst jemanden leisten würde. Ich schaffte es ja kaum, durch diesen Tag zu kommen. Aber es war, als ob Gott mich sähe und mir noch einmal sagte: „Geh weiter. Ich bin bei dir.“ Das reichte, damit ich noch einen Tag auf den Beinen blieb. Ich wusste, dass Gott durch diesen Mann zu mir gesprochen hatte – dass er mich sah, auch wenn ich selbst nicht einmal meine nächsten Schritte sehen konnte.

Mir ging es schlechter und schlechter. Ein paar Wochen später, es wurde allmählich Herbst, fand in einer Gemeinde bei uns in der Stadt eine Evangelisation statt. Wie es sich anhörte, waren da Leute, die daran glaubten, dass Gott Menschen heilt. Im Gegensatz zu meiner gewohnten methodistischen Kirche wurde dort am Ende der Gottesdienste für Menschen gebetet in der Erwartung, dass Gott „etwas tun“ würde. Das konnte ich gut gebrauchen, also ging ich hin. Vielleicht würde mich dort ja endlich so ein „Blitz“ treffen.

Ich hörte mir die Predigt an und war bewegt, aber ich ließ mich nicht genug auf den Gottesdienst ein, um nach vorn zum Altar zu gehen und für mich beten zu lassen oder dergleichen. Ich wollte lieber inkognito bleiben.

Dennoch spürte ich, dass dieser Pastor es ehrlich meinte – ich

merkte, dass er tatsächlich an einen Gott glaubte, der etwas tat, der wirklich in unser Leben eingriff und uns half.

Am nächsten Tag ging es mir wieder einmal richtig mies. Ich betete zu Gott, er möge mir helfen, und plötzlich fiel mir dieser Pastor wieder ein. Irgendwie musste ich an ihn herankommen. Aber das Gemeindehaus war zu, und ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn finden könnte. Aber ich *wusste* einfach, dass er derjenige war, mit dem ich reden sollte. Nur – wie sollte ich ihn aufspüren? Mir war klar, dass ich so schnell wie möglich mit ihm reden musste, aber ich wusste nicht, wie. Also – betete ich einfach. „Gott, bring mich zu ihm.“

Ich erinnerte mich, dass mein Vater gesagt hatte, er glaube, dass der Pastor in einem bestimmten Viertel der Stadt wohnte – nichts Genaues wohlgemerkt, nur eine Gegend im Norden der Stadt. Mehr Hinweise hatte ich nicht. Also bat ich Gott, mich zu ihm zu bringen. (Völlig planlos – daran sehen Sie, wie verzweifelt ich war!)

Aber ich fuhr los, und ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, aber jedes Mal, wenn ich in der betreffenden Gegend an eine Kreuzung kam, spürte ich einen Anstoß, entweder „hier links“ oder „hier rechts“ zu fahren. So fuhr ich eine ganze Weile lang einfach weiter. Es dauerte ungefähr zwanzig Minuten.

Ich gelangte immer tiefer in eine Neubausiedlung im Norden, folgte den Anstößen in eine Straße nach der anderen und bog schließlich ein letztes Mal ab. *Plötzlich merkte ich, wie sich die Atmosphäre in meinem Auto total veränderte.* Es war zum Greifen. Sogar die Luft veränderte sich. Ich *wusste*, dass Gott zu mir ins Auto gestiegen war. Eine unvorstellbare Präsenz umgab mich. Augenblicklich hielt ich an. Dann blickte ich auf und sah einen Briefkasten an der Straße vor einem der Häuser. Darauf stand schlicht „Pastor Jenkins“. Ich war buchstäblich direkt zum Haus des Pastors geführt worden. Und Gottes Gegenwart in meinem Auto war unbestreitbar.

Eine solche überwältigende Präsenz habe ich nur einige wenige Male in meinem Leben empfunden, aber diese Erfahrung hat eine tiefe Erkenntnis bei mir hinterlassen: Gott ist *viel* realer und näher, als wir ahnen. Und er greift ein, um uns zu helfen.

Ich klopfte an die Tür. Pastor Jenkins bat mich freundlich herein und hörte sich all mein Elend und meine Dilemmata an. Mein Gedanke war, da Gott mich so zielstrebig zu ihm geführt hatte, würde er all das irgendwie verschwinden lassen, sei es durch eine Heilung oder so etwas wie Seelsorge oder Therapie. Doch das passierte wieder einmal nicht. Dennoch war das, was hier passierte, ein sehr bedeutsamer nächster Schritt für mich.

Im Verlauf dieses Abends bei Pastor Jenkins brach ich völlig zusammen. Es ging mir so schlecht, dass er meine Eltern anrief, damit sie mich abholten. Er wusste sich keinen anderen Rat. Ich war so am Boden zerstört und unfähig, mich zusammenzureißen, dass er mit seinem Latein am Ende war. Doch er war klug genug zu wissen, dass ich weitere Hilfe brauchte. Zu meinen Eltern sagte er, ich habe psychiatrische Hilfe nötig, da ich an einer schweren Depression leide, die ärztlicher Behandlung bedürfe. So brachte er den Prozess in Gang, der mich schließlich in die richtige Richtung führte.

Genau wie damals, als ich vier Jahre alt war und meine Eltern nicht mehr weiterwussten, brachten sie mich wieder in die Ochser-Klinik in New Orleans, dahin, wo die schweren Fälle hinkommen. Sie lieferten mich ein, und ich wurde einem Psychiater zugeteilt. Ich werde seinen Namen nicht nennen, aber ich kann Ihnen jetzt sagen – und das ist meine professionelle Auffassung –, dass er unfähig war, aber gleichzeitig sehr von sich selbst überzeugt. Er diagnostizierte meinen Zustand völlig falsch, verschrieb mir falsche Medikamente und begann eine Therapie, die kaum etwas mit dem zu tun hatte, woran ich litt. Er verstand mich einfach nicht. Darüber hinaus hatte das Medikament erhebliche Nebenwirkungen,

sodass es mir noch schlechter ging und überhaupt kein Silberstreifen am Horizont auftauchte. Ich fühlte mich vollkommen verlassen von Gott und ebenso von meinen Eltern. Zu Unrecht, da sie ja taten, was sie konnten, aber hier saß ich nun einmal in einem Krankenhaus, 225 Meilen von zu Hause entfernt, verpasste den Beginn des Studienjahrs und hatte weder einen Plan noch eine Hoffnung. Ich wusste nicht, was ich tun oder wohin ich mich wenden sollte.

Ein paar Lichtblicke gab es in diesem Sommer doch, die auf übernatürliche Weise zeigten, dass Gott in meinem Leben am Wirken war, mich führte und mich bewahrte. Eines dieser Erlebnisse ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Meine Schwester, die damals in New Orleans wohnte, kam mich eines Tages besuchen, und wir fuhren ins French Quarter, einfach, damit ich mal rauskam und einen normalen Tag erleben konnte. Während wir durch die Straßen bummelten und uns die Läden anschauten, entdeckte ich ein Antiquariat, das mich anzog. Ich war ganz verrückt nach Büchern, besonders nach geistlichen, und ich war immer noch auf der Suche. Wir schickten uns also an, die Buchhandlung zu betreten, und dann passierte es. *Gottes Gegenwart kam über mich*. Ja, Sie haben richtig gelesen. Ich weiß, es hört sich verrückt an.

Es war unglaublich stark – er hüllte mich ein, als wir dort auf dem Bürgersteig standen. Es war ganz ähnlich wie bei dem Erlebnis, das ich in meinem Auto gehabt hatte. Ich wusste genau, dass er es war.

Ich wusste nicht, warum – aber ich sagte zu Sharon: „Moment mal – wir müssen beten.“ Und dann sagte ich einfach: „Gott, ich weiß, du bist hier – bitte lass mich wissen, warum du hier bist und was ich tun soll.“ Ich hatte keine Ahnung, was los war. Sharon schaute mich nur an, als wäre ich ein bisschen übergeschnappt, aber sie vertraute mir. Eine Antwort bekam ich auf mein Gebet nicht, nur seine Gegenwart.

Immer noch ohne eine Ahnung, worum es hier ging, betraten wir die Buchhandlung und begannen uns umzuschauen. Ich spürte immer noch die Präsenz um mich, aber ich stöberte einfach weiter. Wie gesagt, ich bin ein Büchernarr und ich liebe alte Buchläden. Wir wanderten also an den Regalen entlang und schauten. Als ich in einen Gang einbog, fand ich mich in einer anderen Abteilung wieder, in der es lauter geistliche Bücher verschiedenster Art gab. Die hohe Regalreihe weckte meine Aufmerksamkeit, und das erste Buch, das ich sah, war von Hal Lindsey. Ich blieb stehen, weil ich den Namen als den eines christlichen Autors erkannte. Doch als ich dort stand, kam plötzlich ein unheimlich aussehender Mann, ganz in Schwarz gekleidet, auf mich zu und sagte in verschwörerischem Ton: „Ahhh – dann sind Sie also Satanist?“

Ich hatte noch gar nicht bemerkt, dass das Buch von Lindsey den Titel *Satan kämpft um diese Welt* trug. Das Buch handelte von Satan. Offenbar hatte dieser Satanist gesehen, wie ich stehen geblieben war, um es anzuschauen. Er dachte wohl, ich wäre einer von ihnen.

Augenblicklich spürte ich, wie eine seltsame Stärke und Kühnheit mich erfüllte – und ich sagte: „Nein! Ich bin Christ!“ Normalerweise reagiere ich nicht so heftig wie bei dieser Begegnung – aber ich kam mir ein bisschen vor wie ein Superheld. Später wurde mir klar, dass diese Kraft nicht von mir selbst kam. Sogar meine Schwester erschrak darüber.

Als ich das sagte, wich er sofort angewidert zurück – und sagte mit grausiger Stimme: „Oh! Sie sind auf der *falschen Seite*!“ Dann entfernte er sich rasch. Wenn ich mich jetzt daran erinnere, bin ich fast versucht zu sagen, er *schlängelte* sich davon. „Unheimlich“ ist ein zu schwaches Wort für diese Begegnung.

Sharon bekam es ein wenig mit der Angst zu tun, und während ich noch voll unter dem Eindruck der Begegnung stand, packte sie mich und sagte: „Komm, lass uns raus hier.“

Kaum waren wir draußen, verschwand die Präsenz. Alles fühlte sich wieder normal an. Es war komisch, dass dieses Gefühl eben noch so stark gewesen war und nun einfach verschwand. Er war da, und dann auf einmal nicht mehr. Aber ich hatte wieder einmal eine Lektion gelernt: Wenn ich ihn brauchte, zeigte er sich. Ich hatte keinen Zweifel, dass ich an jenem Tag irgendeiner dunklen Macht begegnet war und dass Gott mich vor irgendetwas beschützte, mich abgeschildert hatte vor Dingen, die ich mir nur ausmalen kann. Jahrzehnte später, nachdem ich echte geistliche Dunkelheit und dämonische Wesen erlebt habe, auch im klinischen Umfeld, weiß ich, dass niemand, der nicht genau weiß, was er oder sie tut, diesen Dingen zu nahe kommen sollte.

Doch mein Erlebnis zeigte mir, dass Gott schützt. Später lernte ich mehrere Bibelstellen kennen, die das betreffen, was ich gerade erlebt hatte, aber dies ist eine meiner Lieblingsstellen:

*Der HERR wird dich behüten vor allem Unheil, er wird
dein Leben behüten. Der HERR wird deinen Ausgang
und deinen Eingang behüten von nun an bis in Ewigkeit.*

(PSALM 121,7-8)

Sharon und ich konnten nur darüber staunen, wie Gott sich in diesem Moment gezeigt hatte. Es war wieder einmal ein Beispiel dafür, wie er an meiner Seite war – *selbst wenn ich ansonsten völlig außer Gefecht war*. Er beschirmte mich. Vielleicht war ich auch von Engeln umgeben – ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich mich aus einer völlig anderen Dimension richtig gut unterstützt fühlte – einer Dimension, die ich als ganz und gar real erlebte, obwohl ich sie nicht sehen konnte.

Bevor es weitergeht und ich über den nächsten Schritt seines Heilungsplans für mich spreche, möchte ich noch eine Sache er-

wähnen, die sich für manche von Ihnen vielleicht ausgesprochen merkwürdig anhören wird. Aber ich kann Ihnen versichern, dass sie absolut wahr ist. Das Folgende ist wirklich passiert, und es hat mir damals viel Mut gemacht.

Während ich in der Klinik darauf wartete und hoffte, dass Dr. Ahnungslos mir half, gab es jeden Tag beschäftigungstherapeutische Einheiten, an denen ich teilnehmen konnte. Da ich nicht besonders künstlerisch veranlagt bin, beschloss ich, einen Ledergürtel anzufertigen – das war ein handwerkliches Projekt, wo man beliebige Motive in das Leder einprägen konnte. Als eifriger frischgebackener Christ dachte ich mir, ich könnte ein bisschen „Jesuskram“ gebrauchen. Also machte ich mich daran, den Namen Jesus in einen Ledergürtel einzuprägen. (Hört sich ziemlich kitschig an, ich weiß. Aber ich war ja noch ein Grünschnabel, und das war Ende der Siebziger, also seien Sie bitte nachsichtig mit mir. Denken Sie an die Hippies und die Jesus-Revolution, die Doobie Brothers usw.) Wie auch immer, als ich anfang, seinen Namen einzugravieren – ich weiß nicht, wie ich es anders beschreiben soll –, konnte ich jedes Mal, wenn ich an dem Gürtel arbeitete und den Namen „Jesus“ sah, buchstäblich spüren, wie mir aus dem Leder eine Kraft zufluss. Es war, als wollte Gott mir sagen: „Das ist wahr – seine Kraft ist real.“ Ich konnte es buchstäblich spüren, als ob die Kraft aus dem Leder selbst käme. Nennen Sie mich ruhig verrückt – an Ihrer Stelle hätte ich es wahrscheinlich genauso gemacht und das Ganze eine Halluzination genannt. Aber es war kein Wahn. Ich kann nicht anders, als Ihnen die Wahrheit zu sagen. Es war real, und ich konnte es *spüren*. Es fühlte sich in etwa so an, als wenn man eine Hand über eine heiße Herdplatte hält. Etliche Male verstärkte dieses Erlebnis meine Hoffnung, diese beunruhigende Zeit zu überstehen. Ich konnte ihn *spüren*. Doch mit meiner Depression kam ich trotzdem nicht weiter. Mein Trottler von Psychiater war keine Hilfe. Nichts verschaffte

mir auch nur ein bisschen Erleichterung. Ich war allein in New Orleans, ohne jede Unterstützung, und meine Eltern wussten schon längst nicht mehr weiter. Es war so ziemlich die tiefste Verzweiflung, die ich bislang erlebt hatte – es ging einfach nicht voran.

Dann passierte es. Ein Pfleger kam zu mir und sagte mir, ich hätte einen Telefonanruf. Es war mein Freund Edward – derselbe, der mich damals an der SMU zu der Bibelgruppe eingeladen hatte. Er hatte von meinen Eltern gehört, dass ich dort war, und sagte, er wolle mich besuchen kommen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass Gott mich doch nicht vergessen hatte.

Der Anruf von Edward kam mir vor wie ein Lichtstrahl in der Dunkelheit. Gottes Kavallerie eilte herbei! Schließlich war Edward derjenige, mit dem alles angefangen hatte, nachdem ich zum ersten Mal nach Gott gerufen hatte.

Am nächsten Tag stand Edward auf der Matte. Er war einer, der nicht lange fackelte. In seiner typischen Art kam er prompt zu dem Schluss: „Das sind doch alles Idioten hier. Wir müssen dich zu jemandem bringen, der deinen Glauben versteht und dir medizinisch helfen kann.“ Mein Psychiater war nämlich der Meinung, mein Glaube sei ein Teil des Problems. Edward rief sogleich seinen Schwager Bill an, den Theologiestudenten, der jene erste Bibelarbeit geleitet hatte, die ich an der SMU besucht hatte. Bill wurde am theologischen Seminar von einem Psychiater namens Frank Minirth in Seelsorge und Lebensberatung unterrichtet. Edward glaubte, Dr. Minirth könne mir vielleicht helfen.

Edward schilderte Bill meine Situation. Bill wiederum rief Dr. Minirth an und fragte ihn, ob er mich in seiner Sprechstunde empfangen würde. Wundersamerweise sagte Dr. Minirth zu. Das Problem war nur, dass ich in Dallas keine Bleibe hatte. Wo sollte ich unterkommen, wenn ich nach Dallas ging? Wieder griff Gott ein. Julie, Bills Frau und Edwards Schwester, hatte schon seit Wochen

immer wieder zu Bill gesagt, sie habe den Eindruck, Gott wolle, dass „jemand bei uns wohnen soll“. Für Bill kam das aus heiterem Himmel. Julie aber war vollkommen überzeugt, dass es von Gott kam, und als sie darüber beteten, kamen alle beide zu der Erkenntnis, dass Gott ihnen in der Tat auftrug, sich in ihrem Zuhause auf die Aufnahme eines Gastes einzurichten. Bis zu diesem Moment hatten sie keine Ahnung, um wen es ging oder was der Grund war. Als Edward sie anrief und fragte, ob ich dorthin kommen könne, um Dr. Minirth zu besuchen, schauten sie einander an, und Bill sagte: „Das ist er. Das ist der Mann, der bei uns wohnen soll.“

So luden mich Bill und Julie nach Dallas ein, wo ich bei ihnen wohnen konnte, während ich zu Dr. Minirth in die Behandlung ging. Ein Student und seine Frau mit einem vierzehn Monate alten Baby in einem winzigen Häuschen. Trotz all ihrer Herausforderungen waren sie sich sicher, dass sie das tun sollten, auch wenn es rational nicht den geringsten Sinn ergab. Sie hatten nicht einmal ein Bett für die kleine Abstellkammer, in der sie mich unterbringen würden. Doch sie sagten Ja zu dem Weg, den Gott sie führte.

Dann riefen sie meine Eltern an und erklärten ihnen den Plan, und aus irgendeinem seltsamen, verrückten Grund stimmten meine Eltern zu. Noch ein lustiges Zeichen gab es am nächsten Tag. Eine Freundin von Julie räumte ihre Garage auf. Sie rief die beiden an und sagte: „Ich wollte gerade ein Einzelbett zum Sperrmüll geben, aber dann kam mir irgendwie der Gedanke, ihr könntet es vielleicht gebrauchen. Wollt ihr es haben?“ Sie wussten, von wem das kam. Am nächsten Tag verließ ich die Klinik und fuhr zurück nach Dallas, um bei Bill und Julie einzuziehen. In Dallas hatte mein ganzes Elend seinen Anfang genommen, und nun ging ich dorthin zurück. Ich ahnte nicht, dass mein neues Leben nun wirklich beginnen würde.

* * *

Ich zog bei Bill und Julie ein. Bill nahm mich mit in seine Kurse am Seminar. Manchmal war ich immer noch zu depressiv, um mich zu konzentrieren, oder ich konnte gar nicht erst mitkommen. Doch oft verspürte ich auch große Lust, die Grundlagen des Glaubens und des geistlichen Lebens kennenzulernen. Die meisten Tage verbrachte ich zu Hause mit Julie und dem kleinen Billy. Julie brachte mir Tag für Tag, Stück für Stück, immer mehr über Gott bei. Ich bekam eine geistliche Grundausbildung, als ob ich in meinem eigenen theologischen Internat lebte. Doch dass Gott, während ich Dinge über ihn lernte und darüber, wie er unser Leben heil macht, gleichzeitig genau das an mir tat, ahnte ich nicht. Ich befand mich in einem theologisch-therapeutischen Internat. Viel besser als die Klinik, in der ich bisher gewesen war. Bill und Julie schickten mich zu meinen Therapiesitzungen zu Dr. Minirth und halfen mir dann, all das zu verarbeiten, was in meinen Einheiten dort passierte. Außerdem stellte Bill eine Kleingruppe für mich zusammen: Edward, unser guter Freund Fred und noch ein paar weitere Männer. Wir redeten ehrlich über unser Leben, tauschten uns aus über unsere Nöte und Kämpfe, beteten füreinander, verarbeiteten unseren Liebeskummer, unterhielten uns über unsere Zukunftsängste und unsere Schwierigkeiten im Studium, bekannten einander unsere Sünden und weinten manchmal gemeinsam, wenn uns etwas besonders zu schaffen machte. Im einen Moment redeten wir vielleicht über die Dinge, die ich verloren hatte, und im nächsten Augenblick ging es um einen Vater, der in eine Entziehungskur musste, oder um eine Familienkrise, ausgelöst durch den Nervenzusammenbruch einer Mutter. Wir liebten, unterstützten und heilten einander in dieser kleinen Gemeinschaft, die Bill und Julie zusammengebracht hatten.

Das war für mich die Zeit in meinem Leben, in der ich durch die Wüste geführt wurde. Die biblische Erzählung davon wird in einer kurzen Predigt von Mose gut zusammengefasst. Sie findet

sich im 5. Buch Mose, kurz bevor die Israeliten nach ihrem Auszug aus Ägypten ins verheißene Land einziehen. Diese Geschichte hatte mich schon immer angesprochen. Ich denke, es geht vielen Menschen so. Wir alle hatten schon unsere schlimmen Erlebnisse, unser „Ägypten“, aus dem wir befreit werden mussten. Und viele können wie ich bezeugen, dass Gott in der Lage ist, uns aus unseren schlechten Zeiten herauszuführen und an einen besseren Ort zu bringen, wenn wir es zulassen. Mein größtes „Ägypten“ waren die Nöte, von denen ich bis hierher berichtet habe. Wenn ich auf diese Zeit meines Lebens zurückblicke, kann ich heute mit Mose sagen: Gott hat mich herausgeführt mit mächtiger Hand. Er hat Wunder getan, und er hat mir ein Land (ein Leben) geschenkt, das ich allein nie hätte finden können. Und er hat mich seine „Weisungen“ gelehrt, oder seine „Wege“, wie sie oft genannt werden. Als ich sie kennenlernte, haben sie mein ganzes Leben transformiert.

Der Auszug aus Ägypten führte die Israeliten auf eine lange Reise, und auch meine Reise erwies sich als ziemlich lang, als Gott mich auf den Weg der Heilung führte.

Während dieses ganzen Herbstes bei Bill und Julie befand ich mich immer noch tief in der Wüste. Obwohl ich schon Ende August zurück nach Dallas kam, schrieb ich mich nicht für das Herbstsemester an der SMU ein. Ich war noch zu angeschlagen, um den akademischen Anforderungen gerecht zu werden. Die einzigen Leute neben Bill und Julie, deren Gesellschaft ich überhaupt ertragen konnte, waren die aus meiner kleinen Männergruppe. Ich sah nicht einmal mehr so aus wie sonst. Ich hatte fast 15 Kilo abgenommen und hätte die Leute vermutlich nur erschreckt. Viele hätten mich wohl für todkrank gehalten. Ich hatte Angst vor den Fragen, die dann zweifellos kommen würden.

Und immer noch sehnte ich mich danach, dass Gott mich „heilte“ wie mit einem „Blitz“, sodass all meine Nöte auf der Stelle

verschwanden. Aber das tat er nicht. Es gab immer noch richtig schwere Zeiten. Aber gleichzeitig waren es Zeiten der Heilung.

Zum Beispiel kurz vor Weihnachten in jenem Jahr. Bill, Julie und ich schauten uns eine Verfilmung der *Weihnachtsgeschichte* von Charles Dickens an. Vielleicht erinnern Sie sich an Tiny Tim aus der Geschichte – den kranken Sohn von Bob Cratchit, der in Gefahr ist, an seiner Krankheit zu sterben. Er kann nur mithilfe einer Krücke gehen. Wir saßen alle gemeinsam im Wohnzimmer und schauten uns den Film im Fernsehen an. Alles war ganz normal, bis Tiny Tim mit seiner Krücke ins Bild kam.

Kaum tauchte er auf, fing ich aus heiterem Himmel an zu hyperventilieren. Ich zitterte am ganzen Leib. Dann überfielen mich Bilder aus meiner Krankheitszeit als Kind, als ich dieser gehbehinderte Junge gewesen war – Bilder von Krankenhäusern, Leuten in weißen Kitteln, dröhnenden Röntgengeräten, Kanülen – ein Kaleidoskop verstörender Bilder drehte sich in meinem Kopf.

Ich fing an zu schluchzen. Bill und Julie nahmen mich in die Mitte und hielten mich fest, bis ich in der Lage war, ihnen zu erzählen, was in mir vorging. Allmählich kam ich wieder zu mir, und wir sprachen ausführlich über alles. Damals verstand ich noch nicht, dass ich durch die körperlichen Schmerzen und die Traumatisierung, die ich in den zwei Jahren nach meinem vierten Geburtstag erlitten hatte, posttraumatische Symptome davongetragen hatte. Die Krankheit, von der mich Gott durch Dr. Sherman befreit hatte, war zwar körperlich überwunden, *aber* in all den Jahren seither hatte sie sich in meiner Psyche eingenistet. Später begriff ich, dass mein Zusammenbruch, als ich nicht mehr Golf spielen konnte, ein starker Trigger gewesen war, der mich in den finsternen Abgrund stürzen ließ, der in den Tiefen meiner Seele gähnte. Ich war nicht nur deshalb depressiv, weil ich keine Golfturniere mehr spielen konnte. Ich erlebte von Neuem die Verletzungen in der Tiefe, die

nie wirklich geheilt waren. Der aktuelle Verlust legte die vergrabenen Traumata und Verluste meiner Kindheit wieder frei.

Es gab noch mehrere andere Verlusterfahrungen aus meiner Kindheit, und auch einige körperliche Misshandlungen kamen zum Vorschein. All dies begann ich in jenem Jahr ebenfalls zu verarbeiten. Ich hatte gewollt, dass Gott mich „heilt“, dass er mich mit einem augenblicklichen Blitzschlag übernatürlicher Macht gesund machte – das hatte ich mir immer gewünscht, schon vom ersten Tag an, als ich mich ihm in jener kleinen Kapelle zugewandt hatte. Aber er hatte es nicht getan. Also dachte ich, dass er es auch in Zukunft nicht tun würde. Ich musste einfach lernen, im Glauben weiterzugehen und klarzukommen, so gut es ging. Allmählich lernte ich, mich auf ihn zu stützen, um Kraft zu bekommen, und ich war Gott dankbar für alles, was ich ihn hatte tun sehen, und dafür, wie er sich mir gezeigt hatte. Aber dass er mich nicht heilte, enttäuschte mich.

In Wirklichkeit jedoch war er dabei, mich zu heilen, und zwar auf einer viel tieferen Ebene, als ich es mir gewünscht hatte – mir hätte es schon genügt, wenn ich nicht mehr depressiv gewesen wäre. Er aber führte mich durch einen tieferen, gründlicheren inneren Heilungsprozess in diesen heilsamen Beziehungen. Er unterzog mich einer Generalüberholung.

Bill und Julie, Dr. Minirth und mein enger geistlicher Freundeskreis arbeiteten an mir, während ich dachte, Gott würde mich nicht „heilen“. Sie unterstützten mich und „operierten“ mich an der Seele, indem sie mir halfen, all die Dinge zu verarbeiten, die in der Therapie an den Tag kamen, und die Verluste zu betrauern. Sie gingen auch streng mit mir um – sie konfrontierten mich (liebevoll) mit Verhaltensmustern in meinem Leben, die nicht gesund waren. Sie gruben tief in meiner Seele herum. Sie ließen nicht locker, bis ich bekannte und ans Licht brachte, was ich an schäbigen Einstellungen und Unversöhnlichkeit mit mir herumtrug, meine Beziehungs-

muster, meinen Glauben, ständig etwas leisten zu müssen, um mich zu beweisen. Das war keinesfalls immer ein Zuckerschlecken. Ich hatte ein hartes Behandlungsteam.

Ich weiß noch, wie ich eines Tages mit dem Gedanken zu spielen begann, wieder auf den Campus zurückzukehren, und Angst davor bekam, was manche Leute dann denken könnten. Sie wussten ja alle, dass ich eine schwere Zeit durchgemacht hatte. Julie schaute mir nur in die Augen und sagte mir unverblümt: „Henry – das ist nichts als Stolz.“ Ihre brutale Ehrlichkeit half mir ein Stück weiter hinaus aus meiner Unfähigkeit, mich anderen gegenüber verletzlich zu zeigen, und meinem Hang dazu, mir Gedanken darüber zu machen, was die Leute denken könnten, wenn sie wüssten, wie schlecht es mir gegangen war. Meine erste Lehrstunde im „Echt sein“.

Ich lernte den psychologischen – und biblischen – Begriff des „wahren Selbst“ und des „falschen Selbst“ kennen. Ich hatte mir ein falsches Selbst aufgebaut, das ich der Außenwelt präsentierte, seit ich aus dem Rollstuhl aufgestanden war und allen beweisen wollte, dass ich kein minderwertiges, behindertes Kind war. Ich konnte jede Sportart betreiben, in manchen sogar Staatsmeister oder Regionalmeister werden, bis ich schließlich sogar rekrutiert wurde, in der NCAA, dem nationalen Verband für College-Sport, Golf zu spielen. Ich war kein Krüppel mehr – mein falsches Selbst hatte seine Funktion erfüllt. Es hatte das behinderte Kind verschwinden lassen, tief im Innern, wo niemand es finden konnte. So dachte ich wenigstens.

Aus der Psychologie und später aus der Bibel lernte ich, dass ein falsches Selbst, das verdeckt, wer wir wirklich sind, ein Haus ist, das auf Sand gebaut ist. Früher oder später wird es einstürzen, und wie ich merkte, traf das absolut zu. Jesus nannte das Heuchelei. Das griechische Wort dafür lautet *hypokrisis*, wörtlich „Schauspielerei“.

Man ging also ins Theater, um die „Heuchler“ auftreten zu sehen. Ebenso sagt auch der Apostel Paulus: „Legt die Lüge ab“ (Epheser 4,25). Mein falsches Selbst hatte einen Knacks bekommen, und nun kam alles an die Oberfläche, die ganze Wahrheit, vor der ich so lange davongelaufen war, dass ich sie ganz vergessen hatte. Aber eine posttraumatische Störung lügt nicht, und alle Trophäen der Welt können sie nicht verbergen. Im Grunde sagte mir Julie: „Gib es auf. Sei ehrlich zu dir selbst, zu Gott und zu den anderen.“ Wieder so ein heilsamer Schnitt mit dem Skalpell, das während dieses Jahres immer zur Stelle war. Es tat weh, aber es half mir, weil es in Liebe geschah.

Ich komme noch auf die biblischen Prozesse zurück, die sich in der Psychologie empirisch als wahr erwiesen haben. Damals freilich ahnte ich nicht, dass Gott während jenes ganzen Jahres diese Dinge im Verborgenen tat.

Unterstützen, trauern, Dinge aufdecken, Leid verarbeiten, ein gebrochenes Herz heilen, Kraft geben, vorleben, Risiken eingehen, gemeinsam weinen, Sünden bekennen, vergeben, Buße tun, Denkmuster verändern, das eigene Leben überprüfen, moralische Inventur halten, beten, neue Fähigkeiten aufbauen und vieles andere mehr – all das passierte, ohne dass ich mir dessen bewusst war. Ich wartete ja nur darauf, dass Gott mich „heilte“. Und da ich nicht mehr „schauspielern“ und mich verstecken konnte, lag ich auf dem OP-Tisch und hatte keine andere Wahl. Das falsche Selbst war demontiert.

Etwa ein Jahr später, nach meiner Zeit bei Bill und Julie, fühlte ich mich ziemlich gut. Ich war ins College-Leben zurückgekehrt und war an der SMU eingeschrieben, um meine letzten beiden Studienjahre zu vollenden. Mit Edward und einem weiteren Freund bewohnte ich ein Apartment. Ich hatte eine neue Richtung im Leben und eine großartige geistliche Gemeinschaft. Der Kontakt zu meinen Kumpels in der Studentenverbindung war wieder aufgelebt,

ich ging wieder aus und genoss das Leben. Ich hatte Hoffnung und eine Zukunft.

Eines Morgens wachte ich auf, und mir wurde etwas ziemlich Verblüffendes bewusst – bis zu diesem Moment war es mir gar nicht richtig klargeworden. Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf:

Ich bin nicht mehr depressiv.

Es war so. Ich war nicht mehr depressiv. Es ging mir richtig gut.

Während ich dalag, dieses Bewusstsein tief in mich einsog und an all das Gute in meinem Leben dachte, erfüllte mich eine tiefe Dankbarkeit dafür, wieder so lebendig zu sein. Ich dankte Gott für all die Menschen und die Richtung, die ich jetzt in meinem Leben hatte. Dann kam mir noch ein Gedanke:

Aber ich wünschte, Gott hätte mich geheilt.

Ich war enttäuscht, dass der Gott, den ich gefunden hatte, mich nicht geheilt hatte. Kein „Blitz“ einer übernatürlichen Heilung hatte mich getroffen und meine Depression verschwinden lassen. Irgendwie verschnupft darüber, dass er das nicht getan hatte, blieb ich noch eine Weile liegen.

Dann fiel mir ein Bibelvers ein, und mit diesem Gedanken im Hinterkopf schlug ich ihn nach:

Aus ihm wird der ganze Leib zusammengefügt und verbunden durch jedes der Unterstützung dienende Gelenk, entsprechend der Wirksamkeit nach dem Maß jedes einzelnen Teils; und so wirkt er das Wachstum des Leibes zu seiner Selbstaufbauung in Liebe.

(EPHESER 4,16; ELBERFELDER)

Moment – „Aus ihm?“. Aus Jesus? „Der ganze Leib?“ (also die Gemeinschaft seiner Nachfolger, sein Volk). Dadurch, dass sie miteinander verbunden sind und jeder Teil seine Wirkung tut, werden wir wieder aufgebaut und geheilt?

Ich war sprachlos, verlegen und berührt. Genau das war mit mir geschehen. Jesus hatte mich zusammengefügt durch unterstützende Gelenke – durch seine Leute –, hatte mich verbunden, aufgebaut und geheilt dadurch, dass jeder Teil seine Wirkung tat. Julie, Bill, mein Arzt, meine anderen Freunde, die all diese heilsamen Dinge getan hatten, waren die „Teile“ seines Leibes, die mich geheilt hatten, wie ein menschlicher Körper heilt.

Das „Haupt“, unser Gehirn, steuert die Nieren und die Leber, die uns reinigen; das Herz pumpt frisches, sauerstoffreiches Blut dorthin, wo es gebraucht wird; Nahrung wird aufgespalten und verstoffwechselt, damit aus Nährstoffen und Materialien neue Zellen werden können; das Immunsystem bekämpft Infektionen, und so weiter. Mir wurde etwas klar.

Jesus hat es durch Bill und Julie und all die anderen getan. Er hatte den ganzen Prozess gesteuert. Sie hatten die Infektionen in meiner Seele bereinigt und hinausgespült, die Bakterien in meinem Innern bekämpft, meine Knochen gestärkt und sie wieder an ihren Ort gerückt. Sie hatten neues Material dorthin transportiert, wo mir etwas Nötiges fehlte, und vieles mehr. Und das „Haupt“ hatte das alles gelenkt. Endlich begriff ich:

Gott hat mich geheilt.

Aber er hatte es nicht mit einem Blitz getan. Er hatte es getan durch einen Telefonanruf, der den Prozess in Gang gebracht und mich aus meinem „Ägypten“ herausgerufen hatte in jene erste Gruppe von Leuten, die mir Jesus erklärt hatten. Durch eine Person nach

der anderen, die meine Fragen beantworteten. Er hatte mich übernatürlich gestärkt durch Erscheinungen in meinem Auto, auf der Bourbon Street in New Orleans, in einer Klinik. Er war zu einem unsichtbaren Navigationsgerät geworden, um mich zum Haus eines fremden Pastors zu führen, und hatte mir klargemacht, dass ich professionelle Hilfe brauchte. Er hatte Edward geschickt, der mich aus meiner Gefangenschaft in der Klinik befreite, und mir den Arzt zur Verfügung gestellt, der wusste, was ich brauchte. Er hatte auf übernatürliche Weise zu einem wunderbaren jungen Ehepaar gesprochen und ihnen deutlich gemacht, dass sie mich bei sich aufnehmen sollten. Er hatte ihnen das Wissen und die Fähigkeiten gegeben, mich wieder gesund zu lieben, und so angefangen, meine posttraumatische Störung aufzubrechen. Er hatte mich in eine heilsame Gemeinschaft hineingestellt und vieles mehr.

Es gab kein Vertun: Gott hatte mich geheilt. Und währenddessen war mir vor lauter Schmerz all das, was er tat, gar nicht bewusst gewesen. Aber an jenem Morgen wurde es mir klar, und dann erkannte ich gleich noch etwas. Hätte er mich in einem wundersamen, übernatürlichen Moment geheilt, so hätte ich mich nicht auf den langen Weg des Erwachsenwerdens gemacht, des Herauswachsens aus manchen unreifen und kaputten Verhaltensmustern, die mich festhielten und mir sonst mein Leben lang zu schaffen gemacht hätten. Hätte er es nicht auf seine Weise gemacht, wäre ich inzwischen wahrscheinlich in der Gosse gelandet und würde eine Spur von zerstörten Beziehungen und Scheitern hinter mir herziehen. Ich wäre immer noch unreif und kaputt unter der „weggeblitzten“ Depression, die ich für das eigentliche Problem gehalten hatte.

Ich hatte meine Lektion gelernt.

Gott ist real, und er kümmert sich. Aber manchmal wissen wir nicht, was er tut, während wir gefühlte vierzig Jahre lang durch die Wüste wandern wie Mose und sein Volk. Er erschien ihnen, er

führte sie, und trotzdem hatten sie es schwer. Sie jammerten herum und konnten oft nicht sehen, dass er tatsächlich etwas tat. Aber er tat etwas – und er war bei mir. Jetzt lernte ich, dass Gott besser als ich selbst weiß, was ich brauche, und das bewirkte er – auch wenn es lange dauerte, kaum zu bemerken war und nicht so ablief, wie ich es mir vorstellte. Im Rückblick jedoch ist kein Zweifel möglich an der Realität dessen, was er in der Anfangszeit meines Lebens für mich tat. Die Bausteine dessen, was ich Ihnen mitteilen möchte, die Gründe, „warum ich glaube“, sammelten sich allmählich an, und es sollten noch dramatischere Erlebnisse kommen.

Ein Glaubenswagnis

Als ich auf das nächste Studienjahr zuging, war die Dunkelheit verfliegen, und ich konnte anfangen, über das „Was jetzt?“ nachzudenken. Mein Hauptfach war Buchhaltung und Finanzen, aber allmählich wurde mir klar, dass mich das nicht packte. Gelernt hatte ich immer fleißig, und Wirtschaftslehre gefiel mir, aber den Stoff fand ich eher mühsam als faszinierend. Gut zu wissen, besonders, wenn ich tatsächlich meinen langjährigen Plan B verfolgte und Jura studierte. Aber begeistert war ich von alledem nicht, das musste ich zugeben. Ein Semester Wirtschaftsrecht und die Vorstellung, die nächsten mehr als vierzig Jahre mit dem Lesen von Gerichtsurteilen, Fallakten und Verträgen zu verbringen, hatten eine einschläfernde Wirkung auf mich. Außerdem hatte mein erster Job in der Finanzwelt im vorigen Sommer, als ich in einer Bank gearbeitet hatte, mit einer Katastrophe geendet. Ich war hochkant hinausgeflogen. Nicht gerade ein gutes Omen dafür, dass ich in dieser Welt etwas zu suchen hatte.

Was mir dagegen auffiel, war, dass ich buchstäblich meine gesamte Freizeit damit verbrachte, Bücher über Theologie und meine neueste Leidenschaft, Psychologie, zu verschlingen. Mein Interesse daran war erwacht, während ich versuchte, meinen Weg aus meinem Schmerz zu finden. Ich las eine Menge Bücher über Depressionen, Angst und ähnliche Themen. Bücher, die geistliches Wachstum und Psychologie miteinander verbanden, interessierten mich besonders. Ich verfolgte diese Leidenschaft mit ähnlichem Eifer wie früher mein Golfspiel. Die Schnittmenge von Psychologie und Theologie wurde für mich zu einem Lebensthema.

Noch etwas anderes bemerkte ich. Wenn ich mit meinen Freunden und mit Bill und Julie und meiner Gruppe zusammen war und wir über die Entwicklungen in unserem und speziell in ihrem Leben redeten, drehten sich die Zahnräder in meinem Kopf in einem Tempo, wie ich es noch nie erlebt hatte. Ich sah Dinge, die mir vorher nie aufgefallen waren, und tüftelte an den Dilemmata und Problemen herum, mit denen die Leute sich auseinandersetzten. Nach allem, was ich erlebt hatte, konnte ich mich auch gut in den Schmerz anderer hineinfühlen. Und mir schien, dass ich innerlich lebendig wurde, wenn ich mich mit Leuten über ihr Leben unterhielt.

Zuerst allmählich, aber dann scheinbar urplötzlich, fing einer nach dem anderen an, mir Dinge zu sagen wie: „Du scheinst bei diesen Gesprächen Dinge wahrzunehmen, die andere nicht sehen. Und es scheint dir auch mehr als anderen zu gelingen, die Bibel in Bezug zu alledem zu bringen. Hast du schon einmal daran gedacht, Psychologe zu werden?“

Etwa um dieselbe Zeit fing auch Dr. Minirth an, mir dieselbe Frage zu stellen. Er sehe in dieser Hinsicht eine Begabung in mir, meinte er. Eines Tages sagte er mir rundheraus: „Ich glaube, Sie sollten entweder Medizin studieren und Psychiater werden oder in Klinischer Psychologie promovieren.“ Ich war einigermaßen verblüfft. Ich hatte ihn immer bewundert, und jetzt sagte er mir, ich könne seiner Meinung nach dasselbe tun wie er. Ein bisschen kam es mir so vor, als hätte ich plötzlich all meinen Respekt vor ihm verloren, weil er dachte, ein Trottel wie ich wäre dazu imstande. Offenbar war er doch nicht so klug, wie ich immer dachte. Gleichzeitig fühlte es sich ein bisschen so an, wie wenn eine Golflegende wie Jack Nicklaus jemandem sagt, er solle Turnierspieler werden. Es traf mich mit voller Wucht – ob ich vielleicht darauf hören sollte?

Zur gleichen Zeit hatte ich mich einer Therapiegruppe ange-

schlossen, die von einem seiner Mitarbeiter, einem Klinischen Psychologen, geleitet wurde. Ich war als Patient in dieser Gruppe. In einer Gruppentherapie führen die Teilnehmer sehr tiefe Gespräche miteinander, und alle gehen in vieler Hinsicht aufeinander ein und arbeiten aneinander, indem sie Einsichten und Feedback äußern. Nach ein paar Monaten nahm er mich zur Seite und sagte sinngemäß: „Sie sollten auf die Uni gehen und Ihren Doktor in Psychologie machen. Sie haben schon jetzt die Fähigkeiten von manchen Assistenten, mit denen ich gearbeitet habe. Sie würden das schaffen.“

Und dann stießen auch noch Bill und Julie ins selbe Horn. Von allen Seiten hagelte dieselbe Botschaft auf mich ein: „Werde Psychologe. Du bist geschaffen dafür.“ Die Leidenschaft und das Interesse dafür steckten sowieso schon in mir. Ich liebte das Fach, und ich genoss die Zeit, die ich damit verbrachte, in diesem Kontext mit Leuten zu reden und gemeinsam an Dingen zu arbeiten.

Ein Zeichen nach dem anderen tauchte auf, und ich fing an zu beten. Und dann – ich weiß nicht recht, wie ich es erklären soll – hatte ich das Gefühl, dass Gott zu mir sagte: „Geh.“ Es war ein inneres Führen, ein Schieben, ein Anstoßen, das nicht mehr aufhörte. Schließlich sagte ich: „Okay, Gott. Ich glaube, du rufst mich in dieses Feld. Ich ergebe mich.“ Da ich für Naturwissenschaften wie Biologie und Chemie nicht viel Sinn hatte, schien mir ein Medizinstudium ein langer Umweg in die Psychiatrie zu sein verglichen mit der Klinischen Psychologie, die im Grunde auf dasselbe hinauslief. Deshalb lag mir die Psychologie näher als die Medizin.

Außerdem hatte ich Angst. Hinter mir lagen zwei Jahre Wirtschaftsstudium, und ich war natürlich sehr im Rückstand mit dem Sammeln der Punkte, die ich brauchte, um zu einem Ph.D.-Programm zugelassen zu werden. Außerdem waren die Zugangsvoraussetzungen für eine Promotion in Klinischer Psychologie ziemlich

hoch. Und dann war da noch die Herausforderung, dass ich dafür fünf Jahre Uni plus ein Praktikum plus weitere zwei Jahre Praxis unter Supervision machen musste, um mich für die Zulassung als Psychotherapeut zu qualifizieren. Das war sozusagen die Entsprechung der Assistenzzeit nach dem Praktikum. Es würde also noch über sieben Jahre dauern, bis ich meine Zulassung bekam. Ganz zu schweigen davon, dass es einen Haufen Geld kosten würde. Aber ich hatte das Gefühl, dass Gott zu mir sagte: „Geh und vertrau mir.“ Ich musste es tun. Ein Nein war keine Option.

Also wechselte ich im Glauben mein Hauptfach zu Psychologie und belegte einen Sommerkurs, um die fehlenden Qualifikationen nachzuholen. Eine Menge Arbeit – aber es machte mir Spaß. Ich war lebendig. Es fühlte sich an, als wäre das mein Ding. So erlebte ich eine Wahrheit, von der ich später in der Bibel las:

*Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg;
aber der HERR allein lenkt seinen Schritt.*
(SPRÜCHE 16,9)

Im Herzen war klar, dass das mein Weg war, aber jetzt musste Gott meine Schritte lenken. Und das tat er auch.

Im Laufe der nächsten zwei Jahre tauchte unvermittelt eine Person nach der anderen auf, die mir als Mentor zur Seite standen oder mir großartige Möglichkeiten für praktische Erfahrungen boten. Es öffneten sich Türen für sehr anspruchsvolle Schulungen in psychodynamischer Therapie, Gestalttherapie, Primärtherapie, Ich-Psychologie, kognitiver Verhaltenstherapie, Transaktionsanalyse, Objektbeziehungstheorie und anderen Gebieten. Es war ein großes Glück für mich, so viele Mentoren zu haben, die mich unter ihre Fittiche nahmen und mir vieles beibrachten. Eine Erklärung dafür, dass sie einfach „auftauchten“ und mir so viel Hilfe anboten, hatte

ich nicht. Ohne ersichtlichen Grund stellten sich mir sehr erfahrene und bekannte Leute als Mentoren zur Verfügung, wie es auch Dr. Minirth getan hatte. Als ich meinen College-Abschluss machte, hatte ich über viele Fachgebiete schon so viel gelernt wie ein Promotionsstudent im dritten Jahr. Und das hatte nichts damit zu tun, dass ich etwas Besonderes oder irgendwie schlauer als andere gewesen wäre – es war nur Gott, der mir Türen öffnete, um mir den Weg zu ebnen, den er mich führen wollte. Er „lenkte meinen Schritt“.

Doch am Ende der College-Zeit wollte ich auch wirklich sicher sein, dass dies mein Weg war. Die langen Jahre des Studiums, bis ich meinen Ph.D. in der Tasche hätte, kamen mir vor wie ein riesiger Berg. Ich wollte mich meiner Berufung vergewissern. Also beschloss ich, ein Jahr lang auszusetzen und in einer psychiatrischen Klinik zu arbeiten, um herauszufinden, wie das im realen Leben ablief. Geschult dafür war ich bereits, aber nur als College-Student, nicht in einer realen Umgebung, wo ich es mit echten Patienten zu tun hatte und wo ich mir das alles von innen anschauen konnte. Bisher waren es nur Workshops und Seminare gewesen bis auf die Mitarbeit als freiwilliger Helfer und Forschungsassistent in einigen Behandlungsheimen für Kinder. Ich musste herausfinden, wie sich die Realität anfühlte. Wollte ich das wirklich machen? Ich glaubte schon, aber ich musste Gewissheit haben. Aber wie in aller Welt sollte ich mit nichts als einem Bachelor in der Tasche einen Job bekommen, in dem ich wirklich aus nächster Nähe echte Erfahrungen machen konnte?

Ich betete und machte mich auf die Suche. Es gab hier und da kleine Einrichtungen, zum Beispiel betreute Wohngemeinschaften, aber nichts wirklich Klinisches auf meinem elementaren Ausbildungs- und Erfahrungslevel. Und dann griff Gott ein. Jemand aus dem Seminar schlug mir vor, ich solle versuchen, einen Job als Psychiatrie-Pflegehelfer in der Klinik zu ergattern, in der Dr. Mi-

nirth praktizierte. Ein Psychiatrie-Pflegehelfer ist ein untergeordneter Mitarbeiter, der den Pflegerinnen und Pflegern zuarbeitet und Aufgaben übernimmt, wie suizidgefährdete Patienten zu überwachen, Essenstabletts im Speiseraum anzuliefern, rund um die Uhr Vitalzeichen zu messen, dafür zu sorgen, dass die Patienten bei der Medikamentenausgabe erscheinen, in Gruppen dabeisitzen, um die Patienten zu beobachten, und so weiter. Eine Ausbildung war dafür nicht nötig, aber immerhin konnte ich auf Station sein und alles mitbekommen, was dort passierte. Allerdings schien es schier unmöglich, so einen Job zu bekommen, besonders an dieser Klinik, wo sämtliche studentischen Praktikanten aus Dr. Minirths Seminaren und auch von anderen Ausbildungsstätten in Dallas sich um die verfügbaren Stellen balgten. Ich musste also mit fortgeschrittenen Studierenden konkurrieren. Keine Chance, dachte ich.

Aber es schien wieder so ein Fall von „Führung Gottes“ zu sein. Also ging ich in die Klinik und bewarb mich. Die Pflegerin, die das Bewerbungsgespräch mit mir führte, war freundlich, machte mir aber wenig Hoffnung auf eine Stelle. Ich weiß nicht mehr genau, wie es kam, aber irgendwie fand Dr. Minirth heraus, dass ich mich beworben hatte. Ein paar Tage später rief die Oberschwester mich an und sagte, Dr. Minirth, der nun seit zwei Jahren nicht mehr mein behandelnder Arzt war, habe sie angerufen und mich für eine Stellung als Psychiatrie-Pflegehelfer empfohlen. Sie wollten mich einstellen. Dahinter konnte nur Gott stecken. Anders wäre das nie möglich gewesen. Ich hatte einen Job gefunden.

Aber ganz ohne Hindernisse lief das nicht. Die Bezahlung betrug 3,33 Dollar pro Stunde. Ich glaube, das war damals der Mindestlohn. Wovon sollte ich leben? Aber ich war ein Sparfuchs, und ich war auch bereit, noch einen zweiten Job zu übernehmen, wenn es sein musste. Also beschloss ich, ein Jahr Armut in Kauf zu nehmen, um diese Erfahrungen zu sammeln. Der Lohn war freilich nicht das

größte Hindernis; es machte mir nichts aus, einfach zu leben, um meiner inneren Berufung nachzugehen. Der große Stolperstein war die Frage, wie ich meinem Vater erklären sollte, dass ich als College-Absolvent einer hervorragenden Universität für drei Dollar pro Stunde arbeiten würde. Bestimmt würde er denken, ich hätte meine Ausbildung vergeudet. Während all meine Freunde auf dem Weg in gut bezahlte, prestigeträchtige Jobs waren, ein Jura- oder Medizinstudium begannen oder von großen Weltkonzernen rekrutiert wurden, würde ich mit einem College-Abschluss von einer privaten Uni am Hungertuch nagen.

Als ich es ihm sagte, schüttelte er nur den Kopf. Offenkundig hielt er mich für übergeshnappt. Und als ich ihm dann eröffnete, dass es noch mindestens fünf Jahre dauern würde, bis ich überhaupt richtig in meinen Beruf einsteigen könnte, schüttelte er den Kopf noch heftiger. Aber dann – und das ist etwas, wofür ich ihn immer lieben werde – sagte er nur: „Junge, ich kapiere das nicht. Aber – es ist dein Leben.“ Er hatte sich in seinem Leben ohne Hochschulbildung durchschlagen müssen, und er wünschte sich, dass meine Bildung es mir leichter machte. Und nun schien ich das alles in die Tonne zu treten.

Ich fühlte mich wieder ein bisschen so wie damals, als ich ihm sagen musste, dass ich mit dem Golfspielen aufhöre. Er war auf meine Erfolge im Turniergolf so stolz gewesen, und jetzt ließ ich ihn im Stich – so kam es mir zumindest vor. Dann war ich auch noch verrückt geworden und hatte ein Semester aussetzen müssen, um wieder gesund zu werden. Und jetzt das. Ich hatte das Gefühl, als Sohn eine einzige Enttäuschung zu sein.

Aber inzwischen wusste ich noch etwas anderes, was mir für den Rest meines Lebens immer wieder helfen würde. Er war nicht der Vater, dem ich gefallen musste. Ich hatte jetzt einen himmlischen Vater, dem ich nachfolgte, und dies war die Richtung, die er mir

wies. So viel war klar. Es war ein schwieriger Moment für mich, aber ich wusste, dass Gott mich leitete und dass ich diesen Schritt tun musste. Er hatte mir die Tür geöffnet, und ich musste hindurchgehen.

Und ich muss sagen, dass mein Vater mich von diesem Moment an nach Kräften unterstützt hat. Er war großartig. Ein bisschen verdattert über meine Entscheidungen, aber klar auf meiner Seite. So ist ein guter Vater. Und was noch besser war, weil es mir guttat: Er griff mir nicht unter die Arme, indem er mir Lebensmittel oder sonst etwas kaufte, das ich in diesem nächsten Jahr brauchte. Ich musste allein zurechtkommen, ordentlich schuften und einfach Gott vertrauen.

Einfach gehorsam sein

Ich trat also meinen Dienst in der Klinik an. Ich werde hier nicht alles protokollieren, was ich in jenem Jahr lernte. Es mag genügen, wenn ich sage, dass es ganz klar war, dass Gott mich dorthin gebracht hatte. Obwohl ich nur Pflegehelfer war, gingen die Ärztinnen und Ärzte bald dazu über, mich zu ihren Besprechungen hinzuzuziehen. Ich begleitete ihre Patienten durch den Tag, half ihnen, die Behandlungspläne umzusetzen, und arbeitete eng mit den Pflegerinnen und Pflegern auf der Station zusammen. Die Erfahrungen, die ich sammelte, waren fast so, als wäre ich ein psychiatrischer Assistenzarzt oder Medizinstudent im Praktischen Jahr. Ich durfte alles machen, nur keine offiziell abrechenbaren Behandlungsleistungen erbringen und keine eigenen Patienten betreuen. Aber wenn man über vierzig Stunden pro Woche im Milieu einer psychiatrischen Station verbringt, hat man etliche Berührungspunkte mit Patienten und Ärzten. Man lernt ihre Probleme und ihre Behand-

lungspläne kennen, und man sitzt im Lauf des Tages immer wieder zusammen und redet. Sie besprechen in den Meetings alles, was sie tun, mit dem Pflegepersonal, und das Personal setzt vieles von dem um, was die Ärzte wollen.

Ich lernte eine Menge über Psychopharmaka, Behandlungsmethoden, Suizid, Essstörungen, Depressionen und Suchterkrankungen. Es war eine unglaubliche Lernkurve – in mancher Hinsicht sogar ergiebiger als mein Praktisches Jahr am Ende des Studiums. Und es geschah noch etwas, das mich auf den bislang größten Glaubensschritt vorbereitete – und das ein weiterer Grund dafür ist, dass ich weiß, dass Gott da ist.

Dr. Minirth und seine Kollegen, die auf dieser Station arbeiteten, setzten mich viel in ihren Gruppen ein und ließen mich in den Gruppentherapie-Einheiten dabeisitzen. Das gab es in allen Gruppen – eine Person vom Pflegepersonal war immer mit dabei. Aber sie waren mir gegenüber besonders großzügig, luden mich zu ihren Meetings ein und erklärten mir, was im Lauf des Tages mit den Patienten passieren sollte. Im Lauf der Zeit erkundigten sie sich immer wieder nach meinen Studienplänen. Ich war dabei, mich für diverse Ph.D.-Programme zu bewerben, und sie interessierten sich sehr dafür, welche Universitäten ich in Betracht zog. Eines Tages fand ich heraus, warum.

Sie bestellten mich ein und legten mir nahe, mein Studium irgendwo in der Nähe von Dallas zu absolvieren, zum Beispiel an der *Southwestern Medical School* oder an der *Baylor University*, denn sie wollten, dass ich für sie arbeite und Partner in ihrer Praxis werde! Es traf mich wie ein Schlag.

Außerdem boten sie mir an, mich während des Studiums als wissenschaftliche Hilfskraft zu beschäftigen oder mich anderweitig finanziell zu unterstützen. Und wenn ich nach zwei Jahren meinen Master hätte, könnte ich schon eine Lizenz als Ehe- und Familien-

therapeut erwerben und anfangen, Patienten zu behandeln. Ich konnte es nicht fassen – vor meinen Augen schien sich eine sichere Zukunft zu eröffnen. Anscheinend hatte ich es „geschafft“. Und ich würde nicht einmal nach Nashville oder Atlanta umziehen müssen, um auf die Vanderbilt oder die Emory zu gehen. Ich konnte meine Freunde und mein Umfeld behalten.

Ein Traum wurde wahr. Ich saß im Sattel. Mein Leben nahm vor meinen Augen Gestalt an. Also schickte ich noch zwei weitere Bewerbungen für die Ph.D.-Programme für Klinische Psychologie an der *Baylor University* und der *Southwestern Medical School* ab, die beide in der Nähe lagen.

Außerdem hatte ich mich auch an der *Biola University* in Los Angeles beworben. Sie war sehr bekannt für die Erforschung des Zusammenwirkens von Psychologie und Theologie. Die *Biola University* war der Goldstandard auf diesem Gebiet und bot ein hohes klinisches Niveau. Sie war bekannt für die landesweit bei Weitem beste klinische Ausbildung in diesem Bereich. Ich hatte mich nur aus Spaß dort beworben, denn mir war klar, dass für mich nicht die leiseste Chance bestand, nach Kalifornien zu ziehen. Genauso gut hätte ich Missionar in Afrika werden können. Ernsthaft dachte ich nicht einmal daran, dorthin zu gehen. Aber es war ein bisschen so wie bei einem Jungen, der sich in Harvard bewirbt, nur um zu sehen, ob es vielleicht klappen könnte.

Im Februar bekam ich einen Brief von der Biola. Ich hatte die Vorauswahl überstanden und durfte zum Vorstellungsgespräch. Die Universität würde jemanden nach Dallas schicken, um Gespräche mit Bewerbern aus dieser Region des Landes zu führen, und informierte mich über meinen Termin. Ich dachte: *Eigentlich habe ich keinen Grund, da hinzugehen, aber was soll's, gönnen wir uns den Spaß; vielleicht lerne ich ja was dabei.* Der Termin lag an einem Tag, an dem ich mit ein paar Freunden zum Skilaufen nach New Mexico

wollte. Ich fragte sie, ob wir für etwa eine Stunde am Flughafen Dallas/Fort Worth haltmachen könnten, damit ich zu dem Gespräch erscheinen könnte. Aber sie lachten nur und sagten: „Nein! Wir müssen los, und du gehst doch sowieso nicht nach Kalifornien. Lass uns fahren.“

Aus irgendeinem Grund spürte ich einen starken Drang, diesen Termin wahrzunehmen. Also sagte ich ihnen, es sei mir wichtig, und es würde sie doch bloß eine Stunde kosten. Schließlich gaben sie nach, wenn auch nicht ohne ihren Ärger über die Verzögerung wortreich an mir auszulassen, und ich ging zu meinem Vorstellungsgespräch.

Das Gespräch lief gut, und der Mann war mir sympathisch. Wir redeten über Psychologie, über meine Zukunftspläne und dergleichen. Ich fand ihn sehr angenehm, und ich war beeindruckt von der Ausbildung, die an der Hochschule geboten wurde. In unseren Ansichten über Psychologie und Glauben waren wir uns in vieler Hinsicht einig. Aber meine Gedanken reichten nicht über dieses Gespräch hinaus,

Und dann passierte es.

Etwas kam über mich. Es war anders als bei den bisherigen Begegnungen mit Gott, bei denen seine Gegenwart den Raum ausgefüllt und die Atmosphäre verändert hatte. Diesmal schien es mehr in meinem Innern zu passieren, aber es war eindeutig übernatürlich. Mein ganzes Denken wandelte sich. Nicht dass ich meine Meinung geändert hätte – es war eher so, als ob mein Denken von außen verändert wurde und sich dennoch „innerlich“ anfühlte. Es war eine Veränderung, bei der ich fast nur ein Beobachter war. Mein „Wesen“ verwandelte sich in ein bestimmtes Bewusstsein, fast einen Befehl: Ich würde nach Los Angeles gehen. Ich war sicher, dass ich dort hinmusste. Es war ein telepathisches „Wissen“.

Ich habe keine Ahnung, wie Gott das bewerkstelligte, aber ich

weiß, es kam von ihm. Als ich den Raum verließ, wusste ich, dass ich in Kalifornien studieren würde.

Als ich wieder zu meinen Freunden ins Auto stieg, fragten sie mich mit sarkastischem Unterton: „Na – wie ist es gelaufen?“

„Ich gehe nach Kalifornien“, erwiderte ich.

Sie lachten ungläubig, und ich wiederholte: „Ich gehe nach Kalifornien.“

„Ja, klar doch.“ Sie lachten. „Bei den Hippies bist du genau richtig.“

Wir hatten ein hitziges Gespräch, aber meine Entscheidung stand fest oder besser: Sie war für mich getroffen worden. So empfand ich es. Ich würde nach Kalifornien gehen aus keinem vernünftigen Grund, der mir bewusst gewesen wäre. Gott lenkt es so. Dass ich all meine großartigen Möglichkeiten, meine sicheren Zukunftsaussichten und meine kostbaren Freundschaften, meine Gemeinschaft und meine anderen beruflichen Kontakte dafür hinter mir lassen würde, spielte keine Rolle. Ich sollte nach Kalifornien gehen – und damit hatte es sich.

Wie es in Sprüche 16,9 heißt: „Der HERR allein lenkt seinen Schritt.“ Ich wurde gelenkt.

Im August informierte ich Dr. Minirth und seine Partner, dass ich weggehen würde, packte meine irdische Habe in meinen kleinen Toyota und machte mich mit wenig Geld in der Tasche auf den Weg. Ich musste an Abraham denken, den Gott aus seiner Heimat ins verheißene Land rief. In Hebräer 11,8-10 erwähnt der Verfasser des Briefes, dass Abraham die Stadt Ur verließ, ohne zu wissen, wohin die Reise gehen würde. Er wusste nur, dass er in eine Stadt ging, deren Architekt Gott war. Ich hatte keine Ahnung, was ich da tat oder wo ich landen würde; nur dass der Architekt hinter alledem Gott war. Mir blieb nichts zu tun, als zu vertrauen.

Auf diesem geistlichen Weg lernte ich eine neue Wahrheit kennen:

*Verlass dich auf den HERRN von ganzem Herzen, und
verlass dich nicht auf deinen Verstand, sondern gedenke an
ihn in allen deinen Wegen, so wird er dich recht führen.*

(SPRÜCHE 3,5-6)

Ich hatte mich schon zuvor auf ihn verlassen, und nach allem, was er getan hatte, war jetzt nicht der Moment, damit aufzuhören. Mein Weg führte ins Unbekannte. Aber die Erfahrung, die ich gemacht hatte, die ich immer wieder machen würde und die sich bis heute bestätigt hat, ist, dass wir ihm vertrauen können, auch wenn wir keine Ahnung haben, was er tut. Wie es in dem alten Choral heißt: „Trust and obey, for there is no other way“ – „Vertrau und sei gehorsam, denn das ist der einzige Weg“.

Also ging es nun nach L. A. Und es war ein großer Vertrauensschritt.

Diese Fahrt von Vicksburg in Mississippi nach Los Angeles werde ich nie vergessen. Es ist ein langer Weg quer durch die Wüsten der westlichen Staaten. Über weite Strecken ist nicht viel zu sehen. Und das bedeutet, dass ich über weite Strecken allein in meinem Auto saß und meinen Gedanken nachhing.

Was machte ich da eigentlich? Ich weiß noch, dass ich viel darüber nachdachte, dass ich nun in einem weit entfernten Land landen würde, wo ich buchstäblich niemanden kannte. Nicht eine Seele. Ich wusste auch nicht, wo ich wohnen oder mit wem ich es zu tun haben würde. Kaum etwas darüber, wie mein Studienalltag aussehen würde. Das Einzige, was ich wusste, waren fünf Jahre „keine Ahnung“.

Doch während ich mir diese Fragen stellte, hatte ich die ganze Zeit eine Gewissheit, die nach und nach in mir gewachsen war: Gott wird einen Weg bereiten. Ich wusste es einfach irgendwo in mir, und heute, Jahrzehnte später, habe ich festgestellt, dass das eine

verlässliche Aussage ist. Manchmal fühlte sich der Weg so an, als folgte ich Mose durch die Wüste – oft war es schmerzlich, und ich hatte das Gefühl, mich verirrt zu haben und nicht von der Stelle zu kommen. Doch aufs Ganze gesehen wusste er die ganze Zeit über genau, wohin er mit mir wollte. So saß ich also in meinem Auto, von vielen Ängsten geschüttelt, doch zugleich wuchs in mir eine Vorfreude auf das, was er tun würde.

* * *

Wenn ich auf diese Zeit meines Lebens zurückblicke, erkenne ich die Ansammlung übersprudelnd kreativer und unerwarteter Wunder, die Gott in meinem Leben tat, um mich durch den Zerbruch zur Heilung meiner Depression und schließlich zu meiner Lebensberufung als Psychologe zu führen. Er beantwortete mein Gebet an jenem ersten verzweifelten Tag damals auf dem College auf unglaublich vielfältige tiefgreifende, umwälzend Weise, auch wenn ich zu der Zeit nicht in der Lage war, darin das wundersame, übernatürliche Eingreifen Gottes zu erkennen, das es war.

Aber damit endete es nicht. Nachdem ich wieder gesund geworden war und einen neuen Weg eingeschlagen hatte, machte er sich daran, tatsächlich das Leben aufzubauen, über das ich mir an jenem entscheidenden Tag damals in meinem Wohnzimmer im College solche Sorgen gemacht hatte. Jetzt, wo ich weiß, was vor mir lag, sehe ich, dass er nach meiner Ankunft in L. A. viele Dinge zusammenfügte:

- Er stellte mich in L. A. in eine großartige Gemeinschaft, in der ich weiter heil werden und geistlich wachsen konnte. Die Leute, mit denen er mich umgab, waren unglaublich. Sie schienen „handverlesen“ zu sein für jeden Aspekt meines Lebens, für den ich sie brauchte.

- Er schenkte mir eine Familie in L. A., die mich bei sich aufnahm und das Heilungswerk in mir fortsetzte, das Bill und Julie begonnen hatten: Guy und Christi Owen. Sie wurden zu meiner „Homebase“, von der aus ich mein Leben aufbaute. Während meiner Zeit an der Universität und darüber hinaus unterstützten sie mich und halfen mir zu reifen. Bei ihnen durfte ich noch mehr Heilung finden und lernen, wie ich eines Tages eine Familie haben und Ehemann und Vater sein könnte.
- Er schenkte mir neue Mentoren, von denen ich unendlich viel lernen konnte, was mich auf die Arbeit vorbereitete, die vor mir lag und die ich damals noch gar nicht voraussehen konnte. Im Rückblick sehe ich, dass ich diesen Hirten, die er mir schickte, wie auch etlichen erfahrenen und erfolgreichen Wirtschaftsmentoren, die mir beibrachten, wie man ein Geschäft aufbaut, einen reichen Lernstoff außerhalb des Hörsaals verdanke, der für gleich mehrere Dokortitel gereicht hätte. Weit über die Schule hinaus schulte er mich durch die Menschen, die mich unter ihre Fittiche nahmen.
- Er führte mich zu Heilungsspezialisten, die zu den tiefsten Aspekten der Verletzungen, der Traumata und der Unreife vordrangen, mit denen ich noch nicht fertig war. Denn vieles in mir war noch nicht verheilt, und ich hatte noch eine Menge „Erwachsenwerden“ vor mir.
- Er verschaffte mir den perfekten ersten Job, der meine Laufbahn für Jahrzehnte bestimmte, meinen ersten Geschäftspartner, der mir alles zeigte, was ich klinisch und organisatorisch wissen musste, um eine professionelle Praxis aufzubauen, und mich in die Kunst von Leadership einführte.
- Mit fünfundzwanzig Jahren schenkte er mir einen Business-Mentor, der mir so ziemlich alles beigebracht hat, was ich über Geschäftsführung weiß, und der mich bis heute begleitet.

- Er führte mich auf das für mich neue Feld der Organisationsberatung, wo ich sozusagen gezwungen war, Modelle des psychologischen und geistlichen Wachstums zu entwickeln, aus denen sich die Inhalte für meine spätere Autorenlaufbahn ergaben.
- Er führte mich dazu, mein Interesse an Psychologie vom rein klinischen Bereich auszuweiten auf die Welt des Leadership Consultings und berief mich dann, als die Zeit für den Wechsel gekommen war, mehrmals durch eine fast akustisch hörbare Stimme auf übernatürliche Weise auf dieses Feld.
- Er brachte mich in eine Gebetspartnerschaft, die dazu führte, dass ich ein System von Kliniken entwarf, wo über Jahrzehnte Inhalte entwickelt und ausgefeilt werden würden.
- Er ließ mir in einer Phase, in der mir nichts gelang, den ersten Kliniksvertrag in den Schoß fallen, der dann zum Aufbau eines Unternehmens führte, das über Kliniken und Behandlungszentren in vierzig Städten im Westen der USA verfügte.
- Er schob mich regelrecht in die Medienarbeit, vor der ich fürchterliche Angst hatte. Das führte zu einer landesweit ausgestrahlten Radiosendung, die über zwanzig Jahre lief.
- Er schob mich in die Fernseharbeit, sodass ich als Fachkommentator und Interviewgast bei den großen Sendern landete.
- Er zwang mich regelrecht durch eine Gruppenintervention, mein erstes Buch zu schreiben, obwohl ich über keinerlei entsprechende Fähigkeiten verfügte, und wies einer Person die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, dass ich es zu Ende brachte. So begann meine Autorenlaufbahn mit bisher über vierzig veröffentlichten Büchern mit rund zwanzig Millionen verkauften Exemplaren. Unfassbar!
- Er heilte mich von meiner Unfähigkeit, eine gelungene Beziehung zu haben, und führte mich zu der besten Ehefrau und Lebenspartnerin, die ich mir je hätte wünschen können.

- Durch unsere Beziehung schenkte er mir zwei Töchter, die mein Leben mit Licht erfüllen.
- Er schenkte mir die Fähigkeit, wieder in Wettkämpfen Golf zu spielen, indem er mein Handgelenk heilte, nachdem er meinem Leben eine neue Richtung gegeben hatte. Das habe ich seither über Jahrzehnte mit Freude getan und bin dabei in meinem Leben mit vielen wunderbaren Freundschaften beschenkt worden.
- Er hörte nie auf, mich mit großartigen Freunden, Gruppen und Mentoren zu beschenken, die mich unterstützen, heilen, korrigieren, mir vorleben, wie es besser geht, und meinem Leben so viel Sinn verleihen, wie ich mir nie hätte erhoffen können.
- Und ein Punkt sollte in mancher Hinsicht ganz oben auf der Liste stehen: Wie Mose sagt, hat Gott uns seine Weisungen gegeben, seine „Wege“, die unser Leben erhalten und uns zu echtem „Gedeihen“ führen, das bleibt und alles weit übersteigt, wovon ich mir früher mein Lebensglück erhoffte. Diese Prinzipien hat er mich wieder und wieder gelehrt und er lehrt sie mich immer noch. Sie haben mich und meine ganze Lebensweise verändert. Ohne seine „Wege“ wäre ich verloren.
- Außerdem hat er Schäferhunde und Dobermänner erfunden – um mich zum Lachen zu bringen, mein Herz aufgehen zu lassen und mir mehr Freude zu machen, als ich ermesen kann (okay, vielleicht kein „Wunder“, aber ich glaube doch, dass er sie gemacht hat, damit wir sie lieben und unsere Freude an ihnen haben).

Gott ist ein aktiver Wundertäter, sowohl in den Alltagswinkeln unseres Lebens als auch mit großen, spektakulären Taten, die Berge versetzen. Auch wenn manche der genannten Erfahrungen scheinbar nur „Indizien“ liefern, macht die schiere Unwahrscheinlichkeit dieser Dinge, die völlig außerhalb meiner Regie abliefen, sie für mich zu Wundern. Im nächsten Abschnitt werde ich ausführlicher

auf die wahrhaft übernatürlichen Dinge zu sprechen kommen, die ich erlebt habe.

An dieser Stelle beende ich meine Schritt-für-Schritt-Schilderung, wie ich zum Glauben gefunden habe. Dieses Buch soll ja nicht nur eine Autobiografie sein. Doch als Nächstes möchte ich Ihnen noch einige Geschichten von anderen Wundern in meinem Leben erzählen, und das zu einem einzigen Zweck: damit Sie sehen, wie real und lebendig Gott ist und wie sehr wir uns im Leben auf ihn verlassen können. Während ich Ihnen von einigen der wunderbaren Dinge erzähle, die er in meinem Leben für mich getan hat, möchte ich Sie bitten, daran zu denken, dass die gesamte obige Liste von guten Dingen, die Gott bewirkt hat, ebenso wie die Geschichte von Mose in der Wüste zugleich auch durchsetzt war von viel Leid, Kampf, Versagen und dergleichen. Denken Sie also bitte nicht, wer wie ich mit Gott unterwegs ist, wäre immer auf Rosen gebettet. Und denken Sie bitte auch nicht, all jene oben aufgezählten glücklichen Fügungen in meinem Leben wären irgendwie dadurch bedingt, dass ich besondere Fähigkeiten mitgebracht oder irgendwelche Heldentaten vollbracht hätte. Ganz im Gegenteil, Gott konnte all diese Segnungen trotz meiner Schwächen, meiner Unreife, meiner Unzuverlässigkeit, meiner Charakterfehler und meiner vielen Macken bewirken. *Ich stand ihm mehr im Weg, als dass ich ihm geholfen habe, mich in eine bessere Lebenssituation zu bringen als die, in der ich mich in jenem Wohnzimmer befunden habe.* Die harte und wunderbare Wahrheit ist, dass er es ist, der all das vollbracht hat, und zwar mit einer äußerst kaputten Person, wie ich sie so ehrlich wie möglich geschildert habe. Er hat es getan, genau wie er es mir an jenem ersten Tag mitten in der Tiefe meines Zerbruchs mit jenem Vers getan hat, und er hat es getan, obwohl er es mit diesem kaputten, zerbrochenen, unfähigen Menschen zu tun hatte. Wie er selbst gesagt hat, ist er gekommen, „zu suchen

und selig zu machen, was verloren ist“ (Lukas 19,10). Mein Leben war verloren, und er hat mich gefunden und es wieder zusammengesetzt. Das erzähle ich jedem, der dies liest, um Ihnen Hoffnung zu machen, dass es, egal, wo Sie gerade stehen, wirklich Hoffnung gibt, dass das Leben besser werden kann. Und wenn Sie zwar nicht Ihren Weg verloren, aber auch noch nicht zum Glauben gefunden haben oder Ihnen das Glauben in irgendeiner Weise schwerfällt, erzähle ich es, um Ihnen zu zeigen, dass er ganz und gar real ist und Sie sich auf Ihn verlassen können, auch wenn es gerade überhaupt nicht danach aussieht.

Dies ist also tatsächlich eine Geschichte über Gott. Es ist mein Zeugnis, wie das des Blinden, den er eines Tages heilte. Er war von Geburt an blind gewesen, und nun konnte er all den Leuten, die danach fragten, nichts anderes sagen als: „Ich habe keine Ahnung von alledem – alles, was ich weiß, ist, dass ich blind war und jetzt sehen kann –, und dieser Mann, Jesus, hat das getan“ (frei nach Johannes 9,25 ff.). Genauso geht es mir – alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, dass ich am Ende war und er eine Menge getan hat, damit es besser wurde. Und meine Botschaft an Sie ist: Er möchte auch in Ihrem Leben sein und für Sie Wunder tun. Egal, ob Sie festgefahren sind wie ich oder ob es ihnen „super“ geht, er hat einen Plan für Sie, der besser ist als alles, was Sie sich vorstellen können.

TEIL II

Wie es dazu kam, dass ich
an Wunder glaube

Die Bibel schildert ein Leben, das manchmal widersprüchlich und verwirrend wirken kann. Doch dass die Bibel wahr ist, wird mir gerade dadurch deutlich, dass sie so über das Leben spricht, wie es wirklich ist. Sie stellt das Leben genauso dar, wie wir es sehen. Zuerst sagt sie, dass Gott bei uns ist, uns auf verschiedene Weise segnet, uns schützt, uns führt und leitet. Davon, dass das so ist, habe ich schon eine Menge erzählt, so wie ich es erlebt habe. Und gleichzeitig, auf denselben Seiten, sagt die Bibel, dass uns auch furchtbare Dinge passieren könnten. Tod, Verlust, Krankheit, Verrat, Armut – all das sind schreckliche Dinge, von denen die Bibel sagt, dass Gott sie zulässt. Das ist eine sehr widersprüchliche Botschaft. Aber sie entspricht genau dem Leben, wie wir es wahrnehmen, auch nachdem wir angefangen haben, ihm nachzufolgen. Es gibt Gutes und Schlechtes, sowohl in der Bibel als auch im wirklichen Leben.

Ich sage immer, dass Gott ein Marketingproblem hat. Unternehmen versuchen immer, ein vollkommen positives Bild von dem zu zeichnen, was sie verkaufen. „Komm zu uns, und du wirst hundert Kilo abnehmen. Du wirst reich werden. Du wirst so aussehen, dass alle sich in dich verlieben. Du kannst fünf Schläge unter Par spielen – und so weiter.“ Von den Nachteilen hört man die Marketingleute nie reden, außer wenn die Gesundheitsbehörde die Pharmafirmen dazu verdonnert, in ihrer Werbung alle möglichen Nebenwirkungen aufzulisten. Ansonsten hört sich meistens alles positiv an.

Gott verspricht uns in seinem Marketing eine Menge Gutes – Jesus fordert uns auf, ihm nachzufolgen, damit wir ein Leben „in Fülle“ haben. Das gefällt mir. Er verspricht, uns zu „segnen“, was immer das in verschiedenen Zusammenhängen bedeuten mag. Doch *ebenso* verspricht er uns auch, dass wir im Leben leiden werden, und sogar, dass wir noch mehr leiden werden, wenn wir ihm nachfolgen. Dabei geht es nicht nur um das Leid, das andere uns

antun, sondern auch um das Leiden der Selbstverleugnung, wenn wir manche selbstsüchtigen und lieblosen Verhaltensmuster aufgeben müssen. Oder das Leiden, wenn wir „unsere Feinde lieben“ sollen. Nicht gerade der cleverste Marketingansatz: „Kauf dieses Produkt, und du wirst täglich dein Kreuz auf dich nehmen. Kauf dir ein Leben mit mir, und du wirst einen hohen Preis dafür zahlen.“ Aber immerhin sagt er uns die Wahrheit. Die meisten Produkte behaupten, wenn man sie richtig anwende, bekomme man ein langes Leben und werde glücklich und erfolgreich. Doch der Einzige in Gottes Geschichte, der alles perfekt richtig machte, endete am Kreuz. Und genau so erging es auch vielen seiner Nachfolger. So etwas lernt man nicht auf der Marketingschule, ehrlich zu sagen, dass etwas Schmerzhaftes dabei herauskommen kann, wenn man ihr Produkt kauft. Er aber macht es so. Er sagt es uns, wie es ist. Gerade das weckt in mir Vertrauen gegenüber der Bibel – dass sie nicht versucht, alles in rosigen Farben zu malen. Sie spiegelt das wirkliche Leben wider, wie wir es vorfinden. Gott hat keine Angst vor der Wirklichkeit.

Als ich an manche der Beispiele zurückdachte, von denen ich Ihnen jetzt erzählen möchte, wo Gott zur Stelle war und Wunder für mich tat, fielen mir viele Geschichten ein, die als Beispiele für Gottes Versprechen eines Lebens in Fülle dienen können. Sie zeigen aber zugleich auch, welches Leid damit verbunden ist und wie dann inmitten der Not die Güte Gottes sichtbar wird. Das unterscheidet das Leiden mit Gott vom Leiden ohne ihn – wenn wir mit ihm leiden, leiden wir nicht allein. Er ist bei uns, und deshalb ist es ein ganz anderes Leiden. Die Bibel sagt über den Verlust geliebter Menschen, dass wir, wenn wir ihn kennen, nicht traurig sein müssen „wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn wenn wir glauben, dass Jesus gestorben und auferstanden ist, so wird Gott auch die, die da entschlafen sind, durch Jesus mit ihm führen“

(1. Thessalonicher 4,13-14). Mit anderen Worten, wir wissen, dass der Tod nicht das Ende unserer Beziehungen ist, nicht einmal das Ende unseres eigenen Lebens. Eines Tages können wir wieder mit denen, die wir lieben, zusammen sein. Selbst das Leid durch den Verlust von Menschen, die wir lieben, bekommt also ein anderes Gesicht, wenn wir eine Beziehung zu Gott haben.

Wenn ich nun also ein paar weitere Erlebnisse schildere, wie Gott sich in meinem Leben gezeigt hat, dann hoffe ich, dass Sie Freude an diesen kurzen Anekdoten haben. Sie zeigen nur eine Handvoll der vielen Situationen, in denen ich Gott habe handeln sehen. Diese Erlebnisse haben meinen Glauben gestärkt, und ich hoffe, Ihnen wird es ebenso ergehen.

Die folgenden Geschichten machen einen sehr wichtigen Grund dafür deutlich, warum ich glaube. Auf meinem Glaubensweg habe ich etwas Wichtiges festgestellt: Gott handelt. In Schmerz und Leid wie auch in Zeiten „normalen Lebens“. Manchmal dramatisch, manchmal weniger. Doch in jedem Fall konnte ich klar erkennen, dass er es war, der sich da zeigte. Wie manchmal gesagt wird: „So etwas kann man sich nicht ausdenken.“

Der nackte Pastor

Es war ein grauenhafter Tag. Er sollte mein Leben für viele Jahre prägen und einschränken und war der Ursprung von viel Leid.

Ich war in der siebten oder achten Klasse, und auf dem Programm standen mündliche Buchvorstellungen. Solche Tage mochte ich eigentlich, denn es machte mir Spaß, von den anderen zu hören und auch selbst vor der Klasse etwas zu erzählen. Ich mochte es, vor anderen zu reden. Nichts Neues also.

Doch aus irgendeinem Grund wurde ich diesmal nach etwa

einem Drittel meines Vortrags plötzlich nervös. Ich fing an zu stammeln und zu stottern, und es wurde immer schlimmer. Woran es lag, weiß ich nicht, aber ich fand meinen Faden nicht wieder und hatte Mühe weiterzusprechen. Es fiel mir immer schwerer, die Worte herauszubringen. Als hätte mich vor der Klasse plötzlich eine Lähmung befallen.

Schließlich stand die Lehrerin auf und sagte: „Setz dich hin. Das ist ja schrecklich“, oder so etwas Ähnliches. Dann hielt sie mir eine Standpauke: „Du wirst es nie zu etwas bringen, wenn du nicht einmal vor anderen reden kannst. Und Rechtsanwalt werden [damals einer meiner möglichen Berufswünsche]? Das kannst du vergessen. Rechtsanwälte müssen immerzu öffentlich reden.“

Wie Sie sich denken können, war ich am Boden zerstört. Beschämt und niedergeschlagen rutschte ich auf meinen Stuhl und versuchte unsichtbar zu werden.

Von da an ging es bergab, was das Reden in der Öffentlichkeit anging. Mit ein paar Freunden am Tisch oder so hatte ich keine Probleme. Aber sobald eine Gruppe etwas größer wurde, konnte ich buchstäblich nicht mehr sprechen. Nicht „wollte ich nicht“, sondern „konnte ich nicht“. Also tat ich es nicht.

Während der ganzen Highschool und auf dem College vermied ich jegliches öffentliche Reden. Ich weigerte mich einfach immer. Schon im Unterricht eine Frage zu stellen, fiel mir ungeheuer schwer, sodass ich auch das kaum jemals tat. Während der Highschool schickten mich meine Eltern zu einem Therapeuten, der das Problem beheben sollte, aber auch das half nicht. Nur damit Sie mich richtig verstehen, es war nicht nur Angst. Es war so, dass ich es buchstäblich nicht konnte. Punkt. Ich konnte nicht reden. Es war sogar so schlimm, dass ich in der zwölften Klasse beinahe in Englisch durchgefallen wäre, weil eine mündliche Buchvorstellung verlangt wurde und ich drauf und dran war, dem Lehrer zu sagen: „Dann lassen Sie mich eben

durchfallen.“ Und da war ich schon angeworben worden, auf dem College Golf zu spielen – all das stand auf dem Spiel, weil ich nicht imstande war, das durchzuziehen. Im Studium ging ich jedem öffentlichen Reden weiter aus dem Weg, so gut es ging.

Nun, spulen wir vor zu der Zeit, als ich Mitte bis Ende zwanzig war. Inzwischen praktizierte ich schon seit ein paar Jahren, baute Modelle für psychisches Wachstum und Leadership auf und arbeitete mit Unternehmen und Organisationen. Infolge all dieser Aktivitäten wurde ich ständig gebeten, vor Organisationen, Firmen, Kirchengemeinden und dergleichen zu sprechen. Und – ich lehnte immer ab. Jedes einzelne Mal.

Wenn ich gefragt wurde, sagte ich einfach: „Nein, so etwas mache ich nicht.“ Und dabei beließ ich es. Auf keinen Fall wollte ich je wieder vor ein Publikum treten. Ich kümmerte mich um meine Privatpraxis und meine Beratungstätigkeit, und das machte mir genug Vergnügen. Kleine Meetings am Konferenztisch gingen, aber nichts Größeres.

Eines Tages dann im Fitnessstudio war ich gerade auf dem Weg in die Dusche, als ein hünenhafter nackter Mann auf mich zukam. Er war ein Riese. (Tatsächlich hatte er früher in der NFL Football für die LA Rams gespielt.) Ich fragte mich, was er wohl von mir wollte. Er sah mich an und fragte: „Sind Sie Christ?“

Merkwürdig – kommt so ein nackter Riese einfach auf mich zu und fragt mich, ob ich Christ bin.

„Äh – ja“, antwortete ich.

„Also, Gott hat mir gerade gesagt, ich soll Ihnen etwas ausrichten“, sagte er.

Mein erster Gedanke war, ihm zu antworten: „Nun, außerdem bin ich auch Psychologe, und ich kann Ihnen helfen, dass diese Stimmen verschwinden.“ Aber das verkniff ich mir. Ich fragte nur zurück: „Was denn?“

„Ja, Sie haben richtig gehört. Keine Sorge, ich bin kein Spinner. Ich bin Pastor. Und Gott hat gerade ganz deutlich zu mir über Sie gesprochen“, erklärte er. Dann erzählte er mir, er sei Pastor in der Newport Vineyard Church, einer Gemeinde, die ich kannte. Also ließ ich mich darauf ein, ihm zuzuhören.

Wir gingen in ein Restaurant nebenan und setzten uns, und er sagte mir Folgendes: „Gott hat mir gesagt, als Sie noch ein Kind waren, sei Ihnen etwas Schlimmes passiert, das dazu geführt hat, dass Sie seither Angst davor haben, vor Leuten zu sprechen. Aber er möchte, dass Sie anfangen, für ihn zu sprechen, und er wird Ihnen Türen dafür öffnen. Sie sollen durch diese Türen gehen.“

Ich war sprachlos. Wie kann das ...? Was? Mehr fiel mir nicht dazu ein. Wir unterhielten uns noch ein bisschen, bis ich aufbrach und in mein Büro ging. Dort saß ich dann, völlig unter Schock, und staunte darüber, wie real und präsent Gott immer ist. Und dann wieder darüber, wie lange ich unter diesem Problem gelitten hatte – und doch war er die ganze Zeit da gewesen. Er hatte davon gewusst, er liebte mich, aber er hatte nichts dagegen unternommen.

Bis jetzt.

Auf der Highschool hatte ich immer, wenn ich mit diesem Problem kämpfte, zu Gott gebetet, er möge mir helfen. Aber er hatte es nie getan. Doch nun schien er zur Stelle zu sein. Ich konnte unmöglich verleugnen, was gerade geschehen war. Dieser Typ hatte keine Ahnung, wer ich war oder was ich machte, und genauso wenig von meinem Problem oder davon, woher es rührte.

Im Lauf der nächsten Woche bekam ich zwei Einladungen, vor Publikum zu sprechen. („Er wird Ihnen Türen öffnen. Sie sollen durch diese Türen gehen.“) Die erste kam von einer presbyterianischen Pastorentagung mit etwa fünfzig Pastoren. Viel mehr als das, worauf ich mich normalerweise eingelassen hätte oder wozu ich in der Lage gewesen wäre. Doch diesmal hatte ich buchstäblich das

Gefühl, keine Wahl zu haben. Die Chance, das abzulehnen, und wenn ich noch so viel Angst davor hatte, war gleich null. Gott war mir zu Leibe gerückt und hatte mir gesagt, dass ich das machen sollte – und es gab kein Entrinnen. Ich fürchtete, von einem Wal verschluckt zu werden, wenn ich es versuchte. Meine Angst davor, wie real und lebendig er war, war viel größer als die Angst vor dem, was passieren könnte, wenn ich beim Reden ins Stammeln geriet.

Also bat ich eine gute Freundin, die regelmäßig für mich betete und außerdem Logopädin war, mitzukommen und mich zu unterstützen. Sie setzte sich in die erste Reihe, und ich kämpfte mich durch meine Ansprache. Mit Mühe und Not. Ich weiß gar nicht mehr, ob es den Leuten gefallen hat oder nicht, aber zumindest hatte ich den ersten Test überstanden, ohne ohnmächtig zu werden.

Von da an bekam ich immer mehr Gelegenheiten zum Üben, als auf geheimnisvolle Weise – wie aus dem Nichts – immer mehr „Türen“ auftauchten. Ich war jedes einzelne Mal wie versteinert vor Angst, aber allmählich fing ich an, mich immer sicherer zu fühlen. Es dauerte ungefähr ein Jahr, bis ich mich etwas wohler damit fühlte. Dann wurde mir eine Radiosendung angeboten, und plötzlich redete ich wirklich zu vielen Leuten. Vorher wäre das unmöglich gewesen.

Das ist jetzt Jahrzehnte her – seither habe ich Tausende von öffentlichen Vorträgen gehalten. Inzwischen macht es mir richtig Spaß, und obwohl ich manchmal eine heilsame kleine Dosis „Lampenfieber“ kriege, bevor ich auf die Bühne steige, habe ich keine richtige Angst mehr davor. Davon hat Gott mich geheilt, diesmal, indem er sich mir durch einen nackten Pastor zeigte und mir sagte, dass ich es tun sollte. Und dann durch einen natürlichen Prozess, den die Psychologen „Desensibilisierung“ und „Konfrontation“ nennen. Darunter versteht man eine allmähliche Annäherung an das, wovor man sich fürchtet, durch die das Gehirn allmählich

lernt, dass die Lehrerin aus der siebten Klasse nicht mehr da ist. Ich schreibe dies übrigens, kurz nachdem ich von einem Auftritt auf einem globalen Leitungskongress mit Hunderttausenden von Teilnehmern in Arenen und Hörsälen rund um die Welt zurückgekehrt bin. Und es hat mir geradezu Spaß gemacht. Als Psychologe glaube ich, dass die langsame Heilung durch natürliche Prozesse vor sich gegangen ist. Aber ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass der Impuls, der mich in diesen Prozess geführt hat, übernatürlich war. Wie sonst würden Sie das erklären?

Ich hätte mich nie auf diesen Prozess eingelassen, ohne dass Gott auf übernatürliche Weise eingegriffen hätte durch einen nackten Pastor, der mich überhaupt nicht kannte. Keiner weiß, wann und wie Gott sprechen wird, aber meine Erfahrung ist, dass er es tut.

Gott als GPS

Der Tag ging zu Ende, und ich saß nach den letzten Patientengesprächen in meinem Büro, als sich mein Pager meldete. Ich rief bei meinem Anrufbeantworterdienst an und wurde mit einer Frau verbunden, die von einer Telefonzelle aus anrief. Ich wusste, wer sie war: eine neue Patientin, die erst seit zwei Wochen zu mir in die Praxis kam. Sie war schwer depressiv. Ich hatte bereits mit ihr über die Möglichkeit einer stationären Behandlung gesprochen, falls die Depression sich verschlimmerte. Sie hatte sich gegen den Gedanken gewehrt.

„Hallo“, sagte ich. „Was ist los?“

„Nichts“, sagte sie – mit einer Stimme, der anzuhören war, dass etwas nicht stimmte. „Ich wollte mich nur melden und mich bei Ihnen bedanken, dass Sie versuchen, mir zu helfen. Ich weiß, Sie möchten das gerne – aber ich kann das einfach nicht. Ich kann es nicht. Aber trotzdem danke.“

Und damit legte sie auf.

Ich fürchtete – nein, ich wusste –, was das bedeutete. Sie hatte mir beim letzten Treffen gesagt, sie habe nicht vor, sich umzubringen, und mir versprochen, mich anzurufen, falls sie je den Drang dazu verspürte. Aber ich wusste in diesem Moment, dass etwas passiert war und dass sie ihre Meinung geändert und eine Entscheidung getroffen hatte. Sie würde es tun.

Und ich hatte keine Ahnung, wo sie war, wie ich ihr Hilfe zukommen lassen oder sie auch nur finden könnte. Handys gab es damals noch nicht. Ich rief bei ihr zu Hause an, aber dort war niemand. Ich tappte völlig im Dunkeln und hatte große Angst.

Wenn ich es mit der Angst zu tun bekomme, bete ich. Also tat ich das auch jetzt. Ich bat Gott, sie vor Schaden zu bewahren. Etwas anderes konnte ich nicht tun. Bis ...

... ich einen Impuls spürte, mich ins Auto zu setzen und nach ihr zu suchen. Aber das ergab keinen Sinn – ich hatte ja keine Ahnung, wo sie war. Südkalifornien ist groß, und ich wusste nicht einmal, wo ich anfangen sollte. Aber ich folgte dem Drang und ging zu meinem Auto.

Irgendetwas gab mir den Impuls, zur South Coast Plaza zu fahren, einem riesigen Einkaufszentrum in Costa Mesa, ungefähr eine Viertelstunde entfernt. Ich weiß wirklich nicht mehr, warum – ob mir einfach der Gedanke kam oder ich eine Führung von Gott empfand oder überlegt hatte, ob sie vielleicht dort beim Einkaufen wäre – ich weiß es nicht mehr. Klar ist allerdings, dass es unmöglich war, sie zu finden, selbst wenn ich richtiglag. Das Zentrum ist gigantisch. Es umfasst über 250 Geschäfte und gefühlte Quadratmeilen von Parkplätzen und Straßen in alle Richtungen. Selbst wenn sie dort war, wie sollte ich sie aufspüren? Die Eingänge befinden sich an mehreren Straßen und in verschiedenen Häuserblöcken. Wo um alles in der Welt sollte ich anfangen?

Dennoch fuhr ich los. Als ich in die Umgebung kam, wo die Abzweigungen anfangen und verschiedene Parkmöglichkeiten ausgeschildert sind (Sie können sich das fast so ähnlich vorstellen wie im Disneyland), fühlte ich mich irgendwie geführt, die nächste Abzweigung zu nehmen. Dann wieder ein Impuls: Bieg hier ab, dann da. Es ging über verschiedene Parkplätze auf dem Komplex und an endlosen Reihen von Autos vorbei. So ging es von Kreuzung zu Kreuzung: Ich hielt an und wusste nicht wie weiter, bis ein innerer Anstoß mir sagte, diesen Weg oder jenen einzuschlagen, genau wie damals vor Jahren, als Gott mich zu dem Pastor geführt hatte. Ich folgte einfach weiter diesen Impulsen, ohne eine Vorstellung, wohin sie mich führten, bis ...

... ich in eine Parkreihe einbog und es dort stehen sah: ihr Auto. Ich stieg aus, und da war sie. Sie lag auf der Rückbank und starrte völlig teilnahmslos ins Leere. Ihre Pillen lagen noch neben ihr, bereit zum Schlucken. Tragödie abgewendet. Gott hatte sie gerettet.

Die Geschichte ging gut aus. Es ist jetzt Jahre her. Inzwischen ist die Frau nach einer intensiven Therapie wieder völlig gesund. Sie hat später einen guten Mann geheiratet und drei Kinder bekommen. Wie groß wohl ohne Gott die Chance gewesen wäre, dass ich gerade rechtzeitig den Weg zu ihrem Auto gefunden hätte? Meiner Meinung nach gleich null.

Der Beschützer

Ein Beispiel aus meinem Leben, bei dem ich einer Verheißung Gottes folgte und dabei viel Leid erlebte, um dann wiederum zu merken, dass er in diesem Leid gegenwärtig war. Es betrifft die Gründung unseres Unternehmens für psychiatrische Kliniken. Ich hatte Gottes Führung für die nächste Phase meines Berufslebens gesucht.

Seit etwa sechs Jahren betrieb ich meine Privatpraxis, aber in mir regte sich ein Verlangen danach, noch etwas anderes, noch mehr zu tun. Ein Freund von mir war in einer ähnlichen Lebensphase wie ich. Wir verabredeten uns, jeden Donnerstag zusammenzukommen, um über unser Leben und unsere nächsten Schritte zu beten. Nachdem wir das etwa ein Jahr lang jede Woche getan hatten, wurde deutlich, dass Gott mich berief, eine Klinik zu gründen die auf dem christlichen Glauben basiert. Ich hatte keinen Zweifel daran. Es folgte eine sehr aufregende Zeit in meinem Leben und in dem von Dr. John Townsend. Er baute gemeinsam mit mir eine Kette von Behandlungszentren auf. Wir erlebten, wie alles sich zusammenfügte und wie durch unser hervorragendes Team Menschen geheilt wurden und sich ihr Leben veränderte. Aber diese erfüllende Berufung Gottes ging nicht ohne Kampf vonstatten.

Abgesehen von den Schwierigkeiten, die ein neu gegründetes Unternehmen mit sich bringt, entdeckte ich schnell, dass man sich Ärger einhandelt, wenn man sich in großem Stil in schwierige Familiensituationen einmischt. Mit schwierigen Familien und Missbrauchsszenarien hatte ich es schon vorher in meiner Privatpraxis zu tun gehabt, aber mit der Arbeit in der Klinik erreichte das ein ganz neues Level. Bei Situationen, die eine stationäre Behandlung erfordern, ist oft Missbrauch im Spiel, sowohl zwischen Ehepartnern als auch gegenüber Kindern. Oftmals geht es um langjährige Familienkonflikte, die so voller Hass sind, dass es einem die Sprache verschlägt. Mehr als einmal musste ich erst einmal meinen eigenen Schock verdauen. (Die Bibel meint es ernst, wenn sie sagt, dass manche Menschen wirklich böse Dinge tun, und wenn sie uns ermahnt, davon nicht überrascht zu sein. Aber ich bin es trotzdem oft.) Wenn man zum Beispiel einer Frau hilft, den Misshandlungen ihres Ehemannes zu entkommen, passiert es oft, dass der Ehemann sich diejenigen vorknöpft, die ihr geholfen haben. Oder wenn man

einer depressiven erwachsenen Person hilft, dem anhaltenden Missbrauch und der Kontrolle durch ihre Verwandten zu entkommen, gehen diese manchmal zum Angriff über.

Ich erinnere mich nicht mehr an die Einzelheiten zu den konkreten Fällen, mit denen wir es zu tun hatten, aber ich weiß noch genau, was Gott damals für mich tat. Es gab damals ein paar wirklich harte Fälle von Patienten in stationärer Behandlung. Zu ihrer Sicherheit mussten wir Grenzen ziehen zu den Menschen, von denen der Missbrauch ausging. Das gefiel diesen natürlich nicht – milde ausgedrückt. In manchen Fällen gefiel es auch ihren Kirchengemeinden nicht, sodass sich auch diese an unsere Fersen hefteten. Sie bekämpften uns mit Anwälten und juristischen Drohungen bis hin zu falschen, verleumderischen Artikeln in der Presse und diversen anderen Strategien, um sich gegen den Verlust ihrer Kontrolle über die Menschen, die sie missbrauchten, zu wehren.

Und wie gesagt, zu unserer Überraschung waren das nicht nur Familien, sondern bisweilen auch christliche Gruppen und Gemeinden, die nichts von Psychologie oder Psychiatrie hielten. Sie dachten, wir stünden auf der falschen Seite und wollten Leute von Gott wegbringen. In Artikeln und Büchern verurteilten sie unsere Theologie und bezichtigten uns der Ketzerei. Eine kirchliche Gruppe zum Beispiel brach mitten in der Nacht, buchstäblich in Kampfanzügen samt Gesichtsmasken, wie eine religiöse Miliz durch die Notaufnahme in die Klinik ein und versuchte, eine Angehörige ihrer Gemeinde, die uns wegen Depressionen und einer Essstörung aufgesucht hatte, zu „befreien“. Aus ihrer Sicht hatten sie die Kontrolle über sie an uns – die „säkularen Humanisten“, die sie von Gott wegbringen wollten – verloren. In Wirklichkeit halfen wir ihr, einem durch und durch kranken religiösen System zu entkommen, und brachten sie zurück zu Gott. Aber die Leute waren auf Krawall aus. Freilich ahnten sie nicht, dass sich zwei Häuser weiter eine

Polizeistation befand und unser Pflegepersonal mit allen Wassern gewaschen war.

Gefühlt passierten solche Dinge in dieser Zeit dauernd, während ich in meiner kleinen Privatpraxis dergleichen vorher nie erlebt hatte. Es war ein Krieg, den ich noch nie hatte führen müssen, und ehrlich gesagt, beim ersten Mal warf es mich ein bisschen aus der Bahn. (Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt.) Ich wusste ja, dass wir Menschen halfen und das Richtige taten, aber die Angriffe wurden immer abscheulicher und lenkten uns von dem ab, wofür wir unsere Zeit einsetzen wollten. Bisweilen fühlte ich mich ein bisschen schikaniert nach dem Motto: „He – ich will doch nur helfen! Warum schlagt ihr auf mich ein?“

Eines Abends war ich über all das besonders niedergeschlagen und voller Sorge wegen den Drohungen. Ich hatte darüber gebetet, und dann passierte es. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Veranstaltung es war, aber ich war irgendwo, und jemand kam auf mich zu und sagte mir, er habe eine Vision gehabt, die mich betraf. Er sagte sinngemäß: „Gott hat mir gezeigt, dass er einen Schutzwall um Sie gezogen hat wie eine Feuerwand, die Ihr ‚Haus‘ schützt – mit Engeln, die sich schützend vor etwas stellen, das aussah, als wäre es Ihr ‚Haus‘. Aber das ‚Haus‘ war eigentlich kein Haus – es sah aus, als könnte es Ihr Arbeitsplatz sein, aber es ist schon so eine Art ‚Haus‘. Und der Schutzwall schützt Sie vor den Angriffen von Angehörigen von Leuten, mit denen Sie in Ihrer Arbeit zu tun haben.“

Und dann zog er ein Blatt Papier aus der Tasche, auf dem er die „Feuerwand“ aufgezeichnet hatte, die das „Haus“ beschützte. Es gab keinen Zweifel – das Haus war die Klinik, mein Arbeitsplatz, wo Menschen für eine Weile leben wie in einem Haus – einem Wohnhaus. Gott schützte die Arbeit, die wir dort taten, vor denen, die etwas dagegen hatten. Die Zeichnung zeigte mir, dass wir durch Gott abgeschirmt wurden. Und so erlebten wir es auch weiterhin: Alle

Drohungen versandeten, ohne dass wirklicher Schaden entstand. Nicht einmal in dem einen Fall, als ein Mann anrief und sagte, er werde kommen und Dr. Townsend töten. Die Polizei konnte den Mann ausfindig machen, der gerade erst aus dem Gefängnis entlassen worden war, wo er wegen Mordversuchs an einem Polizeibeamten gesessen hatte, und verhaftete ihn, bevor etwas passierte.

Auch dieses Beispiel zeigte, dass er bei uns ist, auch wenn es durch schwere Zeiten geht. Und mitten in all dem, was um mich her vor sich ging, gab mir die übernatürliche Vision eines Fremden Sicherheit.

Der Versorger

Ein Thema, das sich durch die ganze Bibel zieht, ist, dass Gott Menschen in eine neue Zeit, eine neue Vision, eine neue Berufung führt – und dass wir keine Ahnung haben, wie das aussehen könnte. Angefangen mit Abraham, der aus seiner Heimat Ur gerufen wurde und nicht wusste, wohin es ging, wie die Bibel in Hebräer 11,8 berichtet. Bis hin zu Mose, der die Kinder Israels ins verheißene Land rief, als sie keinerlei Vorstellung davon hatten, was das war oder wie sie dorthin gelangen würden. Und dann Jesus, der auf wildfremde Leute zuing, sie aufforderte: „Folge mir nach“, und sie taten es. Sie wussten, dass die Berufung echt ist, aber sie hatten keine Ahnung, worauf das alles hinauslaufen würde.

Ein Startkapital für das neue Unternehmen haben sie nur selten – Gott sorgt nur für das Manna für einen Tag. (Manna war die Nahrung, mit der Gott die Israeliten versorgte, als sie durch die Wüste wanderten und versuchten, das verheißene Land zu erreichen. Er gab ihnen immer nur genug für einen Tag, damit sie lernen, ihm zu vertrauen.) Auf dem Weg mit Gott geschieht es oft, dass

er uns aufträgt, etwas zu tun, und dass wir nicht wissen, wie das funktionieren soll, bis er uns mit dem Nötigen versorgt. Und diese Versorgung kommt oftmals viel später, als es uns lieb wäre.

Ich habe Ihnen schon erzählt, wie ich zum ersten Mal einen solchen Schritt tat, als ich meine sichere Existenz in Dallas hinter mir ließ, um Gott nach L. A. zu folgen. Und er sorgte für mich. Etwa sechs Jahre später war ich wieder in einer guten und abgesicherten Lebenssituation. Bis er anfang, in mir die Vision einer glaubensbasierten und „glaubensfreundlichen“ psychiatrischen Klinik zu entwickeln.

Zur damaligen Zeit waren psychiatrische Kliniken und Stationen in mehrfacher Hinsicht ganz anders als heute. Der auffälligste Unterschied war, dass man damals tatsächlich genug Zeit hatte, um Patienten gut zu behandeln. Bei Depressionen, schweren, beeinträchtigenden Angststörungen, Essstörungen, bipolarer Störung, Suchterkrankungen und dergleichen konnte man viel für die Patienten erreichen. Bisweilen konnten sie sogar dreißig bis sechzig Tage bleiben. Man konnte mit den Patienten in die Tiefe gehen und wenn nötig auch mit ihren Familien. Wohlgemerkt, viele dieser Beschwerden sind Krankheiten, die Ihnen vermutlich vertraut sind, weil Sie Freunde oder Angehörige haben, die daran leiden. Wie Sie wissen, sind das ziemlich normale Leute, denen ein Monat intensiver Behandlung in einer Klinik sehr guttun würde, wo der ganze Fokus darauf liegt, dass es ihnen besser geht.

Heute dagegen bekommen sie wahrscheinlich kaum die Gelegenheit zu einer längeren stationären Behandlung. Derartige Behandlungszentren werden in den USA kaum noch finanziert. Heute werden die meisten aufwendigen Behandlungen von den Krankenkassen abgelehnt. Stattdessen sollen die Patienten mit Medikamenten stabilisiert werden, um sie so schnell wie möglich wieder aus der Klinik entlassen zu können. Meistens kommen sie nur

für die wirklich schweren Fälle auf und zielen nur darauf ab, sie rasch zu stabilisieren. Wer keine privaten Mittel hat, um sich in eine teure Privatklinik zu begeben, der hat heute viel schlechtere Chancen als damals, in den Genuss einer dreißigtägigen stationären Behandlung zu kommen. Das ist wirklich traurig.¹

In meiner Anfangszeit hingegen standen solche Behandlungsmöglichkeiten reichlich zur Verfügung, und innerhalb von dreißig oder gar mehr Tagen konnte man eine Menge für eine erkrankte Person und ihre Familie tun. Es war erstaunlich, was sich bewerkstelligen ließ. Allerdings standen gläubige Menschen, die ihren Glauben in ihre Heilung und Therapie mit einbeziehen wollten, oft vor einem Problem: Da viele der Verantwortlichen in psychiatrischen Kliniken immer wieder religiösem Missbrauch, religiösen Fixierungen und Wahnvorstellungen begegneten, gab es viel Voreingenommenheit gegenüber allem Religiösen. Oft bekamen Patienten ihre Bibeln abgenommen, sobald sie eingeliefert wurden, und so etwas wie eine Gebetsgruppe auf der Station suchte man vergeblich. Es ging dort meist nicht „glaubensfreundlich“ zu. In Dallas hatte ich dagegen auf einer Station gearbeitet, die dem Glauben gegenüber positiv eingestellt war. Sie wurde von christlichen Ärzten geleitet, die erlebt hatten, wie hilfreich es sein kann, wenn der Glaube der Patienten verstanden und, mehr noch, in ihre Therapie und ihren Heilungsweg einbezogen wird. Nicht lange danach richtete die *American Psychological Association* eine spezielle Abteilung ein, die sich dem Glauben und den spirituellen Aspekten der Psychologie widmete. Genau dazu hörte ich damals einen klaren Auftrag Gottes: ein glaubensbasiertes Klinik-Behandlungsprogramm ins Leben zu rufen

¹ Der Autor bezieht sich hier vor allem auf die Entwicklung im US-amerikanischen Gesundheitswesen (Anm. d. Red.).

Da ich wusste, dass der Glaube in vielen Kliniken nicht willkommen war und dass Psychologen durch das damalige medizinische Establishment in ihren Handlungsmöglichkeiten im klinischen Umfeld eingeschränkt waren (wir durften zum Beispiel Patienten behandeln, aber nur unter Aufsicht eines Psychiaters einweisen), war mir klar, dass meine Vision für das, was ich als Psychologe bewirken wollte, an der Macht des medizinischen Establishments auf Grenzen stieß. Diese Leute saßen am Ruder – und das war höchst bedauerlich.

Also ließ ich mir etwas einfallen. Wenn ich als Psychologe keinen Einfluss darauf habe, was auf der psychiatrischen Station passiert, wie kann ich dann Einfluss darauf nehmen? Moment – wenn mir die Klinik gehören würde, hätte ich ja allen Einfluss der Welt, oder? Gute Idee, dachte ich. Und beschloss, eine Klinik zu kaufen. (Wenn man gerade mal Ende zwanzig ist, weiß man noch nicht, wie schwierig manche Dinge zu bewerkstelligen sind, also was soll's.)

Ich hatte bei Weitem nicht genug Geld, um eine Klinik zu kaufen, die Millionen kosten würde. Ich war ja nur ein junger Psychologe in den Zwanzigern, ganz am Anfang meiner Tätigkeit. Allerdings wusste ich bereits, dass der alte Spruch „Man braucht Geld, um Geld zu verdienen“ nicht stimmt. Die meisten Unternehmer fangen mit leeren Händen an, und diese Beschreibung traf exakt auf mich zu. Die Wahrheit hört sich eher so an: „Man braucht Geld, aber es muss nicht dein Geld sein. Es kann auch das Geld anderer Leute sein.“ Man muss im Grunde nur irgendetwas von Wert zu bieten haben, dann stecken andere Leute ihr Geld in das Wertvolle, was man hat. Wert bringt Geld. Ich hielt meine Idee für wertvoll, und ich konnte ein wertvolles Behandlungsprogramm bieten. Also dachte ich mir, ich könnte Leute mit Geld finden, die in diesen Wert investieren würden. Mit dieser Überzeugung gewappnet machte ich mich auf, um Geld zu finden.

Und ich fand es.

Ich fand einen Investor, der bereit war, das Projekt zu finanzieren, und da ich nichts davon verstand, wie eine Klinik eigentlich geführt wird (eine hochkomplexe Sache mit vielen strikten Vorschriften, Versicherungsfragen, Pflegegewerkschaften und so weiter), rekrutierte ich bei dieser Gelegenheit auch gleich einen Klinikverwalter für unser Team. Nun mussten wir nur noch eine Klinik kaufen, und dann hätte ich volle Kontrolle darüber, was in der Behandlung geschieht. Ich konnte Psychiater und Psychologen ausfindig machen, die den Glauben in ihre Arbeit integrierten und Verständnis für den Glauben der Patienten hatten. Und ich fand Pastoren und Gemeinden, die mitmachen und helfen würden, damit unsere Dienstleistungen im Bereich der psychischen Gesundheit gläubige Menschen erreichten. Jetzt ging es los.

Na ja, ein bisschen. Und bald gar nicht mehr.

Wir fanden durchaus ein paar geeignete Kliniken – und wir machten Angebote, aber keine davon war zu kaufen. Sie waren zu dieser Zeit zu profitabel. Wir wurden uns mit keinem der Eigentümer einig, und eine neue Klinik gründen konnten wir auch nicht, weil es in Kalifornien ein Gesetz gibt, das den Bau neuer Kliniken verhindert, wenn der Bedarf gedeckt ist. Das war also scheinbar das Ende meiner Vision. Es würde nichts daraus werden.

Aber ich wusste doch, dass Gott mich dazu berufen hatte – da war ich mir vollkommen sicher. Und ich wusste auch, dass ich keine halben Sachen machen konnte. In einer Klinik, in der ich nicht die Kontrolle hatte, würde man mich jedes Mal ausbremsen, wenn ich darüber sprechen wollte, wie der Glaube bei psychischen Gesundheitsproblemen helfen kann. Ganz zu schweigen von einem Gebets-treffen oder von der Idee, dass Geistliche auf der Station arbeiten sollten. Nachdem ich zwei Jahre lang daran gearbeitet hatte, schien meine Vision gescheitert zu sein. Aber mein Gebetspartner und ich beteten weiter.

Dann passierte es.

Ich saß zu Hause und schaute mir im Fernsehen ein Golfturnier an, als das Telefon klingelte. Es war Dr. Frank Minirth, der aus heiterem Himmel aus Dallas anrief. Ich hatte seit ungefähr fünf Jahren nicht mehr mit ihm gesprochen.

„Hi! Wie geht es Ihnen, und was treiben Sie so?“, fing er an.

„Meine Güte! Hi, Frank! Wie schön, von Ihnen zu hören!“, erwiderte ich.

„Also, was machen Sie denn jetzt?“, erkundigte er sich.

„Lustig, dass Sie danach fragen“, sagte ich. „Ich versuche seit einiger Zeit, eine Klinik zu gründen.“

„Wirklich? Und wie läuft’s?“, fragte er.

„Nun ja – ich komme nicht weiter. Ich habe buchstäblich alles zusammen. Ich habe das Geld, das Netzwerk von Pastoren und Gemeinden für die Unterstützung, Partner in den Medien fürs Marketing, ein paar großartige Psychologen und Psychiater – aber keine Klinik. Ich finde keine Einrichtung. Ich stehe da wie bestellt und nicht abgeholt. Keine Klinik“, klagte ich.

Am anderen Ende der Leitung blieb es einen Moment lang still – und dann sagte Frank: „Wissen Sie was? Ich habe eine Klinik in L. A. und nichts sonst. Wir sollten uns mal unterhalten.“

Lieber Himmel – konnte das wahr sein? Ich kam keinen Schritt weiter mit meiner Vision von Gott. Ich wusste zwar, dass sie echt und real war, aber es kam mir so vor, als ob er nicht lieferte. Nichts funktionierte. Bis er es dann doch tat. Vielleicht hatte ich jetzt tatsächlich eine Klinik. Ich wusste, dass Frank sich auf mein Vorhaben einlassen würde. Die Vision wurde wahr! Und obwohl Frank keine Ahnung hatte, was ich plante, rief er nach fünf Jahren aus irgendeinem Grund an und hatte genau das parat, was ich brauchte.

Ein paar Tage später flog ich nach Dallas, und wir taten uns zusammen. Wir schlossen einen Pakt.

Wir gründeten ein neues Unternehmen, um diese Klinik aufzubauen, und ich bekam die Kontrolle über sämtliche Behandlungen. Dr. Minirth stellte die Einrichtung zur Verfügung, die er einer Beziehung zu einer landesweiten Krankenhauskette verdankte, die uns völlig freie Hand ließ. Jetzt ging es wirklich los.

Dann ließ Gott noch ein Stück Manna vom Himmel fallen. Dr. Minirth hatte eine über mehrere Sender verbreitete Radiosendung im Mittleren Westen und Süden der USA. Wie er mir sagte, wollten sie die Sendung jetzt auch in L. A. auf den Markt bringen, und das konnte für uns eine Hilfe beim Marketing sein. Über die täglich ausgestrahlte Anrufersendung würden die Leute von dem christlichen Behandlungszentrum erfahren, und das würde uns sehr helfen.

Als mir klar wurde, dass wir nun über eine signifikante Medienpräsenz verfügen würden, wusste ich, dass jetzt alles viel schneller gehen konnte, als ich gedacht hatte. Um das zu schaffen, brauchte ich Hilfe. Jemanden, dem ich vertraute und den ich respektierte, und ich wusste schon, wer das war.

Dr. John Townsend und ich arbeiteten schon seit einiger Zeit zusammen, hatten gemeinsam lange über glaubensbasierte Behandlungsmodelle nachgedacht und auch Workshops durchgeführt und Radiosendungen aufgenommen. Ich respektierte nicht nur seine Denkweise; er war auch einer der besten klinischen Psychologen, die ich kannte. Und einer meiner engsten Freunde (er war mein Trauzeuge). Zusammen würden wir unschlagbar sein! Er war der Einzige, dem ich so eine Aufgabe anvertraut hätte.

Ich kehrte also von Dallas zurück nach Newport Beach, wo ich damals wohnte, und bat ihn, sich mir anzuschließen. Und dann ging es los. Es gäbe noch viel mehr zu erzählen, denn Gott griff noch etliche Male genau im richtigen Moment rettend ein. Zu oft, als dass ich hier alles aufzählen könnte. Aber nur noch ein kur-

zes Beispiel: Wir brauchten ungefähr zehn Monate, um alles vorzubereiten. Das Werbematerial war fertig, das Team stand in den Startlöchern, und bis zur Eröffnung waren es nur noch ein paar Wochen. Und dann wachte ich eines Morgens auf, schlug den Wirtschaftsteil der Zeitung auf, und da sah ich es: Die Krankenhauskette, mit der wir zusammenarbeiteten, hatte Konkurs angemeldet! Sie hatten uns keinerlei Warnung zukommen lassen! Wieder auf Grund gelaufen – keine Klinik. Nur ein paar Wochen vor unserer geplanten Eröffnung machten sie dicht.

Gott? Was machst du da?

Wir beteten, und wir gingen Klinken putzen. Durch die bisherige Partnerschaft mit der Krankenhauskette war uns klar, dass wir nicht Eigentümer der Klinik sein mussten, wie es meine ursprüngliche Vision gewesen war. Wir mussten lediglich direkt mit den Eigentümern eine Vereinbarung schließen, die uns die Kontrolle über die gesamte psychologische und psychiatrische Arbeit gab; dann könnten wir das umsetzen, was wir wollten. Das medizinische Establishment würde für uns arbeiten. Für die Eigentümer ist nur wichtig, dass es funktioniert.

Genau im richtigen Moment führte Gott uns zu einer Klinik, die zwei älteren Ärzten gehörte, die nun im Ruhestand waren und die uns mochten. Ich glaube, es machte ihnen Spaß, diese Jungspunde zu sehen, die etwas Neues wagen wollten, und der Glaubensaspekt dabei faszinierte sie. Also sagten sie uns aus irgendeinem Grund zu. Sie legten sogar noch eine voll eingerichtete Praxis für unsere ambulanten Patienten drauf - kostenlos, weil wir pleite waren. Wieder einmal hatte Gott schon die ganze Zeit einen Plan gehabt und mich Schritt für Schritt geführt. Selbst dann, als ich dachte, alles wäre hoffnungslos.

Wir konnten vielen Menschen helfen, und dieser eine Radiosender in Los Angeles verwandelte sich in das größte christliche

Sendernetzwerk in Amerika. Sie verbreiteten unsere Sendung über ihre neuen Stationen, als das Netzwerk wuchs, und im gleichen Zuge eröffneten wir weitere Kliniken und Behandlungszentren. Schließlich boten wir unsere Behandlungen in über vierzig Städten im Westen der USA an. John und ich leiteten dieses Unternehmen über ein Jahrzehnt lang. Durch eine Fusion wurde die Radiosendung bald auf über zweihundert Stationen im ganzen Land ausgestrahlt. Eine Sache, über die ich mich besonders freue, ist, dass unsere glaubensbasierte Behandlung von externen universitären Forschern geprüft wurde und sich herausstellte, dass die Resultate in mehreren diagnostischen Kategorien für psychische Gesundheit den Branchendurchschnitt übertrafen. Wir konnten diese Ergebnisse auf der landesweiten Konferenz der *American Psychological Association* präsentieren.

All das kam von einem Gott, der führt. Und wenn er uns führt, gibt er uns, was wir für jeden Schritt brauchen. Das geht nicht ohne Kampf, Schmerzen oder Krisen ab, aber inmitten von allem steht seine Treue. Auch diese Lektion lehrte mich, ihm zu vertrauen. Ich wusste sofort, dass dieser „zufällige“ Anruf von Frank alles andere war als ein Zufall.

Wiedersehen mit Jesus

Ich liebe Boote, und ich habe sie schon immer geliebt, schon als kleiner Junge in der Badewanne. Von da aus übers Angeln, die Entenjagd und das Beobachten von Alligatoren bis hin zum Wasserski war ich ihnen verfallen. Diese Liebe nahm ich mit ins Erwachsenenalter, und sobald ich konnte, ging ich über zu seetüchtigen Booten. Ich liebe es, auf See zu fischen, irgendwelche Inseln anzulaufen und tauchen zu gehen. Und als Tori und ich uns kennenlernten,

steckte ich sie sofort mit dieser Liebe an, die wir nun seit Jahrzehnten miteinander teilen.

Über Jahre hatten wir im Hafen von Newport ein Boot liegen, auf dem wir eine Menge Zeit verbrachten. Einmal übernachteten wir auf dem Boot. Als wir am nächsten Morgen aufwachten, hatte während der Nacht an dem Liegeplatz neben uns ein Boot angelegt, das wir noch nie gesehen hatten. Es war ein ziemlich interessantes, schönes älteres Modell – und es war tatsächlich gerade von Hawaii zurückgekommen, wo es bei den Dreharbeiten zu einem Film eingesetzt worden war. Es war ein schöner, klassischer alter Trawler.

Ich war noch dabei, es zu bewundern, als die Besitzer an Deck erschienen, und wir kamen ins Gespräch. Wir erfuhren noch etwas mehr von ihrer Geschichte, und es schienen sehr sympathische und interessante Leute zu sein. Da wir viel Zeit damit verbrachten, das Innere unseres Bootes zu renovieren, waren wir oft unten am Anleger und freundeten uns nach und nach mit ihnen an. Bald darauf erzählten sie uns bei einem gemeinsamen Essen den wahren Grund, warum sie in Newport waren.

Nick hatte Bauchspeicheldrüsenkrebs. Er war ein erfolgreicher Technikunternehmer, der seine Firma mit fünfzig Jahren verkauft hatte. Er und Kaitlin hatten gerade ihr Weltreiseabenteuer begonnen, als er die Diagnose bekam. Wie er uns sagte, sah es nicht gut aus. Die Überlebensquote war gering. Sie waren nach Orange County gekommen, um einen Onkologen aufzusuchen, der sich auf diese Krebsart spezialisiert hatte, und würden für eine Weile auf ihrem Boot wohnen. Ihre Geschichte machte uns unendlich traurig – mitten in der Blüte des Lebens, so viele wunderbare Pläne, und plötzlich sah alles trostlos aus.

Während die Wochen verstrichen, wurden Nick und ich gute Freunde. Natürlich verband uns die Leidenschaft für Boote und auch fürs Unternehmertum und für Rotwein. Und er war witzig

und sympathisch. Ich freute mich immer, wenn ich Zeit mit ihm verbringen und etwas über die Geschichte seines Unternehmens hören konnte. Er hatte vor Jahren ein Programm geschrieben, das zu einem ungemein erfolgreichen Produkt geworden war. Sein Lebensweg hörte sich an wie ein guter Roman. Ich hing an seinen Lippen.

Im Gegenzug hatte auch ich ihm meine Geschichte erzählt. Er wusste also, dass ich eine Kette glaubensbasierter Kliniken und Behandlungszentren leitete und einige Bücher über Glauben und Psychologie geschrieben hatte. Eines Tages legte er die Karten auf den Tisch.

„Weißt du, ich muss mit dir über etwas reden“, sagte er. „Über Gott.“

„Klar – worum geht es?“, fragte ich ein wenig überrascht, wo das jetzt herkam.

„Also, ich habe dir doch erzählt, dass ich als Presbyterianer aufgewachsen, aber dann zum Judentum übergetreten bin, nicht wahr?“

„Ja, das hast du“, erwiderte ich. „Du sagtest, der Gedanke der Dreieinigkeit ergebe für dich keinen Sinn, weil sich das nach drei Göttern anhört und du nur an einen Gott glaubst.“

„Genau – und das ist auch immer noch so. Das Problem ist nur, dass ich kaum jemals davon höre, dass Juden für Heilungen beten oder daran glauben – das tun nur die Christen. Und da ich weiß, dass du Christ bist, wünsche ich mir, dass du für mich betest“, sagte er. „Ich brauche Heilung.“

„Natürlich“, sagte ich. „Das tue ich gern, und ich würde auch gern mehr über deine Glaubensgeschichte hören.“

Also betete ich für ihn und bat auch andere, für ihn zu beten. Ich hatte Nick gern – ich wollte nicht, dass er stirbt.

Dahinter lief noch eine andere Geschichte ab. Wie sich herausstellte, glaubte Kaitlin an Jesus. Eines Abends nahm sie mich nach dem Essen zur Seite und fragte mich, ob ich mit Nick mehr über

den Glauben an Jesus reden könnte. Sie wünschte sich, dass er ewiges Leben hatte – schließlich hatte sie große Angst vor dem Ende seines Lebens auf der Erde, das nicht mehr fern zu sein schien. Sie wollte Gewissheit haben, dass er dann im Himmel sein würde.

Wir redeten weiter darüber, und ich erfuhr mehr von seiner Geschichte. In unseren Gesprächen brachte ich das Thema zur Sprache, und wir hatten ein paar gute erste Diskussionen. Vieles drehte sich um die schlechten Erfahrungen, die er als Heranwachsender in der Kirche gemacht hatte – eine Geschichte, die ich schon oft gehört habe und die viele Leute, die in christlichen Familien aufgewachsen sind, dazu bringt, dem Glauben den Rücken zu kehren, sobald sie das Elternhaus verlassen. Bei ihm war es nicht anders. Da er trotz alledem aber ein sehr spiritueller Mensch war, bot ihm die Konversion zum Judentum einen Ort für seinen Glauben ohne den Ballast, mit dem er aufgewachsen war. Ich bewunderte an ihm eine gewisse geistliche Hartnäckigkeit. Ich konnte nachfühlen, wie es ihm ergangen war. (Mehr zu diesem Thema in einem späteren Kapitel.)

Doch leider ging es mit Nick schon bald, nachdem wir angefangen hatten, diese Gespräche zu führen, steil bergab. Er verlor viel Gewicht und wurde kraftlos. Es ging aufs Sterben zu, und es wurde zu schmerzhaft für ihn, sich zu unterhalten, sowohl körperlich als auch, weil er einfach nicht die Kraft hatte, sich darauf einzulassen. Es war traurig, das mit anzusehen und mit Kaitlin zusammen durchzumachen, denn auch sie war uns sehr ans Herz gewachsen.

Eines Samstagmorgens klingelte mein Telefon. Es war Kaitlin.

„Bitte kommt herunter zum Boot – Nick wird heute sterben. Ich bin mir sicher. Ihr müsst kommen“, sagte sie völlig außer sich. Ich wusste, wie sehr der Gedanke auf ihr lastete, er könnte sterben, ohne Jesus zu kennen. Ich sagte ihr, wir würden gleich da sein.

Als Tori und ich am Boot ankamen, empfing sie uns im Salon

und sagte, er liege unten in der Kabine im Bett. Ich ging zu ihm. Er saß halb aufrecht im Bett und begrüßte mich mit einem schwachen Lächeln; zu mehr war er nicht in der Lage. Aber seine Augen verrieten, dass er sich freute, seinen Kumpel zu sehen.

Nach ein paar Bemerkungen sagte ich: „Nick, darf ich mit dir ein bisschen über Gott reden?“

Er nickte, und ich konnte sehen, dass es ein entschiedenes Nicken war. Er wollte hören, was ich zu sagen hatte, das war zu spüren.

Ich sagte etwa Folgendes: „Also, du hast mir doch davon erzählt, wie du in einer presbyterianischen Kirchengemeinde aufgewachsen bist und manches, was du dort erlebt hast, einfach nicht mit einem sinnvollen Glauben vereinbaren konntest, nicht wahr?“

Er nickte.

„Nun, du weißt ja, ich kann das gut verstehen – tatsächlich besteht meine Arbeit zu einem großen Teil darin, Leuten zu helfen, dass sie sich von schlimmen Erlebnissen in Gemeinden oder mit religiösen Leitern und frommen Menschen erholen können. Oder auch nur von schrägen Glaubensüberzeugungen. Also, ich weiß, wie das ist. Ich kann verstehen, dass dich das abgestoßen hat. Ich war froh zu hören, dass es dir als Erwachsenem inzwischen einleuchtet, dass diese Leute und ihr Verhalten nicht unbedingt gegen Jesus sprechen, und dass du verstehst, dass nicht alle Christen so sind wie sie – zumindest hattest du nichts dagegen, mit mir abzuhängen!“

Wir lächelten uns an.

„Und du hast auch viel davon gesprochen, dass der Gedanke der Dreieinigkeit, dass Gott ein Gott in drei Personen ist, dir einfach nicht einleuchtet. Das war für dich offenbar ein großes Thema, und deshalb bist du zum Judentum übergetreten. Und darüber würde ich gern mit dir reden – okay?“

Er nickte.

„Ich glaube auch an den jüdischen Gott, den Gott unserer Heiligen Schrift. An den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Das ist der christliche Gott. Aber viele Juden wissen nicht, dass ihre eigenen Schriften auf Jesus hinweisen und den kommenden Messias prophezeien, und vor allem, wie sie erkennen können, nach wem sie Ausschau halten sollen. Denn die Wahrheit ist, dass Jesus jede dieser Prophezeiungen erfüllt hat. Jede einzelne. Aber besonders über eine, die du gut kennst, möchte ich jetzt mit dir reden. Weißt du noch, was du über das Passahfest gelernt hast, als du dich mit dem jüdischen Glauben beschäftigt hast?“

Er nickte.

„Erinnerst du dich an das Lamm, das geopfert werden sollte, und dann sollte das Blut des Lammes auf den Türpfosten jedes israelitischen Hauseingangs gestrichen werden? Und dann würde der Engel, der den Ägyptern den Tod brachte, an diesem Haus vorbeigehen, es ‚passieren‘, und alle würden überleben? In 2. Mose 12,13 steht: ‚Wo ich das Blut sehe, will ich an euch vorübergehen‘, sodass das Blut des Lammes euch rettet.“

Wieder nickte er.

„Nun, Jesus ist dieses Passahlamm, der verheißene Messias. Er war das vollkommene Lamm Gottes, das geopfert wurde, um die Todesstrafe für uns alle zu erleiden, und durch seinen Tod und seine Auferstehung erlangen wir Vergebung.“

Jesus führte ein vollkommenes, sündloses Leben, und so war er die Erfüllung des ganzen Gesetzes Gottes. Da er vollkommen war, war er der Einzige, der die Strafe für unsere Unvollkommenheit bezahlen konnte. Deshalb opferte er sich selbst, und er starb und wurde von den Toten auferweckt, um zu beweisen, wer er war. Und er hat versprochen, wenn wir unser Vertrauen in ihn setzen, dann gilt das Passahopfer, zu dem er wurde, auch für uns. Gott vergibt uns aufgrund unseres Glaubens an Jesus.

Durch den Glauben an ihn sind uns alle unsere Sünden vergeben, und wir werden gerecht vor Gott. Wir wissen, dass es wahr ist, wenn er sagt, er sei eins mit dem Vater, weil seine Auferstehung den Beweis dafür erbracht hat. Er hat bewiesen, dass er Gott ist.

Ich teile also deinen jüdischen Glauben. Ich glaube dieselben Dinge über Gott wie du, und dein Glaube, unser Glaube, sagt, dass ein Messias kommen werde, und dieser Messias war Jesus. Er ist der Messias.

Und deshalb möchte ich dich fragen: Möchtest du ihn jetzt als dein Passahlamm aufnehmen? Und bei ihm sein, wie er es versprochen hat?“

Nick schaute auf und nickte – ja.

Ich fuhr fort: „Okay, dann sprich mir einfach dieses Gebet nach – auch wenn du es nicht laut mitsprechen kannst, tu es einfach in deinem Herzen: Jesus, ich glaube an dich als meinen Herrn, und ich glaube, dass du für meine Sünden gestorben bist und von den Toten auferweckt wurdest. Bitte vergib mir all meine Sünden. Ich nehme dich als meinen Herrn und Erlöser auf.“

Ich beobachtete, wie er meinen Worten folgte – und dann liefen ihm Tränen übers Gesicht. Ich wusste, er war nach Hause gekommen – er hatte den Gott gefunden, von den Menschen ihn mit ihrem schlechten und heuchlerischen Verhalten weggetrieben hatten. Jetzt hatte er Frieden mit Gott. Sein Gesicht hatte sich verändert. Ich sah ihn an und weinte mit ihm. Dann küsste ich ihn auf die Stirn und sagte: „Jetzt ist es gut, Nick. Ich weiß, du brauchst Ruhe. Ich gehe jetzt. Danke, dass ich mit dir reden durfte.“

Er nickte lächelnd, drückte mir, immer noch unter Tränen, die Hand, und ich ging hinaus.

Als ich die Treppe hinaufging, sah Kaitlin mich an, und ich signalisierte ihr mit einem deutlichen Nicken: Ja. Sie wusste, was das bedeutete, und eilte die Treppe hinunter zur Kabine.

Oben im Salon erzählte ich Tori, was passiert war. Wir blieben sitzen, bis wir einen Schmerzensschrei hörten. Wir rannten hinunter und fanden Kaitlin, die sich heftig schluchzend über Nick beugte. Er war tot. Nach einer Weile kam sie mit unserer Hilfe mit nach oben und brach schluchzend auf dem Boden zusammen. Monatelange Schmerzen und Qualen hatten sich nun gelöst – so oft hatte sie stark sein müssen, und nun ließ sie los und fiel in den Schmerz, den sie getragen hatte. Die Trauer überwältigte sie.

Tori kniete über ihr und hielt sie in den Armen, während sie laut weinend auf den Knien lag, das Gesicht auf dem Boden. Sie schluchzte und schluchzte, und Tori hielt sie nur tröstend fest. Ich ging hinüber an den Tresen im Salon, um ein paar Taschentücher zu holen, und dann passierte es.

Ich schaute von der Kombüse durch den Salon hinüber zu Tori, die über der schluchzenden Kaitlin kniete ...

... und sah neben ihnen Jesus und Nick stehen.

Ich sah sie. Ich kann nicht beschreiben, woher ich weiß, dass sie da waren, oder wie das aussah, nur dass ich weiß, sie waren da. Es war keine offene Vision, wie ich sie von manchen Leuten habe schildern hören. Nicht wie eine Kinoleinwand. Es war auch nicht so, als ob ich mit meinen realen Augen in meinem realen Gesichtsfeld zwei Leute im Raum stehen sähe. Es war fast so, als wären sie durchsichtig – und ich „sah“ sie in einer anderen Dimension. Als ob ich sie gar nicht mit meinen Augen sähe, sondern in meinem Geist, irgendwie in mir, obwohl ich sie auch irgendwie visuell dort am anderen Ende des Raumes stehen sah. Wann immer ich versuche, diesen Moment zu beschreiben, scheitere ich daran. Ich kann es nicht beschreiben.

Ich weiß nur, sie waren da. Sie standen über der vor Trauer zerfließenden Kaitlin – standen einfach nur dort bei ihr und schauten zu ihr hinab. Als ob sie irgendwie „bei ihr“ wären, aber ohne

irgendetwas zu tun oder zu sagen. Sie schauten sie einfach an. So standen sie dort ein paar Augenblicke lang, vielleicht eine Minute. Ich weiß es nicht genau. Es war nur ein Moment, in dem sie dort bei ihr waren.

Dann – und das war der Moment, den ich nicht fassen konnte – „flogen“ sie in einem Augenblick empor und nach links durch die Decke und die Wand und hinauf in den Himmel. Und weg waren sie. In einem Moment in die Wolken entschwunden. Hinauf und nach links, das ist alles, was ich sagen kann, um es zu beschreiben, mit Warpgeschwindigkeit durch die Decke und die Wand. So schnell.

Es verschlug mir die Sprache.

Ich weiß nicht, wie oft ich dieses Erlebnis in Zweifel gezogen und infrage gestellt habe, weil es so verrückt erscheint, aber ich komme immer wieder zurück zu dem, was ich weiß – ich habe es gesehen. Wo sollte das sonst hergekommen sein? Es war kein Gedanke. Ich denke ständig alles Mögliche. Es war kein Bild in meinem Kopf, wie es sich jeder von uns jederzeit vorstellen kann. Es war etwas anderes, auf einer anderen Ebene, die ich weder davor noch danach jemals wahrgenommen habe. Und ich weiß, dass sie es waren.

Um die Geschichte abzuschließen, muss ich Ihnen noch berichten, was Kaitlin uns später erzählte, nachdem ihre Tränen versiegt waren. Nachdem Nick und ich miteinander geredet hatten und sie wusste, dass er sich für Jesus geöffnet hatte, sprach sie mit ihm ein wenig über sie beide und darüber, wie sehr sie ihn liebte. Und dann sagte sie zu ihm: „Nick – ich weiß, was da eben mit Henry passiert ist. Und jetzt ist alles gut – du musst nicht weiter durchhalten. Du darfst gehen.“

Auf diese Worte hin blickte er auf, schaute ihr in die Augen und nickte. Und dann, sagte Kaitlin, passierte etwas, das sie nicht glauben konnte. Uplötzlich richtete er sich kerzengerade auf, das Gesicht hellwach, mit einem „Staunen“ in der Miene, wie sie es

beschrieb. Er schaute nach oben, die Augen weit aufgerissen – als ob er da oben etwas sähe, etwas oberhalb von ihm, das ihn sehr überraschte und seine ganze Aufmerksamkeit einnahm. In seinem Gesicht, sagte Kaitlin, leuchtete etwas wie „totales Begreifen“ auf, als wäre er überwältigt von dem, was er da in einer anderen Dimension wahrnahm. Dann – war es vorbei.

Ich weiß, er hat Jesus gesehen – seinen jüdischen Messias, den er eben erst gefunden hatte. Er war gekommen, um ihn zu empfangen und mit nach Hause zu nehmen. Und wahrscheinlich sah er noch viel mehr, als er über unsere Dimension hinaus in die nächste schaute. Ich bin froh, dass der Gute Hirte kam, um ihn nach Hause zu bringen.

Gottes perfekte Therapeutin für mich

Die meisten Leute, die ich kenne, haben nicht ihren Highschool-Schwarm geheiratet. Falls Sie nicht gerade in einem Land leben, in dem die Ehen von den Eltern arrangiert werden, geht es Ihnen wahrscheinlich so wie den meisten von uns, dass wir erst einmal eine Weile in der Welt des „Datings“ und der Beziehungen unterwegs waren und uns darin zurechtfinden mussten. Das kann viel Spaß machen (ich fand es herrlich) und/oder auch eine Menge Kopfzerbrechen bereiten (davon habe ich auch einiges erlebt). Außerdem bin ich davon überzeugt, dass es ein großartiges Lernfeld für das persönliche Wachsen und Reifen sein kann. Manchmal, wohl eher meistens, wird dieses Wachstum durch Misserfolge und Herzeleid ausgelöst.

So ging es mir. Ich war Mitte zwanzig und hatte inzwischen schon etliche Dates hinter mir mit zum Teil wirklich tollen Frauen. Meistens suchte ich mir nicht die durchgeknallten aus – zumindest

hielt ich es mit denen nie besonders lange aus (obwohl ich mit einigen von ihnen viel Spaß hatte). Ich hatte das Glück, dass mir gute Frauen gefielen und ich meistens eine gute Wahl traf. Und genau da zeigte sich letzten Endes mein Problem.

Ich merkte, dass ich ein gewisses Verhaltensmuster hatte. Es gab Frauen, die wirklich wunderbare Menschen waren, die ich mochte, die ich attraktiv fand und mit denen ich mich gut verstand. Bis – ich aus irgendeinem, jedenfalls aus keinem guten Grund allmählich anfang, mich deprimiert zu fühlen. Mein Interesse ließ nach, und mich beschlich das Gefühl, es sei doch noch nicht die richtige Beziehung. Also machte ich Schluss. Am schmerzlichsten war das, wenn ich wusste, dass an der jeweiligen Frau eigentlich gar nichts auszusetzen war. Aber je näher ich ihr kam, desto niedergeschlagener wurde ich. Bis es so schlimm war, dass ich es einfach nicht mehr aushielt. Dann schaltete ich einfach ab.

Im Zuge der psychologischen Ausbildung mussten wir eine individuelle Therapie durchlaufen. Ich war bei einem sehr guten Therapeuten gewesen, der mir in vielen Lebensbereichen enorm weitergeholfen hatte. Doch nachdem wieder einmal eine meiner Beziehungen zu Bruch gegangen war, sagte er mir schließlich aus heiterem Himmel: „Ich glaube, mit diesem Problem solltest du dich mal an eine weibliche Therapeutin wenden. Da ist etwas, das ich nicht durchschaue und das du verarbeiten musst, und ich glaube, dazu brauchst du eine Frau.“

„Aber Phil – du bist der Beste. Warum kannst du das nicht machen?“, fragte ich. Ich arbeitete wirklich gern mit ihm.

Und das, glaube ich, war der „Gottesmoment“.

Er sagte: „Ich weiß nicht – es ist einfach ein Gefühl. Du brauchst eine weibliche Therapeutin.“

Was ich nicht ahnte, war, dass Gott wieder einmal dabei war, mein Leben zu verändern.

„Zu wem soll ich denn gehen?“, fragte ich ihn. Ich kannte alle guten Therapeutinnen und Therapeuten in der Gegend, und ich konnte mir nicht vorstellen, bei wem von ihnen ich besser aufgehoben wäre oder wie ich eine Therapeutin finden sollte, die ich noch nicht kannte.

„Nun, ich habe gehört, dass Althea Horner kürzlich von New York nach L. A. umgezogen ist. Warum rufst du sie nicht mal an?“, schlug er vor.

„Na klar doch – oder warum rufe ich nicht Jack Nicklaus an und bitte ihn, mir eine Golfstunde zu geben? Warum sollte jemand wie sie meinen Anruf auch nur entgegennehmen?“

Zur damaligen Zeit und in der Gesamtgeschichte der psychodynamischen Therapie und des psychoanalytischen Denkens war Althea Horner einer der zwei oder drei bekanntesten Namen auf diesem Gebiet. Sie hatte die Lehrbücher verfasst, die wir alle studierten, und hielt Vorträge rund um die Welt. Sie war mehr als berühmt und, da war ich mir sicher, unerreichbar, besonders für einen psychologischen Anfänger. Es war so, als ob ein Junge mit einer Garagenband Bono anruft und sagt: „Komm, lass uns zusammen ein paar Songs schreiben.“

„Keine Ahnung“, sagte Phil. „Es ist nur so ein Gefühl. Warum versuchst du es nicht einfach?“ (Noch ein Gottesmoment.)

Als ich ging, drehten sich tausend Gedanken in meinem Kopf hauptsächlich deswegen, weil Phil wollte, dass ich wechselte. Ich ging schon seit einiger Zeit zu ihm, und es würde ein Verlust sein. Aber der Gedanke ließ mich irgendwie nicht mehr los – vielleicht brauchte ich wirklich eine weibliche Therapeutin. Dass ich Probleme damit hatte, mich an eine Frau zu binden, war ja nun nicht zu bestreiten.

Ich ging nach Hause und dachte weiter darüber nach. Althea Horner? Die Althea Horner? Bei einer Schulungskonferenz hatte

ich einmal einen Vortrag von ihr gehört, und sie stand für mich hoch oben auf einem Sockel. Allein zu hören, aus was für einem Wissensfundus sie schöpfte, war faszinierend. Ausgeschlossen, dass ich überhaupt bis zu ihr durchdringen könnte, und wer wusste schon, ob an dem Gerücht, sie sei nach L. A. gezogen, überhaupt etwas dran war. Und selbst wenn ich einen Termin bei ihr bekäme, dachte ich, würde ich vor lauter Ehrfurcht kein Wort herausbringen.

Wie sollte ich sie finden? Das Internet gab es noch nicht, also konnte Google mir nicht helfen. Ach, egal – ich wählte spaßeshalber die 411, die Nummer der Auskunft.

„Auskunft, Platz 53. Was kann ich für Sie tun?“

„Äh, ich brauche eine Telefonnummer.“

„In welcher Stadt?“

„Äh ... wahrscheinlich in Beverly Hills, glaube ich – vielleicht auch West L. A.“

„Und der Name?“

Ich schluckte und sagte: „Dr. Althea Horner.“

„Einen Moment ...“

Und dann spuckte eine Stimme vom Band eine Telefonnummer aus. Echt jetzt? Sie ist hier? Ist das überhaupt die richtige Althea Horner?

Ich wählte also die Nummer. Meine Vermutung war, dass es die ihrer Praxis war und mein Anruf von den Torhüterinnen an ihrer Rezeption abgefangen werden würde, und legte mir ein paar lahme Formulierungen für meine Bitte zurecht.

„Hallo?“, meldete sich eine Frauenstimme.

„Äh ... ja, ich hätte gern Dr. Horner gesprochen“, sagte ich.

„Ja – am Apparat“, sagte die Stimme.

Himmel! Konnte das wahr sein? Das war sie wirklich selbst? Sie ging persönlich ans Telefon?

Ich sagte ihr, ich hätte gehört, dass sie nach L. A. gezogen sei, und ich sei ein frischgebackener Psychologe und hätte bereits einen Ausbildungstherapeuten, sei aber auf der Suche nach einem neuen, und ob ich wohl einen Termin bei ihr bekommen könne? Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie jämmerlich sich dieses Ansinnen angehört haben muss. Ich wartete nur darauf, dass sie mich mit einem Lachen abfertigte.

„Nun ja, ich bin gerade erst umgezogen und habe mir noch keine Praxis eingerichtet – aber das hört sich interessant an. Ich schlage vor, Sie kommen vorbei, und wir unterhalten uns darüber“, sagte sie.

Was???

„Oh ... ja, sicher. Wann wäre es Ihnen recht?“

„Nun, ich bin noch mitten in der Einrichtung meiner neuen Praxis, und morgen ist ein Feiertag. Ich hatte vor, dort zu sein und ein wenig einzuräumen. Können Sie dann kommen?“, schlug sie vor.

Natürlich ging ich hin, und aus irgendeinem Grund war sie einverstanden, mit mir zu arbeiten.

Das war im Sommer, und zunächst durchliefen wir die Einstiegsphasen, damit sie mich kennenlernte und so. Wir redeten über meine Dating-Vorgeschichte und all die üblichen Themen. Nichts Weltbewegendes in den ersten Monaten der Therapie. Später im Herbst hatte ich einen Leistenbruch und musste operiert werden. Der Termin wurde ein paar Tage im Voraus anberaumt, und als er näher rückte, tauchten bei mir auf einmal merkwürdige Angstsymptome auf, fast panikartige Gefühle, was ich gar nicht kannte. Ich hatte inzwischen schon einige Operationen in meinem Leben hinter mir und überhaupt keine Angst davor. Irgendwie gefiel es mir sogar, weil die präoperative Pethidin-Spritze so schön dröhnte.

Als ich zu ihr in die Sprechstunde kam, erzählte ich ihr von meiner Angst wegen der Operation. Sie erkundigte sich nach meinen

Erfahrungen mit Ärzten in Krankenhäusern – und ich erzählte ihr von meiner Kindheitserkrankung, als ich lange Zeit im Rollstuhl und mit Beinschienen zubringen musste, und davon, wie schwer das für mich und meine Familie gewesen war (wie in einem früheren Kapitel berichtet). Sie wollte wissen, wie ich wieder gesund geworden sei, und ich erzählte ihr von der Ärztin, die mein Bein vor der Amputation bewahrt hatte, und wie wir zwei Jahre lang jede Woche stundenlang hin- und hergefahren waren, um sie aufzusuchen. Sie habe mir im Grunde das Leben gerettet. Für mich war sie zu einer ebenso wichtigen Gestalt geworden wie meine eigene Mutter. Für diese zwei Jahre hatte sich meine ganze Welt um sie gedreht. Ich liebte sie sehr.

„Wow – dann hat sie eine wirklich wichtige Rolle in Ihrem Leben gespielt“, sagte sie. „Sehen Sie sie noch ab und zu?“

„Nein“, sagte ich.

„Warum nicht? Man sollte meinen, dass Sie nach alledem zumindest ein bisschen Kontakt halten ...“, fing sie an.

„Sie ist gestorben“, sagte ich.

„Oh nein – wann war das? Und wie?“, fragte sie.

„Sie wurde ermordet – kurz nach dem Ende meiner Behandlung bei ihr“, antwortete ich.

Was dann passierte, lässt mir heute noch einen Schauer über den Rücken laufen.

Althea wurde blass – sie sah aus wie unter Schock. Dann lehnte sie sich auf ihrem Stuhl vor und sagte: „Sie hieß Mary Sherman.“

Jetzt war ich der Geschockte.

„Ja – woher wissen Sie das?“, fragte ich.

„Sie war meine beste Freundin“, sagte Althea.

Dann erzählte sie mir davon, wie die beiden zusammen in der Ausbildung gewesen und bis zu Dr. Shermans Tod eng befreundet gewesen waren. Und was sich dann anschloss, brachte die Heilung, die ich für mein Problem mit der „Bindungsunfähigkeit“ brauchte.

Althea zeigte mir Bilder von Dr. Sherman und erzählte mir Geschichten über sie, und sie ließ sie vor mir so lebendig werden, dass meine eigenen Erinnerungen wieder hochkamen. Immer mehr Details kamen an die Oberfläche, als sie sie für mich wieder real machte. So konnte ich schließlich anfangen, meine ganze Trauer über den Verlust dieser wichtigen zweiten Mutter herauszulassen. Ich begann zu schmelzen und den Verlust von Dr. Sherman, meiner zweiten Mutter, auf eine Weise zu spüren, wie ich ihn noch nie gespürt hatte.

Im Rückblick leuchtet mir ein, warum ich nie um sie getrauert habe. Ich werde es nie verstehen, aber ich erfuhr von ihrem Tod dadurch, dass meine Mutter es eines Tages ganz beiläufig fallen ließ und dann das Thema beendete. Wir verloren kein Wort mehr darüber. Ich weiß nicht warum, aber so ging sie damit um. Vielleicht fiel es ihr zu schwer, es mir zu sagen und darüber zu reden, aber sie kam in mein Zimmer und sagte es mir einfach. Dann ging sie wieder, und das war alles, soweit ich mich erinnere.

Während ich diese Trauer verarbeitete, wurde deutlich, warum ich später immer deprimiert wurde und aus jeder guten Beziehung ausstieg, sobald sie enger wurde. Jede engere Beziehung, jede tiefere Verbindung aktivierte die Verlusterfahrung, die in meinem Innern immer noch lebendig war und mich herunterzog, und ich ergriff die Flucht, um nicht noch enger zusammenzurücken, mich zu binden und dann einen neuen Verlust zu erleiden. Die unbewusste Furcht vor Verlusten kann Menschen zu sehr selbstzerstörerischen Verhaltensweisen treiben, wie etwa dazu, aus wunderbaren Beziehungen auszusteigen. „Wenn ich dich liebe oder dich brauche, wirst du mich verlassen. Also verlasse ich dich lieber zuerst.“

Althea half mir, diesen Verlust aufzudecken, mich an Mary Sherman zu erinnern und um sie zu trauern, und so wurde diese Dynamik in meinem Leben geheilt. Nur aus diesem Grund konnte ich

später eine wunderbare Frau finden und mich an sie binden, ohne Angst davor zu haben. Während ich dies schreibe, sind Tori und ich seit achtundzwanzig Jahren verheiratet, und das haben wir Althea zu verdanken. Nachdem Tori und ich uns kennengelernt hatten, war ich nicht ein einziges Mal niedergeschlagen oder ängstlich.

Ich bin Althea unendlich dankbar; sie war eine großartige Frau. Ich werde immer in ihrer Schuld stehen.

Aber dies ist auch ein Dank an Gott, der mich durch sie geheilt hat. Ich hatte schon seit einiger Zeit über diese Dynamik und dieses Muster in mir gebetet – hatte Antworten gesucht, ohne sie zu finden. Hatte Gott angefleht, eine Beziehung gelingen zu lassen. Aber er wusste schon, wie er mich heilen würde. Durch Phils Instinkt führte er mich auf geheimnisvolle Weise zu der einzigen Therapeutin auf der ganzen Welt, die Dr. Sherman für mich wieder lebendig werden lassen und mich auf diese Weise heilen konnte. Wie wahrscheinlich war es, dass ich genau zu der Zeit, als ich es brauchte, um heil zu werden, bei Dr. Shermans bester Freundin als Therapeutin landete? Man braucht einen starken Glauben, um das für Zufall zu halten. Mehr Glauben, als ich aufbringen kann.

Mein größtes Wunder

Von einigen der Dramen aus meinem Beziehungsleben als junger Single habe ich schon berichtet. Das würde nicht einmal für eine billige Liebeskomödie taugen; deshalb nur noch ein Nachtrag. Immerhin gab es im Lauf dieser Jahre einige Gottesmomente, wie Sie gesehen haben. Er war in meinem Schmerz präsent und hat mich von den Dingen geheilt, die mich gehemmt haben, eine Beziehung einzugehen. Doch ich musste sie immer noch finden – die eine, die Richtige.

Ein paar Mal danach dachte ich schon, es wäre so weit. Wie die meisten Singles wissen, gibt es Beziehungen, von denen man denkt, sie haben Potenzial, und auch welche, von denen man denkt, sie haben sehr viel Potenzial. Unmittelbar nach der Trennung von einer bestimmten Frau, bei der ich dachte, daraus könne wirklich etwas werden, verlor ich ziemlich die Hoffnung, je „die Richtige“ zu finden. Es war ein furchtbarer Abend. Ich saß in meinem Zimmer und war ziemlich enttäuscht von Gott. Ich war sicher gewesen, diesmal wird es etwas. Und dann hatte es doch wieder nicht geklappt. Ich hatte das Gefühl, er hätte mich im Stich gelassen, zumal ich gedacht hatte, er wäre es gewesen, der uns zusammenbrachte (was vermutlich auch so war, zumindest, um etwas zu lernen).

Um das Wunder, das ich dann erleben sollte, ins rechte Licht zu rücken: Mein Beziehungsleben hatte inzwischen auch ein bestimmtes Motiv entwickelt. Es gab tolle Frauen, die einen wunderbaren Charakter und gute Wertvorstellungen hatten, aber die Chemie, oder wie immer man diese „Magie“ bezeichnen will, fehlte. Keine Seltenheit bei Singles auf der Suche, aber oftmals enttäuschend, wenn man sich wünscht, aus einer Beziehung würde mehr werden, weil es eine so gute Person ist. Man mag so vieles an ihr, aber ein gewisser Funke fehlt. Dann gab es Frauen, die mich wirklich anzogen und ein Kribbeln in mir auslösten, aber entweder stimmten unser geistlicher Tiefgang oder unsere Werte nicht überein, so dass mir klar war, dass sie nichts für mich waren. Fast jeder Single dürfte dieses Gefühl auch kennen – Beziehungen, bei denen irgend etwas auf einer Seite der Gleichung fehlt. Die eine Frau zu finden, die „beides“ hatte, war mir noch nicht gelungen. Eine, die mehr von „allem“ verkörperte, wonach ich suchte. Wieder einmal wurde ich enttäuscht, denn diesmal hatte ich gedacht, es wären potenziell beide Seiten vorhanden. Doch sie entschloss sich, die Beziehung zu beenden.

Eines Abends redete ich in meinem Zimmer mit Gott über dieses Problem und verspürte einen starken Impuls, der mir sagte: „Nimm deine Bibel und schlag sie auf.“ Falls Sie selbst keine Beziehung zu Gott haben, hört sich das vielleicht komisch an. Doch wenn man schon lange mit ihm unterwegs ist, weiß man, wie sich das anfühlt. Klar, manchmal sind es auch einfach Verdauungsprobleme – oder gar nichts, aber diesmal war ich ziemlich sicher, dass es von ihm kam.

Also griff ich nach meiner Bibel und schlug sie einfach auf, und es passierte wieder dasselbe, was vor Jahren schon einmal in meinem Wohnzimmer passiert war. Genau wie damals öffnete sich die Bibel „zufällig“ an einer Stelle im Alten Testament, und der folgende Vers sprang mir entgegen:

*Wir sind Zeugen. Der HERR mache die Frau,
die in dein Haus kommt, wie Rahel und Lea, die beide
das Haus Israel gebaut haben; sei stark in Efrata, und
dein Name werde gepriesen zu Bethlehem. Und dein
Haus werde wie das Haus des Perez, den Tamar dem
Juda gebar, durch die Nachkommen, die dir der HERR
geben wird von dieser jungen Frau.*

(RUT 4,11-12)

Moment – eine Frau kommt in mein Haus? Wirklich? Ernsthaft? Was mich wirklich packte, und ich wusste, dass Gott zu mir sprach: Sie wird sein wie Rahel und Lea. Alle beide. Falls Sie die Geschichte nicht kennen: Jakob fühlte sich sehr zu Rahel hingezogen (Magie und Chemie passten) und erbat sie von ihrem Vater Laban zur Frau. Dann brachte Laban ihn mit einem Trick dazu, beide Töchter zu heiraten. Jakob musste sieben Jahre arbeiten, um vermeintlich Rahel zur Frau zu bekommen, und nachdem Laban ihm dann Lea

noch dazugegeben hatte, musste er noch weiterarbeiten, um alles zu begleichen. Und zwischen ihm und Lea gab es keine Magie, keine Chemie, doch sie war diejenige, die einen großartigen Charakter entwickelte. Rahel und Lea repräsentierten die beiden Arten von Frauen, die ich immer wieder kennenlernte, ohne je beide in einer Person zu finden. Chemie und Charakter.

Alle anderen Wendungen der Geschichte einmal beiseitegelassen, traf mich besonders die Aussage, dass die Frau, die „in mein Haus kommen“ sollte, beides sein würde. Eine wie die, in die Jakob sich verliebte, und zugleich wie die andere, von der erzählt wird, dass sie einen großartigen Charakter hatte und voller Hingabe an Gott war. Rahel war diejenige, von der er auf den ersten Blick hingerissen war, und wie sich mit der Zeit zeigte, wurde Lea letztendlich wegen ihres Charakters und ihrer Hingabe an Gott geehrt und gesegnet.

Offensichtlich wollte Gott mir damit sagen, dass er eine Frau zu mir führen würde, die alles, wonach ich mich sehnte, in sich vereinte. Eine Frau, in die ich mich verlieben würde und die zugleich die Werte und die Tiefe verkörperte, die mir wichtig waren.

Ich wusste, dass er zu mir gesprochen hatte. Es gab keinen Zweifel.

Allerdings hatte ich übersehen, dass in dem Abschnitt noch mehr gesagt wird als das, was mich unmittelbar angesprochen hatte. Die Sache mit den „sieben Jahren“, die Jakob warten musste, ließ ich irgendwie einfach unter den Tisch fallen.

Nun, die Jahre vergingen. Ich traf mich weiter mit verschiedenen Frauen und hatte einige gute Beziehungen, aber keine Rahel und keine Lea. Ich dachte schon, ich hätte mich verfehlt. Dann eines Abends auf einer Weihnachtsfeier brachte eine Freundin eine Begleiterin mit, mit der ich ins Gespräch kam und für die ich mich nach einer Weile sehr zu interessieren begann. Wir unterhielten uns zwei Stunden lang, und ich wollte sie schon bitten, mit mir aus-

zugehen. Aber dann erwähnte sie, sie sei nur in der Stadt, um ihre Familie zu besuchen. Und sie sagte noch etwas anderes, was mich rätseln ließ, wie alt sie eigentlich war. Ich war inzwischen Anfang dreißig. Und sie hatte ich für etwa sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig gehalten, denn sie wirkte sehr erwachsen und hatte schon eine Menge Lebenserfahrung. Aber nach und nach zog ich aus manchen Dingen, die sie sagte, den Schluss, dass sie erst Anfang zwanzig sein konnte. Zu jung, dachte ich und machte einen Rückzieher. Zumal sie ja auch ganz woanders lebte. Es wäre eine Fernbeziehung mit einer viel zu jungen Frau geworden.

Trotzdem konnte ich sie nicht vergessen. Irgendwie blieb sie mir im Kopf, aber es fühlte sich anders an. Es war weniger so, dass ich viel an sie dachte, sondern eher so, als säße sie in meiner Nähe, wenn Sie so wollen, in meinem Geist oder so etwas. Einfach anwesend irgendwo in meinem Kopf und meiner Seele. Da nistete sie sich ein, und hin und wieder dachte ich an sie. Als ob sie irgendwo in meinem Kopf ihr Zelt aufgeschlagen hätte, obwohl ich sie nur einmal getroffen hatte. Sie verließ mich nie wieder.

Drehen wir die Uhr fast ein Jahr vor. Ich ging auf eine Party, wo ein Freund mit seiner Band spielen würde, und da traf ich sie wieder. Wie sich herausstellte, war es eine Party für ihre Schwester, und sie war nur für einen oder zwei Tage nach Südkalifornien gekommen, um dabei zu sein. Reiner Zufall – aber da war sie. Wir kamen wieder ins Gespräch, und es entstand dieselbe Verbindung zwischen uns. Aber sie lebte nach wie vor weit am anderen Ende des Landes, und an unserem Altersabstand hatte sich nichts geändert. Also unternahm ich wieder nichts.

Ungefähr fünf Monate später während eines Geschäftsessens ging ich durch die Bar und sah sie mit einer Freundin dort sitzen. Nicht zu fassen – da war sie wieder –, ein Riesenzufall im dicht besiedelten Südkalifornien mit seinen zwanzig Millionen Men-

schen. Sehr merkwürdig – und dabei lebte sie nicht einmal in Südkalifornien.

Ich ging hin, um Hallo zu sagen. Sie luden mich ein, mich zu setzen, und wir unterhielten uns abermals für zwei Stunden. Dasselbe merkwürdige Gefühl stellte sich wieder ein – aber sie lebte immer noch am anderen Ende des Landes und war nur für zwei Tage in der Stadt. Wieder nur zu Besuch. Zu weit weg und zu jung, sagte ich mir. Also blieb ich wieder untätig. Aber ich konnte sie nicht vergessen, erst recht nicht nach dieser Begegnung.

Und diesmal ging mir etwas auf. Ich fing an, darüber nachzudenken, und hatte das Gefühl, dass sie sich irgendwie in meinem geistlichen Bewusstsein aufhielt. Sie war nicht nur in meinem Kopf. Es kam mir so vor, als ob Gott sie dorthin gepflanzt hätte. Erklären kann ich das nicht, aber so fühlte es sich an. Also rief ich eine Freundin an, die für mich betet und etliche meiner Beziehungsdramen mitbekommen hatte, und erzählte ihr alles. Ich sagte: „Weißt du, ich kann da unmöglich aktiv werden – sie ist zu jung und zu weit weg. Andererseits kommen da zu viele Zufälle zusammen, und es kommt mir so vor, als könnte es so ein ‚Gott-Ding‘ sein. Und weil alles zu kompliziert ist, werde ich nichts unternehmen, aber wenn es von Gott kommt, werde ich ihn bitten, etwas zu tun, um mir das zu zeigen, und ich möchte dich bitten, darüber zu beten. Ich werde nicht nach ihr suchen oder mich um sie bemühen (was überhaupt nicht meinen Dating-Gewohnheiten entsprach). Aber wenn das von ihm kommt, bitte ihn, das Unmögliche zu tun, denn sie wohnt am anderen Ende des Landes. Bitte ihn, als Zeichen noch so ein ‚zufälliges‘ Treffen zu arrangieren, und wenn es dazu kommt, werde ich sie bitten, mit mir auszugehen.“ Meine Freundin versprach mir, dafür zu beten, und dabei beließ ich es. Freilich verschwand sie trotzdem nicht aus meinem Kopf.

Drehen wir die Uhr noch einmal vor. Vier Monate später be-

suchte ich die Highschool-Abschlussfeier des Sohnes eines Freundes. Ein ganz normaler Tag. Ich ging zur Bowle-Schüssel, und jemand sprach mich an. Ich drehte mich um, und siehe da, es war ihre Mutter, die ich „zufällig“ eine Woche zuvor auf einer Party kennengelernt hatte. Sie sagte: „Hi“, und dann: „Übrigens, Tori ist in der Stadt. Rufen Sie sie doch mal an.“

Ich war baff – das war es. Eine zufällige offene Tür. Und warum in aller Welt ihre Mutter mir so etwas sagte, weiß bis heute keiner von uns.

Ich setzte mich als Erstes mit ein paar älteren Freunden in Verbindung, die Töchter in den Zwanzigern hatten, und fragte sie, wie sie es fänden, wenn ein Typ in den Dreißigern sich mit ihrer Tochter treffen würde. Alle sagten mir: „Kein Problem. Wenn es ein guter Kerl ist, hätte ich nichts dagegen.“ Mehr brauchte ich nicht zu hören. Auch wenn ich noch nie an eine Beziehung mit jemandem in einem anderen Lebensjahrzehnt gedacht hatte.

Ich fand ihre Nummer heraus, rief sie an und fragte sie, ob sie mit mir ausgehen wolle, und sie antwortete: „Sehr gern.“ Und so trafen wir uns. Diesen Anruf und ihre Antwort werde ich nie vergessen. Es war, als wäre sie selbst überrascht, dass sie Ja gesagt hatte.

Das Treffen war allerdings schrecklich. Sie wirkte auf einmal ganz anders. Nett und freundlich – aber irgendwie distanziert und kühl. Ich ging niedergeschlagen nach Hause – ich hatte gedacht, es wird etwas daraus, aber nach diesem Abend konnte ich mir das überhaupt nicht mehr vorstellen.

Aber ich fing an nachzudenken: Ich weiß, dass Gott dahintersteckt. Ich werde es noch einmal versuchen. Auch wenn sie zu dieser Zeit immer noch am anderen Ende des Landes wohnte und auch nicht schneller älter geworden war als ich. Aber nach allem, was passiert war, konnte ich es einfach nicht auf sich beruhen lassen.

Eine Woche später rief ich sie wieder an. Als ich ihr einen Abend

vorschlug, sagte sie, da könne sie nicht. Ich machte einen anderen Vorschlag, und sie sagte: „Nein, da habe ich auch schon etwas vor.“ Bei meinem dritten Vorschlag druckste sie ein bisschen herum und sagte dann, da hätte sie auch schon Pläne. Schließlich sagte ich: „Okay, wie wär’s denn mit morgen?“ In dem Moment klingelte es bei ihr an der Tür, und sie musste Schluss machen. Also sagte sie rasch: „Okay, gut“, nur um mich loszuwerden.

Später fand ich heraus, dass ihr der Altersunterschied ebenso zu schaffen machte wie mir und dass sie deshalb so unnahbar und kühl gewesen war. Aber diesmal sagte sie nur ja, um mich loszuwerden, weil es bei ihr klingelte.

Am nächsten Abend gingen wir zu unserem zweiten Date aus, und etwas klickte. Wir hatten viel Spaß. Die Probleme lösten sich irgendwie in Wohlgefallen auf, und es wurde ein richtig schöner Abend. Am nächsten Tag trafen wir uns wieder, und dann verbrachten wir während der nächsten vierzehn Tage immer wieder Zeit zusammen. Wohlgemerkt – sie hatte vor, nur eine kleine Weile in der Stadt zu bleiben, während sie an einem zweiwöchigen Kunstworkshop teilnahm –, aber wir hatten eine schöne Zeit zusammen, und sie beschloss, etwas länger zu bleiben. Dann noch länger, und noch länger, und achtundzwanzig Jahre später sind wir immer noch zusammen.

Mein größtes Geschenk von Gott: Tori.

Unterschreib das nicht

Meine Autorenlaufbahn war an einen Punkt gekommen, an dem es richtig losging. Ich konnte frei Entscheidungen treffen, ohne dass mir jemand Vorschriften machte. So wie im Sport, wenn man nicht mehr vertraglich an ein Team gebunden und frei ist, neue Vereinbarungen einzugehen. Auch im Verlagswesen kann diese Zeit nach

dem Auslaufen eines Vertrags eine interessante und spannende Zeit sein. Alle Verlage melden sich und wollen das nächste Buch oder die nächsten Bücher mit dir machen. Es macht großen Spaß, sich mit ihnen zu treffen und gemeinsam über die nächsten Projekte nachzudenken.

Diese Phase der Meetings war inzwischen vorbei. Wir hatten endlich eine Vereinbarung getroffen, die aus mehreren Gründen sehr vorteilhaft für mich war. Der Vertrag umfasste mehrere Bücher und gab mir für die nächsten fünf Jahre einen klaren Weg vor. Mir gefiel es, eine klare Richtung zu haben und mich einfach an die Schreiarbeit machen zu können. Alle Verhandlungen waren abgeschlossen, und in ein paar Tagen würden wir unterschreiben.

Eines Abends nach dem Essen saß ich mit Tori zusammen, und wir unterhielten uns, als mein Telefon klingelte. Es war eine Frau, mit der ich in einem Vorstand zusammenarbeitete und die ich ein paarmal im Jahr traf. Ich kannte sie, aber nicht besonders gut. Sie war nicht darüber auf dem Laufenden, was ich gerade plante oder woran ich arbeitete. Über meine Arbeit mit Verlagen wusste sie nichts.

„Hi, Shelly. Wie geht es dir?“, erkundigte ich mich.

„Mir geht es gut, danke“, sagte sie. „Aber ich hatte gerade eine Vision, die dich betrifft.“

„Was?“, staunte ich. „Wirklich? Lass hören.“ So etwas war bei mir nicht an der Tagesordnung. Ich war damals noch ziemlich neu in der Welt von Menschen, die Visionen haben.

„Also, es war ganz deutlich. Ich habe dich auf einem Hof stehen sehen, und du hast dort mit anderen Leuten geredet, und um euch alle herum war ein Zaun. So ein eingezäunter Hof. Und dann sagte der Herr Folgendes: ‚Du hast mit Leuten auf dem Hof geredet. Ich möchte diesen Zaun abbauen, damit du auch mit Leuten außerhalb des Hofes reden kannst.‘ Und er sagt, du bist im Begriff, irgendeinen Vertrag zu unterzeichnen – ich glaube, es geht um ein Buchprojekt

oder so etwas – und er sagt, wenn du ihn unterschreibst, wird dich das in diesem Hof festhalten. Also sollst du nicht unterschreiben.“

Ach du meine Güte! Ich war doch so sicher gewesen, dass alles wunderbar lief, und hatte meine unmittelbare Zukunft so klar vor mir liegen sehen. Und jetzt das ...

„Also, Shelly – bist du sicher, dass das von ihm kommt?“ Ich habe mir angewöhnt, diese Frage immer zu stellen, wenn Leute „Botschaften von Gott“ haben. Es sind eine Menge Spinner unterwegs, die mich meistens nicht überzeugen. Aber diesmal – sowohl die Botschaft als auch die Botin waren zu glaubwürdig. Es war so konkret – und ich wusste auch genau, was es bedeutete.

Es war eine Vereinbarung mit einem christlichen Verlag. Und egal, wie ein Buch heißt oder welches Thema es behandelt, wenn der Verlag christlich ist, verstecken die meisten Buchhändler es in der Abteilung „Religion“ (die es damals tatsächlich noch gab vor Amazon und Online-Buchhandel). Außerdem würde das Marketing sich hauptsächlich an die christliche Szene richten – und was das bedeutete, war in der Vision ganz klar: die Leute im Hof. Gott sagte mir, dass er wollte, dass ich mich an Menschen außerhalb der christlichen Szene wende, außerhalb des Hofes, und er würde den Zaun abreißen. Woher in aller Welt sollte sie wissen, dass ich (a) im Begriff war, einen Buchvertrag zu unterschreiben, und (b), dass es ein Vertrag war, der mich auf einen bestimmten geschlossenen Leserkreis festlegen würde?

Ein weiterer Grund, der mir zeigte, dass diese Botschaft echt war, war folgender: Seit etwa anderthalb Jahren hörte ich immer, wenn ich mich draußen auf die Terrasse setzte, um zu beten, eine Stimme in meinem Kopf sagen: Ich nehme dich aus dem geistlichen Dienst. Das war alles, was sie sagte, und es war ganz klar. Nur wusste ich nicht, was das genau bedeutete, außer dass es für mich etwas ganz Konkretes bedeutete. Ich sollte anfangen, außerhalb der „christlichen“ Leser- und Hörerschaft zu arbeiten, an die sich meine

Vorträge und Schriften bisher richteten. „Geistlicher Dienst“ hieß für mich an diesem Punkt, dass ich mich an ein christliches Publikum wandte, und das galt damals für den überwiegenden Teil meiner Tätigkeit. Bald sollte ich entdecken, dass die Botschaft dieser Stimme auch noch viel mehr über meine Autorentätigkeit, meine Arbeit als Leadership Consultant, meine Vorträge vor Wirtschaftsleuten und meine Medientätigkeit aussagte.

„Ja, ich bin mir sicher“, sagte sie. „Es kam von Gott. Das war ganz klar.“

Niedergeschlagen legte ich auf. Es hatte alles so gut ausgesehen, und jetzt wusste ich, dass ich die Finger von meinen vermeintlich sicheren Plänen lassen musste. Doch schon damals, als ich Dallas verließ, hatte ich gelernt: Wenn Gott sagt: „Geh“, dann geht man und lässt alle Sicherheit hinter sich. Er wird einem zeigen, wo man landet. Also habe ich den Vertrag nicht unterschrieben.

Ich will Sie nicht mit den Einzelheiten langweilen, aber die Leute vom Verlag waren entsetzt und konnten nicht fassen, dass wir die Vereinbarung nun doch nicht abschließen würden. Es ergab keinen Sinn – es sei denn, man hatte diesen Anruf bekommen. Und dann kam die Bestätigung.

Bald darauf meldete sich der Multimediakonzern *Time Life* bei mir. Sie machten mir das Angebot, ein Buch für eine landesweite Kampagne in den säkularen Medien zu schreiben, verbunden mit einem Musikangebot, das der Botschaft eine Reichweite verleihen würde, die weit über das christliche Publikum hinausreichte, an das ich mich bisher gewendet hatte. So schrieben nun John Townsend und ich ein Buch für *Time Life* mit dem Titel „God Will Make a Way“, und wir fingen an, mit Leuten außerhalb des Hofes zu reden – jetzt, wo der „Zaun“ beseitigt war.

Aber es sollte noch viel mehr passieren. Das war dann die echte Erfüllung der nächsten Phase der Vision. Nachdem ich nun die

Freiheit hatte, „außerhalb des Hofes“ zu publizieren, brachte Gott mich (wiederum durch Schritte und „zufällige“ Fügungen unter seiner klaren Leitung) mit einem Literaturagenten außerhalb des Hofes zusammen. Er wollte mein erstes säkulares Buch über Wirtschaft bei einem New Yorker Verlag unterbringen, was mich eindeutig aus dem „Hof“ hinauskatapultieren würde. Das Buch würde sich ohne jeden christlichen Jargon an Unternehmer richten und ihnen ermöglichen, die beschriebenen Prinzipien in ihren öffentlichen Firmen und säkularen Unternehmen umzusetzen. Ich war als Leadership Consultant schon immer in der säkularen Unternehmerszene aktiv gewesen, aber bis zu diesem Zeitpunkt hatten alle meine Bücher auch christliche Inhalte gehabt. Da die meisten Firmen niemanden vor den Kopf stoßen wollten, nutzten sie meine Bücher nicht. Mit diesem Schritt führte Gott mich also aus der christlichen Szene hinaus, genau wie die Stimme auf meiner Terrasse angekündigt hatte, und zugleich erfüllt er die Vision, dass ich Leute „außerhalb des Hofes“ ansprechen sollte. All das wurde wahr, genau wie es die Stimme und die Vision gesagt hatten.

Wir flogen nach New York, unterzeichneten einen Vertrag und veröffentlichten ein Buch über Leadership mit den Prinzipien, die ich schon lange bei meiner Arbeit mit Leitern verwendete. Nur diesmal ohne Biberverse, die Leute abschrecken könnten. Deutlich außerhalb des Hofes. (Es ist schon komisch – schreibt man in einem Buch „Es ist gut, ehrlich zu sein“, finden das die Leute prima und halten einen für schlau. Schreibt man dagegen „Die Bibel sagt, dass es gut ist, ehrlich zu sein“, wird man gecancelt, und alle halten einen für „einen von diesen“ religiösen Spinnern. Also verwendete ich in diesem Buch überhaupt keine Bibelstellen; ich gab nur die Leadership-Prinzipien für die Geschäftswelt weiter, die ich in den Unternehmen anwendete, mit denen ich arbeitete. Bei manchen Gelegenheiten führte das zu großartigen Gesprächen darüber, warum ich glaube.)

Es tat sich also etwas, so wie es in der Vision angekündigt war. Die *New York Times* veröffentlichte eine Rezension zu dem Buch (es hieß Integrity) und nannte es „das beste Buch zum Thema ‚Leadership‘“, das in der Ausgabe besprochen wurde. Das gab einen kräftiger Anschub in eine neue Richtung für mein Schreiben und hin zu einem neuen Publikum – der säkularen Geschäftswelt. Obwohl ich inzwischen seit zwanzig Jahren Coaching für CEOs und Leadership Consulting für viele säkulare und öffentliche Unternehmen anbot und meine eigenen Firmen aufgebaut und geführt hatte, war ich als Autor immer auf dem christlichen „Hof“ geblieben. Gott hatte wohl seine Gründe dafür, dass er mich dort herausgeholt und durch die Vision und die „Stimme“, die ich gehört hatte, auf übernatürliche Weise dazu gebracht hatte, die nötigen Schritte zu tun. Hätte er das nicht getan, so säße ich immer noch auf diesem „Hof“ fest und hätte etliche großartige Gelegenheiten verpasst, den vielen Menschen, die sich nicht auf diesem „Hof“ aufhalten, zu begegnen und mit ihnen zu arbeiten.

Ja, Gott führt uns – auch dann, wenn wir denken, wir wüssten schon, was wir tun wollen. Manchmal verschließt er Türen, durch die wir unbedingt hindurchwollen, aber dafür hat er seine Gründe, die unser Verstehen oft übersteigen. So wie bei mir: Ich hatte gedacht, ich wollte meine Golfträume verfolgen oder meine Autorennlaufbahn so fortsetzen, wie sie sich bisher entwickelt hatte, aber Gott hatte etwas anderes und Besseres vor. Wieder einmal erwies sich das Wort aus den Sprüchen als wahr:

*Verlass dich auf den HERRN von ganzem Herzen,
und verlass dich nicht auf deinen Verstand,
sondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen,
so wird er dich recht führen.*
(SPRÜCHE 3,5-6)

Die Kniescheibe

Ich war gerade in Phoenix gelandet und checkte in meinem Hotel ein. In ein paar Stunden sollte ich einen Vortrag halten. Es war eine Konferenz jüdischer Rabbiner, die an Jesus als den jüdischen Messias glauben. (Ich bin immer wieder überrascht, wie viele Leute fragen: „Wirklich? Ich wusste gar nicht, dass es so etwas gibt – Juden, die an Jesus glauben.“ Oft wissen sie nicht einmal, dass Jesus ein Jude war und dass der Glaube des Neuen Testaments jüdisch ist und von Juden niedergeschrieben wurde. Aber das ist ein anderes Thema, das wir später noch streifen werden, wenn ich davon erzähle, wie jüdische Prophezeiungen mir den Messias bewiesen haben.)

Ich freute mich darauf, dort zu sprechen, denn schon seit meiner Kindheit habe ich viele jüdische Freunde. Ich bin immer wieder fasziniert, wenn sie von ihren Traditionen, ihrem Familienleben und ihren Werten erzählen. Bei meinen jüdischen Freunden und Kollegen fühle ich mich immer wohl. Ich fühlte mich „wie zu Hause“ bei dem Gedanken, auf dieser Konferenz zu sprechen.

Als ich in mein Hotelzimmer trat, um auszupacken, passierte es. In meinem Kopf sah ich eine ganz klare innere Vision oder ein Bild von einer Kniescheibe. Ganz deutlich. Und ich hörte innerlich das Wort „Kniescheibe“. Es war keine hörbare, sondern eine innere Stimme – etwa so wie ein laut hörbarer Gedanke, wenn es so etwas gibt.

„Wie bitte?“, dachte ich. Ich wusste nicht, was das bedeuten sollte. Dann passierte es wieder, und es ging immer so weiter. Mir war klar, dass das nicht von mir kam, und fragte mich, ob Gott mir irgendetwas sagen wollte. Es lief in Dauerschleife: Kniescheibe. Kniescheibe. Kniescheibe. Kniescheibe. Was sollte ich tun? Es fiel mir nichts ein, außer zu beten und Gott zu bitten, mir zu zeigen,

worum es ging – falls es überhaupt von ihm kam. Ich dachte, vielleicht bilde ich es mir auch nur ein. Aber ich glaubte es eigentlich nicht; dazu war es zu klar und deutlich. Ich hatte nur keine Ahnung, was das sollte.

Also ging ich, begleitet von diesem Gedanken, den ich nicht abschütteln konnte, hinunter in den Saal, in dem sich ungefähr fünfhundert Rabbiner versammelt hatten. Eine Weile saß ich im Publikum, während die Tagung eröffnet wurde, und hörte nichts mehr von einer Kniescheibe, weder von der Bühne noch in meinem Kopf. Vielleicht war es vorbei.

Dann stieg ich auf die Bühne und begann mit meinem Vortrag. Es lief ziemlich gut und alles war ganz normal, bis es auf einmal mitten in meiner Ansprache wieder losging: Kniescheibe. Kniescheibe. Kniescheibe. In meinem Kopf war ein bisschen zu viel Trubel. Meine Gedanken fuhren Karussell.

Was sollte ich tun?

Kurz gesagt, ich hatte keine Ahnung. Also redete ich einfach weiter und kämpfte mich durch den Lärm in meinem Kopf durch bis zum Ende. Niemand merkte, dass der Psychologe während seines Vortrages Stimmen hörte. Niemand bot mir Medikamente oder eine Zwangsjacke an. Ich mischte mich noch ein bisschen unter die Teilnehmer und ging dann in mein Zimmer.

Als ich dort ankam, hörte ich immer noch ab und zu das Wort „Kniescheibe“, und ich fing an, Gott zu fragen, was er mir sagen wolle. Aber ich hörte nichts von ihm.

Am nächsten Morgen hielt ich den ersten Vortrag, und es ging prompt wieder los. Ich sprach und in meinem Kopf hörte ich die ganze Zeit das Wort „Kniescheibe“. Ab und zu sah ich auch das Bild in meinem Kopf. Aber trotz meiner Verwirrung redete ich weiter, kam zum Schluss, ging zurück in mein Zimmer, betete und sah immer noch kein bisschen klarer.

Und dann kam der Abschlussvortrag an diesem Abend. Der Gedanke „Kniescheibe“ drehte immer noch unaufhörlich seine Runden in meinem Kopf. Diesmal wusste ich, dass ich irgendetwas tun musste. Es war zu real, um es zu ignorieren. Als ich also am Ende meinen Vortrag noch einmal zusammenfasste und zum Schluss kam, sagte ich zu den Leuten: „Ich bin ja keiner von diesen Predigertypen, die sich vor die Fernsehkameras stellen und solche Dinge sagen – eigentlich bin ich überhaupt kein Prediger. Aber ich muss Ihnen etwas mitteilen. Ich glaube, hier ist jemand, der irgendein Problem mit seiner Kniescheibe hat und der Fürbitte bedarf. Ich werde jetzt also für Sie beten, und wenn Sie diejenige Person sind, kommen Sie doch bitte hinterher auf mich zu und sprechen mich an.“

Dann betete ich vom Podium aus, Gott möge der betreffenden Person mit dem Kniescheibenproblem helfen und sie heilen.

Als ich die Bühne verließ und im Saal nach hinten zum Mischpult ging, um mein Mikrofon abzugeben, kam eine Frau ganz aufgeregt auf mich zu.

„Das war ich, für die Sie gebetet haben!“, sagte sie.

„Wirklich?“, fragte ich.

„Ja“, sagte sie. „Ich habe ein Problem mit meinem Knie und starke Schmerzen.“

„Moment“, warf ich ein. „Mit Ihrem Knie?“

„Ja“, sagte sie. „Mein Kreuzband ist gerissen, und es tut unglaublich weh.“

„Oh“, sagte ich. „Tut mir sehr leid. Aber Sie sind es nicht. Ich suche eine Kniescheibe.“

„Aber ...“, fing sie verdattert an.

„Ich werde gerne für Sie beten“, sagte ich, „aber ich glaube nicht, dass ich von Ihnen gesprochen habe. Es ging um jemanden mit einem Kniescheibenproblem.“ Ich betete, und sie ging weg – ein bisschen enttäuscht, wie mir schien.

Während ich noch bei den Leuten von der Audiotechnik stand, kam ein hochgewachsener Mann aus dem Nahen Osten auf mich zu und sagte: „Ich bin der mit dem Knie, für den Sie gebetet haben.“

„Ist es Ihr Knie? Oder Ihre Kniescheibe?“, fragte ich nach, da ich schon einen Fehlschuss hinter mir hatte.

„Meine Kniescheibe. Ich habe schon seit einiger Zeit eine Infektion unter der Kniescheibe. Die Ärzte kriegen es nicht in den Griff, und der Schmerz ist manchmal unerträglich. Manchmal ist es so schlimm, dass ich nicht einmal ins Büro gehen kann. Aus beruflichen Gründen musste ich unbedingt hierherkommen und dachte schon, ich könnte es nicht schaffen. Aber jetzt bin ich doch hier trotz der Schmerzen.“

„Okay – Sie sind es. Kommen Sie mit mir in die Garderobe“, sagte ich ihm.

Wir gingen durchs Foyer in Richtung Garderobe, doch als wir eintraten, tauchte die Dame mit dem Kreuzband wieder auf und wollte mitkommen und noch einmal für sich beten lassen. Ich musste rasch verschwinden, um mit dem richtigen Mann allein sein zu können, so leid sie mir auch tat.

Ich schloss die Tür hinter ihm und sagte: „Okay, ich möchte gern für Sie beten.“

Er schaute mich an und sagte: „Nein – Sie haben mich missverstanden. Ich saß während Ihres Vortrags im Publikum und hatte heftige Schmerzen. Im Stillen habe ich zu Gott geschrien, er möge mir bitte helfen. Dann haben Sie gebetet – und währenddessen spürte ich einen elektrischen Schlag durch meinen ganzen Körper zucken, und es kam mir vor, als ginge mein Knie in Flammen auf.“

„Ich bin geheilt!“, rief er aus.

Dann krepelte er sein Hosenbein hoch, entfernte die Knieschiene, die er trug, und schleuderte sie quer durch den Raum.

Ich war sprachlos – dass der Lärm, den ich am Abend zuvor in meinem Kopf gehört hatte, zu so etwas führen würde, hatte ich nicht erwartet. Doch es war wieder ein Beispiel dafür, dass Gott da ist und wir keine Ahnung haben, wie wahr das ist.

Hier kann ich mit Fug und Recht von einem Wunder sprechen.

Eine helfende Hand

Ich liebe meinen Beruf als Klinischer Psychologe. Ich liebe die Wissenschaft, das Studium, den Inhalt. All das hat mich gepackt, seit ich auf dem College anfang, mich damit zu beschäftigen. Mehr noch aber liebe ich das Gefühl der Dankbarkeit, wenn es mir gelingt, dazu beizutragen, dass es einem Menschen besser geht. Ich vermute, im Innersten bin ich mehr als alles andere ein „Heiler“, was andere Leute in helfenden Berufen sicher nachempfinden können. Nennen Sie mich Co-abhängig, wenn Sie wollen – ich mag es einfach, Menschen zu helfen. Gelegentlich hat mich das in Schwierigkeiten gebracht, wenn ich zu viel gegeben, zu viel gearbeitet habe, aber meistens war es wirklich zutiefst befriedigend. Und abgesehen von denen, die schwer leiden, macht es mir auch große Freude, Menschen dabei zu beobachten, wenn ihr Leben besser wird, auch wenn sie bereits viel leisten. Ähnlich wie ein CEO oder ein Profisportler, der schon enorm erfolgreich ist, aber nun den Schritt von „gut“ zu „großartig“ gehen will. Ich mag es zu sehen, wenn Menschen etwas gelingt – wenn sie einen neuen Schritt tun und dabei gewinnen.

Aber nicht alles ist eitel Freude und Sonnenschein. Psychologen leiden mit ihren Patienten. Wie Freud sagte: „Wer wie ich die bösesten Dämonen, die unvollkommen gebändigt in einer menschlichen Brust wohnen, aufweckt, um sie zu bekämpfen, muß darauf gefaßt

sein, daß er in diesem Ringen selbst nicht unbeschädigt bleibt.“¹ Wie wahr. Manchmal ist der Beruf nicht nur erfüllend und befriedigend, sondern auch schmerzhaft. Es gibt Studien, die zeigen, dass praktizierende Psychologen früher sterben als die Vertreter anderer Berufe. Das Leid anderer zu teilen und Störungen zu bekämpfen, kann seinen Tribut fordern.

Die meisten Schwierigkeiten kommen nicht von schwierigen Patienten (wie zum Beispiel böswilligen Narzissten oder Leuten, die einen körperlich angreifen. Manche Sitzungen haben bei mir blaue Flecken hinterlassen). Der eigentliche Schmerz entsteht, wenn man das Leid sieht und von dem Bösen hört, das manchen Menschen angetan wird. Einfach wenn man ihre Geschichten hört. Manches Mal musste ich mich nach einer Sitzung erst einmal übergeben, wenn mir ein Mensch erzählt hat, was ihm passiert war. Es ist unvorstellbar, was Menschen einander antun können. Darum kann es ebenso schmerzhaft wie erfüllend sein, Menschen auf ihrem Weg zu begleiten. Alle, die in helfenden Berufen tätig sind, können ein Lied davon singen.

Aber da ist noch ein anderer Schmerz, unter dem Psychologen hin und wieder leiden, und das ist für mich das Schlimmste: die schiere Ohnmacht. Das Gefühl: „Ich weiß einfach nicht, wie ich hier helfen kann. Nichts von dem, was ich im Moment tue, macht irgendetwas besser.“ Manchmal glaubt man, alles getan zu haben, was man kann – man möchte dem Leid ein Ende machen, aber man kann es nicht. Zumindest nicht in diesem Moment. Wie oft habe ich mir gewünscht, ich könnte jemandem eine stationäre Behandlung ersparen, aber in dem Moment war es die einzige Chance, bevor es Fortschritte geben konnte.

Deshalb war ich oft unendlich froh, dass ich mit meiner Aufgabe nicht allein war. Gott war da und griff immer wieder ein. Wie in der schon berichteten Geschichte über die suizidgefährdete Frau in

ihrem Auto, zu der er mich gerade rechtzeitig führte. Hier ist ein weiteres Beispiel, das mich tief bewegte.

Ich behandelte eine Ärztin, eine außerordentlich fähige Frau. Was aber nur wenige von ihr wussten, war, dass sie als kleines Mädchen vergewaltigt worden war und eine schwere posttraumatische Störung davongetragen hatte. Diese trat erst auf, als sie Anfang dreißig war und ihre Assistenzzeit bereits hinter sich hatte. Dann jedoch entwickelte sie eine schwere Depression und bekam dissoziative Episoden, wie man sie manchmal bei einer dissoziativen Identitätsstörung (ehemals als multiple Persönlichkeitsstörung bezeichnet) beobachten kann.

Zum Glück traten die dissoziativen Zustände nicht in ihrem Berufsleben auf, sondern nur in Momenten, in denen sie auf einer persönlichen Ebene getriggert wurde. Sie war also zu diesem Zeitpunkt immer noch in der Lage zu arbeiten. Ihre ärztliche Tätigkeit war nicht sehr belastend; sie bot ihr sogar einen gewissen Schutz. Günstig war auch, dass sie als Single nicht mit unmittelbaren Familienkonflikten konfrontiert war und mit einer sehr verständnisvollen Mitbewohnerin lebte, sodass die Trigger-Situationen eingedämmt werden konnten, wenn sie auftraten. Meist war das dann der Fall, wenn sie im Fernsehen eine Gewaltszene sah, eine Serie oder einen Film, in denen ein Kind verletzt wurde. Oder nach einem Telefonat mit ihrer Ursprungsfamilie. Ich wollte sie nicht einmal mit ihrem Vater reden lassen. Ich wollte auch nicht, dass sie arbeitete, wenigstens nicht für eine Weile, aber dagegen wehrte sie sich entschieden. Da sie für niemanden eine Gefahr war, konnte ich nicht viel ausrichten. Sie war so entschlossen, das Problem selbst in den Griff zu bekommen, dass ich sie nicht einmal davon abhalten konnte, sich Fernsehserien oder Filme anzuschauen, die eine Episode auslösen könnten.

An diesem Tag, als sie in meinem Büro mit mir über den Missbrauch sprach, stieß sie auf eine Erinnerung, die sie aus der Fassung

brachte. Sie schien sich mit einem Schlag komplett in ein vierjähriges Mädchen zu verwandeln mit der passenden Stimme, Gestik und Mimik. Ähnliches hatte ich schon bei anderen Patienten erlebt, die schweren Missbrauch erlitten hatten. Meist wusste ich, wie ich damit umzugehen hatte, da ich schon vorher viel in diesem Bereich gearbeitet hatte.

Aber an diesem Tag war es anders. Während sie sprach, ging sie von lautem Schreien und Nacherleben des Missbrauchs dazu über, sich an mich zu klammern. Ich versuchte, sie da herauszuholen und plötzlich kippte ihre Persönlichkeit komplett, wie ich es bei ihr bisher noch nicht erlebt hatte. Eben noch hatte es so ausgesehen, als wäre sie auf dem Weg aus ihrem dissoziativen Kindheitszustand zurück in ihre „normale erwachsene“ Identität. Doch als sie sich wieder in eine Erwachsene verwandelte, war sie ganz anders als ihre normale Persönlichkeit. Sie trat mir als stahlharte und beinahe feindselige, zu allem entschlossene Gegnerin gegenüber. Voller Wut und Verachtung. Sie sagte: „Ich bringe mich um, und Sie können mich nicht davon abhalten. Ich mache das nicht – ich kann nicht. Ich will nicht. Lassen Sie mich in Ruhe! Lassen Sie mich in Ruhe!“ Damit stand sie auf und marschierte zur Tür. Das war eine Persönlichkeit, der ich noch nicht begegnet war.

Ich konnte sie nicht gehen lassen, denn ich wusste, sie meinte es ernst und war nicht bei sich. Sie würde sich das Leben nehmen. Ich trat zwischen sie und die Tür und hielt sie auf, nicht ohne Mühe, und plötzlich erstarrte sie und sackte zusammen. Sie war auf einmal bewusstlos. Keinerlei Reaktion, katatonisch. Ich hievte sie auf den Sessel und versuchte, ihr irgendeine Reaktion zu entlocken. Sogar ihren Puls prüfte ich, da es so aussah, als hätte sie einen Herzanfall erlitten und wäre auf der Stelle gestorben.

Doch sie hatte einen Puls und atmete auch, aber sie war ohne Bewusstsein. Ich versuchte alles, um sie wieder zu sich zu bringen.

Aber das war eindeutig einer dieser Momente der Ohnmacht für mich. Ich war ratlos. Ich wollte schon den Notruf wählen, um sie ins Krankenhaus bringen zu lassen. Aber dann hielt ich inne, denn sie schien in ihrem dissoziativen Zustand nicht in Gefahr zu sein, und ihre Vitalzeichen waren normal. Ich zermarterte mir das Hirn darüber, wie ich sie erreichen und zurückholen könnte, um ihr das Trauma der Notaufnahme und einer unfreiwilligen Einweisung ins Krankenhaus zu ersparen. Also begann ich zu beten. Ich legte ihr meine Hände auf den Kopf und flehte Gott um Hilfe an. „Gott, bring sie irgendwie zurück“, das war so ziemlich alles, was mir einfel. „Hilf mir.“

Plötzlich begann sie sich zu regen und wurde wieder lebendig, aber sie war eindeutig immer noch woanders. Inzwischen hatte ich schon mehrere Minuten lang erfolglos versucht, ihr eine Reaktion zu entlocken. Dann, immer noch in einem anderen Bewusstseinszustand, fragte sie: „Wer ist da? Wer sind Sie?“ Dann verstummte sie wieder. Sie starrte ins Leere, als ob sie jemand anderen als mich ansähe. Ich versuchte mit ihr zu reden, aber das war völlig vergeblich. Sie nahm mich gar nicht wahr, dafür aber jemand anderen, den ich nicht sehen konnte. Auf diesen unsichtbaren „Jemand“ richtete sich ihr Blick. Ich hatte keine Ahnung, wer es war oder wo sich diese Person in ihrem Kopf eingenistet hatte.

Dann sagte sie: „Was für ein wunderschönes helles Licht ... so ein schönes Licht ... er ist so freundlich ...“ Dann nickte sie und schien in einen ganz anderen Bewusstseinszustand überzugehen – auf einmal war sie völlig entspannt. Und sie fing an, zu dem „Licht“ zu sprechen. Bald nickte sie dem Licht zu und sagte: „Okay.“ Irgendwie kommunizierte sie mit jemandem, den ich nicht sehen konnte.

Nach etwa einer Minute kam sie zu Bewusstsein und sah mich verwirrt an, als ob sie im ersten Moment nicht wusste, wo sie war. Ich glaube kaum, dass ich weniger verwirrt war als sie.

Und dann sagte sie mit erstaunter Miene: „Ein helles Licht kam zu mir und stand einfach da und umgab mich – und ich fühlte mich sicher. Und dann sagte er zu mir. ‚Hör auf Henry. Er wird dir helfen. Tu, was er sagt. Alles wird gut. Aber du musst auf Henry hören.‘“

Sie schwieg einen Moment, und dann sagte sie: „Das war Jesus.“

Und sie war wieder in ihrem normalen Zustand. Vollkommen klar; sie hätte jeden Check ihres psychischen Zustandes bestanden. Und sie war wieder völlig einverstanden mit mir und dem Weg, den wir gemeinsam beschritten. Natürlich war immer noch sehr viel aufzuarbeiten, und wir hatten noch eine ganze Weile damit zu tun, bis die posttraumatische Störung bewältigt war. Doch nach diesem Moment war es ein ganz anderer Prozess, erfüllt von einer ganz anderen Art von Hoffnung. Am Ende gelang es ihr, die Depression und die posttraumatische Störung hinter sich zu lassen und auch beruflich viel zu erreichen. Und meine Ohnmacht hatte sich gelöst – bis zum nächsten Mal.

Mir ist klar: Manche Psychologen würden sagen, sie hätte nur einen inneren Dialog mit einer Introjektion geführt (ein schlaues Wort für andere Personen, die wir in unseren Gedanken verinnerlichen) oder auch mit einer ihrer eigenen Identitäten, die nicht so feindselig war. Aber ich habe so etwas noch nie beobachtet, und ich hatte in meiner Arbeit mit sehr vielen dissoziativen Episoden zu tun. Aus meiner Sicht und im Blick auf mein klinisches Verständnis ihres speziellen Falles weiß ich, dass dies etwas anderes war. Es geschah genau in dem Moment, als ich verzweifelt für sie betete (und zwar stumm). Er kam zu ihr. Und ihr Bewusstseinszustand war anders, als ich es vorher oder nachher je bei ihr erlebt habe.

In manchen anderen schweren Momenten ihres Lebens auf ihrem weiteren Gesundungsweg würde sie sich an diesen Moment erinnern und sich darauf stützen, um neue Kraft und Hoffnung zu

schöpfen. Und ich war dankbar, dass Gott zur Stelle gewesen war und mir half, als ich nichts für sie tun konnte.

Alltag mit Jesus

Nachdem ich jetzt einige meiner Erlebnisse mit Gottes Eingreifen in meinem Leben niedergeschrieben habe, schaue ich zurück und bin dankbar und voller Staunen über das, was er getan hat. Aber es gibt Menschen, die noch viel unglaublichere Dinge erlebt haben als alles, was mir je passiert ist. Ich bin immer wieder überrascht, wenn ich mit Leuten rede, die fragen: „Warum erleben wir heute keine Wunder mehr wie in der Bibel? Wenn diese Wunder damals wirklich passiert wären, müsste es sie heute nicht auch noch geben?“ Nun, es gibt sie. Sie passieren buchstäblich dauernd. Freunde und Missionare haben mir von unzähligen Dingen berichtet, die sie erlebt und beobachtet haben. Viele dieser Berichte sind in Zeugnissen auf YouTube, durch Internetrecherchen, in Büchern und dergleichen verfügbar. Sie sind nicht schwer zu finden. Hunderte von Leuten, die aus einem einzigen Essenstopf gespeist werden wie damals, als Jesus fünftausend Menschen von ein paar Fischen und Broten zu essen gab. Leute, die vom Tod auferweckt werden. Heilungen verschiedener Krankheiten und Beschwerden. Exorzismen, durch die Menschen von bösen Geistern befreit werden. Wiederherstellungen des Augenlichts und des Gehörs. Wunder, durch die etwas physisch erschaffen wird, wie zum Beispiel die Erschaffung neuer Augen. Jesus, der Muslimen erscheint und ihnen zeigt, dass er der wahre Gott ist. Und vieles mehr. Es geschieht noch heute.

Sie sehen schon, meine Geschichte ist viel „normaler“ als diese extremen Beispiele. Viele der Dinge, von denen ich erzählt habe, haben auch viele andere Christen so ähnlich erlebt. Ich kenne frei-

lich auch viele Leute, deren Weg mit Gott größtenteils ohne solche dramatischen, übernatürlichen Ereignisse verlief. Ihre übernatürliche Erfahrung hat mehr damit zu tun, dass Gott bei ihnen ist und ihr Leben verändert, dass er sie selbst von innen nach außen in liebevollere, gesündere Menschen verwandelt. Das erscheint fast, als wäre es kein übernatürlicher, sondern ein völlig natürlicher Prozess.

Die meisten Menschen, die mit Gott unterwegs sind, ohne viele Wunder zu erleben, werden Ihnen sagen, dass er trotzdem auf andere Weise in ihrem Leben sehr präsent und aktiv ist, und zwar besonders in einer Hinsicht: in der Verbindung und Beziehung, die sie zu ihm haben. Weil er immer bei ihnen ist und so eine Quelle der Kraft und ein Gegenüber für sie ist. Sie erleben ihn, wenn sie sehen, wie die Ereignisse ihres Lebens auf einem bestimmten Weg geführt werden, wie Türen sich infolge von Gebet und Vorsehung öffnen und wie ihre Reise einen Verlauf nimmt, bei dem klar ist, dass er nur von ihm vorgezeichnet sein kann.

Ich könnte Ihnen von unzähligen Situationen berichten, in denen ich um Heilung betete und die betreffende Person – manchmal auch ich selbst – nicht geheilt wurde. Gott wirkt auf seine eigene Weise und nach seinem eigenen Zeitplan.

Wenn Sie zu den Leuten gehörten, die Gott kennen, aber solche Dinge noch nicht oder nur selten erlebt haben, denken Sie bitte nicht, er wäre weniger präsent oder Sie wären irgendwie nicht geistlich genug in einem Sinne, der Ihren persönlichen Glaubensweg oder die Gegenwart Gottes in Ihrem Leben abwertet. Er geht mit jedem von uns unterschiedlich um.

Außerdem verspricht Gott noch etwas anderes, falls Sie ihn noch nicht kennen. Er bittet Sie, sich aufzumachen und ihn zu suchen, und er sagt, wenn Sie das tun, werden Sie ihn finden. Einer meiner Lieblingsverse in der Bibel lautet: „Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so

will ich mich von euch finden lassen“ (Jeremia 29,13-14). Er wird sich Ihnen auf eine Weise zeigen, über die nur er entscheidet. Jesus sagte: „Suchet, so werdet ihr finden“ (Matthäus 7,7). Ich habe davon berichtet, dass es mir genauso widerfahren ist, und das trifft auch für viele andere Menschen zu, die ich kenne. Als ich mich auf die Suche nach ihm machte, tauchte er nicht plötzlich auf. Er sorgte dafür, dass ein Freund mich anrief. Ich deutete das so, dass es von ihm kam – und so war es auch. Die Frage ist immer: Wenn er sich uns auf irgendeine Weise zeigt, werden wir ihn dann sehen? Werden wir glauben und darauf antworten?

Ich glaube, wenn wir Geschichten und Zeugnisse davon hören, wie Gott sich als real erwiesen hat, führt uns das zur größten Frage von allen. Und zu einer der größten Fragen der Selbsterkenntnis. Auf meiner Suche nach Antworten auf all meine anfänglichen Zweifel, Fragen und Einwände gegen den Glauben war dies eine grundlegende Erkenntnis, die mir half, viele meiner Fragen und Zweifel aufzulösen, und mir die Tür zu einer tieferen Verbindung mit Gott öffnete. Darum soll es als Nächstes gehen.

Teil III

Wie ich durch Wissenschaft
zum Glauben kam

Die Wahrheit ist wahr

Eine langjährige Freundin war zu einem Sonntagsbrunch bei uns zu Besuch. Wir hatten einige Verwandte und Freunde zu uns eingeladen, nachdem ich im Gottesdienst gesprochen hatte. Die meisten waren Christen, manche aber auch nicht. Die besagte Freundin war mir einer der liebsten Menschen überhaupt, und sie war nicht gläubig. Aber das hatte unserer Freundschaft nie im Weg gestanden – wir standen uns seit vielen Jahren nahe.

Wir standen in der Küche beieinander, und sie sagte: „Weißt du, was mir an deinem Glauben und dem Glauben deiner Familie wirklich gut gefällt?“

„Nein – was denn?“, fragte ich zurück.

„Mir gefällt die Art, wie er euer ganzes Leben berührt – die Familie, euer Engagement für gemeinnützige Zwecke – eure Wertvorstellungen, die Art, wie ihr eure Kinder erzieht – und so weiter. Der Glaube scheint euch in alledem zu leiten, und das gefällt mir sehr. Man sieht, wie viel Gutes er für euch bewirkt“, sagte sie. „Aber am besten gefällt mir, dass ihr ihn anderen Leuten nicht aufdrängt – ihr liegt den Leuten nicht damit in den Ohren. Das ist sehr angenehm. Das gefällt mir sehr“, fuhr sie fort.

„Meine Güte!“, sagte ich. „Ich würde nie jemandem den Glauben aufdrängen wollen. Das will Gott auch nicht!“ Ich schmunzelte. „Er zwingt sich niemandem auf.“

„Ja“, nickte sie. „So als könne er für euch wahr sein, aber nicht für andere Leute, die ihre eigene Wahrheit haben. Ihr glaubt, dass er für euch wahr ist, aber nicht unbedingt für andere Leute.“

Ich horchte auf.

„Nun ja, ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass er nur für *mich* wahr ist“, sagte ich. „Ich glaube, er ist *wahr*.“

„Du meinst, ‚wahr‘ im Sinne von ... *wahr*?“, fragte sie zurück und sah mich verblüfft an.

„Ja“, sagte ich. „Ich glaube, er ist nicht nur für mich wahr, sondern *wirklich* wahr. Also *wirklich wahr*.“

Sie schaute mich an, als könnte sie nicht glauben, dass ich das wirklich gesagt hatte. Dann erwiderte sie: „Aber – so etwas wie Wahrheit gibt es doch gar nicht.“

Ich erwiderte ihren Blick und sagte: „Gilt das auch für diese Aussage?“

Sie starrte mich mit großen Augen an, schwieg einen Moment und sagte dann: „So habe ich das noch nie betrachtet.“

Das war ein entscheidender Moment. Ihre Behauptung „So etwas wie Wahrheit gibt es doch gar nicht“ fiel in sich selbst zusammen. Sie sagt das, als wäre es wahr – aber wenn es so etwas wie objektive Wahrheit, wirkliche Wahrheit, gar nicht gibt, dann kann sie auch *diese* Aussage gar nicht machen und so tun, als könnte sie wahr sein, denn sie besagt ja gerade, dass nichts absolut wahr ist. Und wenn es so wäre, könnte sie nicht einmal sagen „Heute ist Sonntag“ oder sonst irgendetwas über die objektive Wirklichkeit. Ich bin froh, dass die Piloten in unseren Flugzeugen an objektive Wahrheit glauben: daran zum Beispiel, dass oben oben ist, dass unten unten ist und dass Norden Norden ist. Der Erdboden ist keine Luft. Und ich bin wirklich froh, dass sie davon ausgehen, dass er real ist. Dass er „*wirklich* wahr“ ist.

Natürlich unterscheiden wir uns in der Art und Weise, wie wir Dinge erleben, und unser Wahrnehmungen, Erfahrungen und Deutungen machen unsere „Wahrheit“ mit aus. Das ist unsere subjektive Wirklichkeit. Dieser Gedanke ist sehr wichtig, um unter-

schiedliche Blickwinkel auf viele Themen und Ereignisse zu gewinnen. Er hat auch große Bedeutung für die Psychotherapie und das ganze Leben, zumal Menschen oft durch Manipulation von ihrer eigenen Wahrheit und ihren Erfahrungen und schließlich von der Wirklichkeit selbst entfremdet werden.

Trotzdem gibt es auch eine äußere, objektive Wirklichkeit. Ich erinnere mich, wie ein Kommilitone im Statistikseminar einmal wütend ausrief: „Also, ich glaube nicht an die Glockenkurve!“ Hmm. Mag sein, dass sie einem nicht gefällt, oder man mag sich daran stören, wie sie manchmal auf eine Weise angewendet wird, die man unfair findet, aber, tut mir leid – sie ist nur eine Darstellung echter Zahlen. Sie existiert. Erzählen Sie mir ruhig von Ihrem Leiden daran, aber ein statistisches Mittel ist und bleibt ein statistisches Mittel.

Meine Freundin fasste die „Wahrheit“ des Glaubens so auf, als wäre sie nur eine „persönliche Wahrheit“, die nichts mit einer realen, objektiven Wahrheit zu tun hätte. Aber das könnte sich als Problem erweisen, falls es tatsächlich einen Gott gibt, der in der objektiven Wirklichkeit existiert und dem es wichtig ist, was wir mit ihm anfangen.

Im Vorwort zu diesem Buch habe ich gesagt, dass ich meine Geschichte nicht nur erzähle, damit Sie mich besser kennenlernen, obwohl mir im Blick auf meine Freunde auch das wichtig ist. Der Grund, warum ich dieses Buch geschrieben habe, ist, dass ich möchte, dass Sie Gott kennenlernen. Ich will nicht versuchen, Sie auf irgendeine nervige oder manipulative Weise zu „bekehren“, wie mein Freund aus dem Vorwort es formulierte, sondern ich möchte sie einladen. So geht Gott mit uns um. Er zwingt uns nicht; er lädt uns ein zu einer Beziehung mit ihm. Wie sich meine ganze Welt veränderte, als ich diese Einladung annahm, davon habe ich erzählt.

Aber es sollte klar sein, dass das mehr ist als eine Einladung zu

einer jeweils eigenen, unterschiedlichen „Wahrheit“ für jeden von uns. Wir werden nicht in eine von vielen persönlichen Wahrheiten eingeladen, sondern in eine Wahrheit, die den Anspruch erhebt, *die reale, objektive Wahrheit über das Leben und das Universum* zu sein. Wenn Menschen den Anspruch unter die Lupe nehmen, den Jesus erhob, stellen sie fest, dass er absolut keinerlei Raum dafür gelassen hat, ihn irgendwie im Sinne von „deine Wahrheit – meine Wahrheit“ zu verstehen. Er hat keine Möglichkeit offengelassen, außer der Möglichkeit zu entscheiden, ob er absolut der ist, der er zu sein behauptete, oder nicht. Dass Jesus der Sohn Gottes ist, können wir entweder für „wirklich wahr“ halten oder nicht. Ihm zufolge kann das nicht nur „wahr für mich“ sein, wie meine Freundin es formulierte. Es ist entweder für jeden wahr oder überhaupt nicht. Das ist der Anspruch seiner Botschaft. Von C. S. Lewis stammt das berühmte Zitat: „Ein Mensch, der bloß ein Mensch wäre und solche Dinge von sich gäbe wie Jesus, wäre kein großer Morallehrer. Er wäre entweder ein Irrer – auf derselben Ebene wie einer, der sich für ein pochiertes Ei hält –, oder aber er wäre der Teufel in Person. Sie müssen sich entscheiden. Entweder war und ist dieser Mann tatsächlich der Sohn Gottes, oder er war ein Spinner oder noch Schlimmeres.“²

Wir reden also nicht über etwas, das man so oder so sehen kann, oder über irgendeine Lebensphilosophie, die wir übernehmen können oder auch nicht, ohne dass davon mehr abhinge als die Frage, ob sie „für mich funktioniert“. Wenn wir den Anspruch Christi betrachten, dann geht es um seine Behauptung, die letzte, objektive Wirklichkeit zu sein, von der im höchsten Maße unser Wohl und Wehe abhängt. Das Einzigartige ist sein Anspruch, nicht nur eine weitere Wahlmöglichkeit auf dem Büfett zu sein – wahr für den einen, aber nicht für die andere –, sondern die letzte, objektive Wahrheit. Der Glaube an diesen Mann ist die Behauptung, er sei der eine wahre Gott. Punkt.

Um diese Wahrheit zu überprüfen, kann man an verschiedenen Punkten ansetzen und in verschiedene Richtungen gehen.

Ich persönlich habe nicht nach objektiven Beweisen dafür gesucht, dass Jesus der war, der er zu sein behauptete, bevor ich zum Glauben kam. Als ich damals jene Kirche betrat, war ich nicht auf der Suche nach dem besten, scharfsinnigsten Argument für irgendeine Religion oder Philosophie, nach der ich leben könnte. Ich forschte nicht nach der „Wahrheit“. Ich brauchte einen Gott, der „wirklich wahr“ ist. Einen, der objektiv real ist und mir helfen kann. Ich suchte nicht nach Beweisen, um glauben zu können. Ich hoffte darauf, dass er objektiv wahr oder „real“ sei, damit ich Hilfe finden konnte.

Mit anderen Worten, ich hoffte verzweifelt darauf, dass er tatsächlich existiert und sich zeigen würde. Ich bin froh, dass er es getan hat, und dankbar, dass ich ihn seither stets als real erfahren habe.

Aber – und das ist die andere Richtung, nachdem ich angefangen hatte, ihm nachzufolgen und seine Wirklichkeit zu erleben, wie ich es zuvor in diesem Buch geschildert habe – ich hatte eine kognitive Dissonanz. Ich tat jetzt etwas, wovon mir auf dem College und von anderen Leuten beigebracht worden war, es sei „nicht wahr“. Mein Kopf steckte voller sogenannter Fakten, die mir eingetrichtert worden waren, zum Beispiel: „Die Wissenschaft widerlegt die Bibel“, „Die Bibel ist voller Widersprüche“, „Es kann keinen allmächtigen, guten Gott geben angesichts des Bösen und des Leides in der Welt“, „Jesus kann nicht die Antwort sein, wenn so viele seiner Anhänger so mies und verurteilend gegenüber anderen sind“, „Die Evolution widerlegt die Schöpfung“, „Die Kirche kann nicht für die Wahrheit stehen, denn sie ist voller Heuchler“, „Die Kirche will uns doch nur das Geld aus der Tasche ziehen“ und so weiter und so fort. Hatte ich jetzt womöglich angefangen, an etwas zu glauben, was einfach nur dumm war? Intellektuell unhaltbar? Das machte mir zu schaffen.

Einerseits konnte ich nicht verleugnen, dass es real war, was ich erlebte. Gott zeigte sich als real. Aber wie war das mit all dem anderen Kram? Sollte ich einfach meinen Kopf in den Sand stecken?

Das konnte ich nicht. Also ging ich eine Selbstverpflichtung ein. Erstens nahm ich mir vor, mich nach Kräften zu bemühen, diese Dinge miteinander zu versöhnen, und zweitens würde ich nur Leuten zuhören, die tatsächlich etwas wussten und nicht nur Meinungen wiederkauten, die sie von anderen gehört hatten. Als ich über manches nachdachte, was man mir gesagt hatte, merkte ich, dass das meiste davon nicht von Leuten stammte, die tatsächlich die Fakten untersucht hatten oder aus dem betreffenden Fachgebiet kamen. Es kam aus einem Kreis von Leuten, denen ich persönlich begegnet war, darunter Lehrer, die sich in vielen Grundannahmen einig waren, aber später, wenn ich mit Informationen kam, keine Ahnung von den Dingen hatten, über die sie sich ausließen. Sie hatten sozusagen die „Parteilinie“ übernommen. Eigentlich wussten sie gar nicht, wovon sie sprachen. Also ging ich auf die Suche.

Um das Ganze kurz zusammenzufassen: Meine Fragen fanden befriedigende Antworten, immer wieder. Ich fand Antworten auf die wissenschaftlichen Unklarheiten, die philosophischen Fragen, die historischen Fragen und so weiter. Heute habe ich keinerlei kognitive Dissonanz mehr, weil ich an Gott glaube und denke, ich müsste die Wissenschaft oder das, was andere an Einwänden vorbringen, verleugnen. (Zu meiner Überraschung stieß ich auch auf eine Studie, die zeigte, dass ein erheblicher Prozentsatz von Wissenschaftlern an Gott glaubt und die Zahl der Wissenschaftler, die an einen persönlichen Gott glauben, der Gebete beantwortet, heute genauso hoch ist wie im Jahr 1900.) Diese gläubigen Wissenschaftler haben auch keine kognitive Dissonanz. Sie befassen sich Tag für Tag mit diesen Themen, und die meisten von ihnen sind erheblich klüger als ich. Fragen Sie Francis Collins, das Genie, das den DNA-

Code für diverse Krankheiten entschlüsselte, das Humangenom-Projekt leitete und sich vom Atheismus zum christlichen Glauben bekehrte. Er kam selbst als Wissenschaftler zu dem Schluss, dass er nicht etwas ablehnen konnte, ohne es zuerst zu studieren und „die Daten zu sammeln“. Also tat er das. Und als er dann die Indizien und Fakten untersuchte, wurde er Christ. Für ihn stand die Beweislage an erster Stelle.

Zugleich aber werden auch die schlüssigsten Beweise nie ausreichen, um jemanden „zum Glauben zu bringen“. Dazu ist ein weiterer Schritt notwendig, nämlich das eigene Vertrauen. Der Verstand reicht nur bis zu einem gewissen Punkt – irgendwann müssen das Herz und der Geist mit ins Spiel kommen. Das ist „Glaube“. Und solchen Glauben gibt es bei Nichtchristen ebenso wie bei Christen. Die Wissenschaft beobachtet lediglich, was vorhanden ist; der Glaube geht den nächsten Schritt und beantwortet die Frage, wie es entstanden ist. Und Wissenschaftler, die nicht gläubig sind, gehen mit ihren Erklärungen für den Ursprung der Dinge, die sie sehen, ebenfalls einen Glaubensschritt, wie wir noch sehen werden.

Ich bin diesen Weg also in umgekehrter Richtung gegangen, wenn Sie so wollen. Manche Leute prüfen die Beweislage für Jesus und kommen dann zu dem Schluss, dass er real ist. Ich dagegen sprang sozusagen ins kalte Wasser, um zu sehen, ob er da ist, und entdeckte dann erst die Antworten auf die „Beweisfrage“. So oder so aber ist beides wichtig, um einen lebendigen Glauben zu haben. Kopf und Herz funktionieren am besten, wenn sie in derselben Mannschaft spielen. Wir brauchen das Herz, um den Schritt in den Glauben zu gehen, und wir brauchen die Evidenz, die Person Jesu, an die wir unseren Glauben knüpfen können. Er lieferte ständig Beweise dafür, dass er der war, der er zu sein behauptete: durch Wunder, durch die Erfüllung von jahrhundertealten Messias-

Prophezeiungen, durch das Leben, das er führte, und durch seine Lehren selbst. Ich stellte fest, dass es kein „blinder Glaubensschritt“ war, den ich gegangen war, sondern dass er sich mit Fakten untermauern ließ, die einer Überprüfung standhielten.

Es gibt jedoch noch einen weiteren Aspekt, was die Einordnung all jener wissenschaftlichen Belege betrifft, die ich entdeckte. Wenn wir etwas Endliches und Materielles studieren oder zu entschlüsseln versuchen, die natürliche Welt der Wissenschaft, etwa die Zellbiologie, dann stellen wir Forschungen an, um sie eines Tages vollkommen zu verstehen. Wir können herausfinden, wie eine Zelle funktioniert. Doch keine wissenschaftliche Untersuchung dessen, was existiert, kann uns je sagen, wo es hergekommen ist oder „wer“ es bewirkt hat. Sie kann es lediglich auf verschiedene Weise untermauern oder darauf hinweisen.

Dazu kommt: Auch wenn wir zu dem Schluss kommen oder überzeugt davon sind, dass ein Schöpfer unsere Welt in all ihrer Komplexität geschaffen haben muss – und für mich gibt es keine andere vernünftige Erklärung –, stoßen wir, sobald wir versuchen, Gott vollkommen zu verstehen, auf eine unvermeidliche Realität: Wir werden ihn niemals vollkommen verstehen. Es gibt zwar viele Fragen, zu denen er uns Erklärungen gibt, aber noch viel mehr andere Fragen und Dinge, die er tut oder zulässt, bei denen wir nur fragen können: „Warum?“ oder: „Wie?“. Was er zu dem Thema sagt, ist alles andere als befriedigend:

*Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken,
und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR,
sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde,
so sind auch meine Wege höher als eure Wege
und meine Gedanken als eure Gedanken.*
(JESAIA 55,8-9)

Mit dieser Realität hatte ich meine liebe Mühe, bis ich zu der Erkenntnis kam, dass es gar nicht anders sein kann. Könnte ich ihn vollkommen verstehen, so wäre er nicht Gott. Das wäre so, als ginge man auf eine Universität, wo man genauso viel weiß wie jeder Professor. In diesem Fall sollte man sich besser eine andere Hochschule suchen! Oder einen anderen Gott.

Wie auch immer, ich musste ein gutes Stück Weg zurücklegen, um manche der Dilemmata zu klären, mit denen ich mich abmühte, auch noch, nachdem ich gläubig geworden war. Ich fand Antworten, die meine Zweifel klärten, und das gab mir die Freiheit, getrost einem Gott zu vertrauen, den ich niemals vollkommen verstehen werde. Lassen Sie uns also den Sprung in einige der Bereiche wagen, in denen ich Fragen hatte. Lassen Sie uns also auf einige dieser Bereiche eingehen, in denen ich Fragen hatte, auf einige der wissenschaftlichen und anderen Hindernisse, die sich mir in den Weg stellten, und dann werde ich auch mehr über den einen Bereich der Wissenschaft erzählen, in dem ich mich als Experte bezeichnen kann, und wie er die Aussagen der Bibel für mich bestätigt hat. Ich möchte Ihnen also nun ein paar Einzelheiten über meine Reise erzählen und zeigen, wie viele meiner Fragen sich für mich gelöst haben.

Dynamische Spannung und das Denken des Glaubens

Heutzutage nehmen sich manche Eltern vor, ihre Kinder niemals „anzulügen“ und an den Weihnachtsmann oder die Zahnfee glauben zu lassen. Nun, das respektiere ich. Ich kann es verstehen. Ich bin nur froh, dass meine Eltern nicht so dachten. Ich habe es geliebt, am Weihnachtsmorgen nach fünf Uhr nicht mehr schlafen zu können, weil mein ganzer Körper vor Ungeduld kribbelte, wann endlich meine Schwester hereinstürmen und rufen würde: „Okay, es ist so weit!“ – und ich endlich hinunter ins Wohnzimmer rennen konnte, um zu sehen, was der Weihnachtsmann mitgebracht hatte. Und die Zahnfee war eine höchst erfreuliche Belohnung dafür, dass mir am Tag zuvor ein Zahn gezogen worden war. Danke, ihr Lieben! Und ich muss sagen, meinem Glauben an Gott hat es nie geschadet, dass ich als Kind hinsichtlich des Weihnachtsmannes „belogen“ wurde. Ich weiß, manche Leute sehen das anders. Das ist okay, und ich kann es verstehen.

Dennoch glaube ich, dass Märchen ihren Platz haben. Wir müssen am Glauben an eine „ideale“ Welt festhalten – wie ein Kind, das zum ersten Mal das „Zauberreich Disneyland“ besucht. Ich glaube, die Hoffnung auf ein Ideal ist spätestens seit Platon eine wichtige menschliche Antriebsfeder, die uns nach einem besseren Leben streben lässt. Ich hoffe, dass sie mir nie abhandenkommt. Wir wissen aus der Forschung, dass Optimisten, die die Welt und die Zukunft in einem positiven Licht sehen, besser zurechtkommen und mehr erreichen als Leute mit einer pessimistischen Sicht. Das ist eine Tat-

sache. Auch Ehen gelingen besser, wenn die Partner sich gegenseitig in einem positiveren Licht sehen. Sie erhalten sich gewissermaßen etwas von dem Blick der Flitterwochen und flunkern sich selbst ein bisschen etwas vor: „Wie zerstreut er ist! Ist das nicht süß?“ im Gegensatz zu „Was ist denn los mit dir, du Idiot? Immer vergisst du alles!“ Von extremer Verleugnung sollte man sich natürlich fernhalten und schlechtes Verhalten darf nicht übersehen oder womöglich begünstigt werden, aber zugleich sollte man immer positiv bleiben. Das ist eine durch die Forschung belegte Strategie in der Ehe, in der Kindererziehung und im Geschäftsleben. Die positive Einstellung gewinnt. Sie verhilft uns zu einem besseren Selbst und zu einem besseren Leben. Thomas Edison versuchte es immer wieder (fast neuntausend Mal) in dem Glauben, eines Tages würden die Lichter angehen.

Das, worum es hier geht, ist eine psychologische Tiefenstruktur: die *Mentalität*. Wie wir einem Thema, einer Person oder dem Leben selbst begegnen, hat viel damit zu tun, wie wir es betrachten, und darüber hinaus, wie lebensstüchtig wir sind. Eine positive Mentalität ist wichtig, aber eine kindliche Weltsicht hilft uns nicht weiter. Wenn es darauf ankommt, sind die lebensstüchtigsten Menschen diejenigen, die in der Lage sind, mit dynamischer Spannung umzugehen, wie die Psychologen es nennen. Das ist die Fähigkeit, diametrale Gegensätze in unserem Denken in einer Spannung zu halten und uns von einer „nur guten“ oder „nur schlechten“ Sicht von uns selbst, von anderen und von der Welt fernzuhalten. Reifes Denken und reife Persönlichkeiten sind in der Lage, das Gute und das Schlechte in einem Ganzen zusammenzubinden, in dem beides vorkommt.

In I. Korinther 13, dem wunderbaren Kapitel der Bibel über die Liebe, heißt es:

*Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind
und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als
ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war.*

*Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem
dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht.*

*Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich
erkennen, gleichwie ich erkannt bin.*

(1. KORINTHER 13,11-12)

Das geht tief. Kinder neigen im Allgemeinen zu einer idealistischen Weltsicht. Doch wie es in dem Text heißt, sehen wir nur ein Spiegelbild; eine Reflexion unserer Mentalität, sodass unsere eigenen Ansichten zum großen Teil vorgeben, wie wir die Dinge betrachten. Darüber hinaus aber kommt es hier auf den ersten Vers an: Irgendwann müssen wir von der kognitiven Mentalität eines Kindes zu der einer erwachsenen Person übergehen. Reife Erwachsene sehen sowohl das Gute als auch das Schlechte und finden sich im Leben zurecht, ohne auf einem Leben oder einer Persönlichkeit zu bestehen, die nur gut ist. Sie können mit einer Wirklichkeit umgehen, die gute Aspekte, aber auch manches Schlimme in sich birgt. Ein Alles-oder-nichts-Denken, das wird Ihnen jeder Psychologe sagen, ist nicht nur unreifes Denken, es hindert uns auch daran, einen Großteil der Wirklichkeit wahrzunehmen.

Nun also zu Glaubenshindernissen. Ich habe diesen Abschnitt damit begonnen, diese Grundlagen zu legen, weil viele Glaubenshindernisse sich aus dem Konflikt zwischen unserer Mentalität und der Mentalität der Bibel ergeben. Das habe ich gelernt, während ich mich durch meine eigenen Glaubensdilemmata hindurchkämpfte. Mir wurde klar, dass ich den Glauben so nehmen musste, wie er sich selbst darstellt, und ihn dann dementsprechend annehmen oder ablehnen musste. Wie der Genetiker Francis Collins wollte ich

etwas so Wichtiges nicht ablehnen, ohne es zuvor genau unter die Lupe zu nehmen.

Ich habe zuvor schon gesagt, dass Gott ein Marketingproblem hat. Wenn Sie sich Werbung im Fernsehen oder auf Instagram anschauen, wird Ihnen da eine wunderbare Welt versprochen: Für ein paar Euro bekommen Sie einen perfekten Körper. Oder andere Werbungen, in denen immer nur von den Vorzügen die Rede ist: „Kaufen Sie unser Produkt, und Sie werden für alle Zeit ‚total glücklich‘, ‚total gesund‘ oder ‚total schlank‘ sein.“

Bei Gott ist das anders. Er sagt uns die Wahrheit über die Welt, über uns, über die anderen und über sich selbst. Und auch wenn es uns vorkommen mag wie lausiges Marketing – nicht alles, was er sagt, ist eitel Freude und Sonnenschein. Er beschreibt die wirkliche Welt, wie wir sie tatsächlich vorfinden: eine Welt, in der es sowohl Gutes als auch Schlechtes gibt. Keine Disneyland-Fantasie. *Echte* Realität. Das zu erkennen hat es mir leichter gemacht zu glauben. Mir ging auf, dass ich die Dinge mit meiner eigenen Mentalität betrachtete und wollte, dass Gott und die Welt des Glaubens so wären, wie ich sie mir in meiner kindlichen Denkweise wünschte, statt so, wie sie wirklich sind. Ich hätte es gerne gehabt, dass alles gut ist oder alles entweder so oder so ist. Meine Mentalität im Hinblick auf Gott übersah die dynamischen Spannungen in den kognitiven Realitäten. Als Psychologe weiß ich, dass dynamische Spannungen real sind! Aber im Glauben hätte ich es gerne anders gehabt.

Wenn sich das nun anfühlt, als würde ich mir selbst oder vielleicht auch Ihnen eine Standpauke halten, warten Sie bitte einen Moment. Wir alle wollen eine perfekte Welt, perfekte Menschen und einen Gott, der so ist, wie wir ihn uns wünschen. Und die Bibel sagt, dass das nicht Ihre Schuld ist. Und es ist auch gar nicht nur unreifes Denken – er selbst hat uns in gewisser Weise dieses Problem eingebrockt! Der Grund, warum wir so denken, ist, dass

wir damit recht haben – die Dinge *sollten* wirklich so sein, ja sogar noch besser, als wir sie uns vorstellen können. Gott hat tatsächlich ein besseres Leben erschaffen als das Leben, das wir kennen mit all seinen Problemen. Wir hatten dieses bessere Leben in einer vollkommenen Schöpfung. Wir haben es verloren, als wir Gott den Rücken kehrten, aber Gott sagt, dass es wiederkehren wird. Und wir alle, ob gläubig oder nicht, sehnen uns nach diesem verlorenen „Garten Eden“.

*Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden. Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick seufzt und in Wehen liegt. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. Denn wir sind gerettet auf Hoffnung hin. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld. Desgleichen hilft auch der Geist unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er tritt für die Heiligen ein, wie Gott es will. Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind. Denn die er aus-
ersehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, dass sie gleich sein sollten*

dem Bild seines Sohnes, damit dieser der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern (RÖMER 8,18-29).

Und Salomo schrieb: *„Auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt; nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende“* (Prediger 3,11).

Mist – wir stecken in einem kognitiven Dilemma. Er hat uns so geschaffen, dass wir immerzu an ein perfektes Leben denken und es herbeisehnen und danach lechzen, ein Leben ohne Leid, Armut, Verlust, Grausamkeit, böse Menschen und dergleichen. So wie ein hungriger Mensch sich nach Nahrung sehnt, auch wenn er keine hat, sehnen wir uns nach einer besseren Welt. Und schlimmer noch: Wie Salomo sagte, können wir den großen Zusammenhang dessen, was er tut, überhaupt nicht begreifen, weder Anfang noch Ende!

Aber was müssen wir verstehen, wenn wir diese Hindernisse überwinden wollen, die zwischen uns und der Realität Gottes stehen? Einfach ausgedrückt:

Wir leben in nicht in der Welt, wie sie gedacht war.

Wir können uns eine bessere Welt und ein besseres Leben vorstellen, als wir sie vorfinden. Wir können ein „Ideal“ vor Augen haben. Dennoch sind wir uns deutlich bewusst, dass das Schlechte und das Böse existieren. Oftmals jedoch rührt unsere Ablehnung des Glaubens daher, dass wir den Glauben auf eine Weise betrachten, die die dynamische Spannung der Wirklichkeit in dieser Welt aus den Augen verliert. Wir sehen nicht, dass es das Schöne und Gute, gleichzeitig aber auch viel Böses und Leid gibt. Wir wollen eine ideale oder „vollkommen gute“ Welt und setzen dem Glauben Einwände entgegen wie: „Wenn Gott gut und liebevoll ist, wie kann es dann so viel Leid geben?“ Aber die Bibel verliert diese Spannung nicht.

Sie sagt, dass die Welt ideal erschaffen wurde und dass dann, als wir Gott den Rücken kehrten, das Gute mit dem Bösen infiziert wurde. Deshalb, so die Erklärung der Bibel, haben wir jetzt beides. Und das entspricht der Realität. Wenn wir Gott ablehnen, weil es das Schlechte gibt, lehnen wir nicht die Geschichte ab, die die Bibel erzählt. Sondern wir bestehen damit auf einer Welt, die es nicht nur nicht gibt, sondern von der auch die Bibel nicht behauptet, dass es sie gäbe. Der Bibel zufolge trifft beides auf sie zu, und so erklärt sie, was wir vor uns sehen. Doch wenn wir den Glauben auf den Prüfstand stellen, bestehen manche von uns darauf, dass es nur das eine oder das andere geben kann. Wir verlangen einen Gott, der nur das Gute zulässt. Eine Welt, in der es nur Gutes und kein Leid gibt, und wenn es doch Leid gibt, dann kann es keinen Gott geben. Oder die Leute, die behaupten, Jesus nachzufolgen, müssten alle genauso sein wie er, wenn er wirklich „der Weg“ und wirklich „real“ wäre.

Wenn wir aber aus solchen Gründen den Gott der Bibel und Jesus als Gott ablehnen, lehnen wir nur etwas ab, das wir uns selbst ausgedacht haben. Das ist nicht der Gott der Bibel. Erinnern Sie sich? Er hat ein „Marketingproblem“, weil er uns nicht belügt, wie es die Werbewirtschaft tut, und behauptet, alles sei wunderbar. Aber – und das ist der springende Punkt – er erzählt uns die wahre Geschichte, *warum* es beides gibt: den Wunsch nach dem Ideal, aber auch die Realität des Guten, das schlecht geworden ist.

Er sagt uns, dass wir uns nach Vollkommenheit sehnen, weil wir genau dafür geschaffen sind. Wir sind nicht so beschaffen, dass wir die Erkenntnis (das Bewusstsein und die Erfahrung) des Guten und Bösen tolerieren oder verstehen könnten. „Esst nicht von *jenem* Baum“ wird uns gesagt. Wir wurden für das Ideal geschaffen. Und jetzt stecken wir in beidem drin – genau das, wovor er uns gewarnt hat. Wenn eine Mutter sagt: „Fass nicht an den heißen Herd, oder

du wirst spüren, wie es ist, wenn du dich verbrennst“, dann macht sie keine Witze. Und das merken wir spätestens, wenn wir doch an die heiße Herdplatte fassen. Das ist die Realität, in der wir jetzt leben.

Wenn wir also den Glauben so unter die Lupe nehmen, wie er sich selbst darstellt, dann bleibt er seiner Botschaft treu. Und wir können ihn entweder annehmen oder ablehnen. Er sagt, dass Ihre Sehnsucht nach Vollkommenheit und nach der Beseitigung des Bösen und des Leides real und berechtigt ist und dass es gute Gründe dafür gibt. Und auch Ihr Hass gegen das Böse ist berechtigt. *Und* der Glaube liefert eine bei Weitem bessere Erklärung für die Wirklichkeit, wie wir sie vorfinden, als jede andere Philosophie und Religion. Aber die Möglichkeit, den Glauben abzulehnen, weil er angeblich etwas verspricht, was wir uns nur ausgedacht haben, nämlich dass dieses Leben im Hier und Jetzt vollkommen gut sein müsste, wenn es von einem liebenden Gott erschaffen worden wäre – diese Möglichkeit lässt der Glaube uns nicht.

Aber jetzt kommt die gute Nachricht. (Am Rande bemerkt: „Evangelium“ bedeutet wörtlich „gute Nachricht“.) Die gute Nachricht ist, dass die Bibel nicht nur ein realistisches Bild des Glaubens liefert im Sinne der Überzeugung, dass Gutes und Schlechtes nebeneinander bestehen, sondern auch sagt, dass es eine Antwort auf unsere Sehnsucht gibt und dass diese Antwort sich zeigen wird. Was viele Christen erleben, und das trifft auch auf meine Geschichte zu, ist, dass wir, sobald wir uns auf diesen Glauben einlassen, in immer stärkerem Maße die Antwort auf diese Sehnsucht finden, bis eines Tages samt und sonders alles gut sein wird. Es gibt einen Himmel. Jesus wird wiederkommen, und dann wird überall Gerechtigkeit hergestellt werden, und alles wird zurechtgebracht werden, wie wir es ersehnen. Und schon jetzt ist es durch eine Beziehung zu ihm möglich, immer mehr von dieser zukünftigen Wirklichkeit zu erleben.

Wir werden jetzt auf einige dieser Einwände und auf die Antworten der Bibel eingehen, die mich bei meiner Suche zufriedengestellt haben. Ich lade Sie ein, sie von einer höheren kognitiven Warte aus zu betrachten, auf der Sie eine dynamische Spannung zwischen diametralen Gegensätzen, die beide wahr sein können, in Ihrem Kopf aufrechterhalten können. Oben und unten, rechts und links, gut und schlecht. Wenn Sie das tun, werden Sie in der Lage sein, die Antworten zumindest aus einem Blickwinkel zu prüfen, aus dem sie wirklich Sinn ergeben und aus dem es einen guten Gott neben der Existenz des Bösen geben kann. Mir hat das geholfen, als ich mich mit der wirklichen Welt, wie wir sie vorfinden, und mit dem Glauben, wie er sich selbst darstellt, auseinandersetzen und herausfinden musste, ob die Aussagen über dieses Leben den Fakten entsprechen, die ich im wirklichen Leben beobachten kann.

Wissenschaft als Glaubenshindernis

Nach dem „Glaubenswagnis“, das ich bei meinem geistlichen Erwachen auf dem College einging, nagten einige Fragen an mir. Ich fragte mich, ob ich das Richtige getan hatte, obwohl ich Gott als real erlebte. Es gab so viele kluge Leute, die sagten, Christ zu sein sei intellektueller Selbstmord. Jemand drückte es einmal so aus: „Wenn ein Christ eine Gehirnzelle hätte, würde sie an Einsamkeit sterben.“³ Ich war auf dem College, und meine Professoren sagten uns, dieser ganze kirchliche Kram, mit dem manche von uns aufgewachsen seien, sei nur ein Haufen Legenden. War ich ein Idiot, weil ich daran glaubte? Das musste ich in meinem Kopf klarkriegen – ich erlebte etwas als wahr, wovon mir andere sagten, es sei Unsinn. Geistliche Gehirnwäsche, wenn Sie so wollen. Die Wissenschaft habe die Bibel widerlegt, sagten sie, und doch erlebte ich sie als real.

Als ich anfang, nach Antworten zu suchen, stellte ich zwei Dinge fest. Erstens fand ich, als ich in die Wissenschaft einstieg, Antworten, die von den Wissenschaftlern und anderen Akademikern selbst stammten. Es gab unzählige Wissenschaftler, Historiker, Philosophen, Wirtschaftsexperten und dergleichen, die die Tatsachen betrachten und zu dem Schluss kommen, dass sie den Glauben stützen. Das zeigte mir, dass der Glaube überhaupt nichts mit dem „IQ“ zu tun hatte. Viele Genies sind gläubige Menschen. Zweitens, vieles von dem, was als intellektuell „unhaltbar“ galt, entsprach überhaupt nicht dem, was die Bibel tatsächlich sagt, sondern beruhte auf falschen Vorstellungen, die man den Leuten eingetrichtert hatte, oder schlimmer, die sie selbst bei Christen beobachtet oder erlebt hatten.

Ich merkte, dass das, was die meisten Leute ablehnten, überhaupt nichts mit dem echten Glauben zu tun hatte. Es hatte mehr mit organisierter Religion und verbreiteten Irrtümern zu tun, die Tag für Tag von Kanzeln verkündet und in Kirchen gelehrt werden. Tatsächlich stellte ich fest, dass die Bibel sehr häufig mit den Kritikern übereinstimmte. Es hat mich sehr ermutigt, als ich herausfand, dass ich, um Jesus nachzufolgen, nicht an irgendwelchen Unsinn glauben musste. Inzwischen habe ich mehrere Psychologie- und Selbsthilfebücher für Christen geschrieben, die zeigen, dass die Lehren, die manche „Christen“ verbreiten, keinesfalls den Lehren der Bibel entsprechen und der psychischen Gesundheit sogar abträglich sind.

Dieses Buch soll kein umfassenden Werk über die intellektuellen Grundlagen für den christlichen Glauben sein. Ich erzähle hier lediglich von meinem *eigenen* persönlichen Weg, einschließlich der intellektuellen Barrieren gegenüber dem Glauben, mit denen ich persönlich zu kämpfen hatte. Ich hoffe, dass Sie dadurch, dass ich Sie auf meinem Weg mitnehme, entdecken können, dass die Einwände gegen den christlichen Glauben lösbar sind.

Die Wissenschaft von den Ursprüngen – wo kam alles her?

Die Bibel berichtet im Buch Genesis (1. Mose) vom Beginn der Schöpfung. Gott rief aus dem Nichts durch sein Wort alle Dinge ins Dasein. „Ex nihilo“, wie die Lateiner sagen. Das materielle Universum entstammt laut der Bibel einer *nicht materiellen Quelle*, nämlich einer Person: Gott. Nach biblischer Darstellung existierte etwas „Ewiges“, und das war Gott, *nicht* das materielle Universum.

Die meisten Atheisten sagen, das Universum sei das, was schon immer da gewesen sei. Es ist ewig, es sei denn, man tut den gewalti-

gen Glaubensschritt und glaubt, dass es einmal nichts gegeben habe und aus diesem Nichts urplötzlich die Materie hervorgegangen sei, aus der das Universum entstand. Kein ewiger Gott, keine ewige Materie, sondern einfach nur *nichts*. Irgendwie sei einmal etwas aus nichts entstanden. Kaum jemand glaubt das wirklich – dafür ist einfach zu viel blinder Glaube nötig.

Die beiden großen Alternativen, die einander gegenüberstehen, sind also der ewige Gott auf der einen und die ewige Materie auf der anderen Seite. Irgendetwas muss die „unverursachte Ursache“ sein. Danach zeigt sich Übereinstimmung zwischen den beiden Seiten. Beide glauben, dass es tatsächlich einen Anfang gab. Dieser Moment ist der „Urknall“, mit dem das Universum seinen Anfang nahm. Das ist sehr wichtig, weil es uns zeigt, wie alt das Universum ist: 13,77 Milliarden Jahre lautet das am häufigsten vertretene Alter, und das zeigt uns, dass wir es mit einem endlichen, sich ausdehnenden Universum zu tun haben. Damit ist logischerweise der Gedanke, das Universum selbst sei ewig, vom Tisch, da Astronomen und Physiker zeigen können, dass es in der Tat einen Anfang hatte. *Wenn aber etwas einen Anfang hatte, dann ist es auch durch irgendwas verursacht worden.* Alles, was einen Anfang hat, hat auch eine Ursache. Das Universum, in dem wir leben, hatte tatsächlich eine Ursache, einen Anfang. Es war also nicht immer da. Es *fieng irgendwann an*, da zu sein.

Das bedeutet allerdings nicht, dass alles eine Ursache haben muss – ein ewiger Gott zum Beispiel.

Sondern nur Dinge, die einen Anfang hatten, so wie dieses materielle Universum, das einen bekannten Anfang hatte. Wodurch also wurde es verursacht? Offenkundig durch etwas anderes als sich selbst, und genauso stellt die Bibel es dar.

Nachdem ich mich durch all die verschiedenen Sichtweisen hindurchgelesen hatte, kam ich zu der gleichen Überzeugung, die auch

von vielen Astrophysikern und Astronomen vertreten wird: „Jemand muss das getan haben.“ Diejenigen, die etwas anderes sagen, halten zumeist noch an ihrer *Annahme* und ihrer hartnäckigen Überzeugung fest, „da es keinen Gott gibt“, müsse es „auf eine Weise vor sich gegangen sein, die wir einfach nicht verstehen“. Womit klar ist: Das ist keine Wissenschaft, sondern ebenfalls eine Glaubenshaltung, ebenso wie der Glaube, Gott habe das Universum erschaffen. Wenn jemand bereits zu dem Schluss gekommen ist, dass es keinen Gott gibt, wird er oder sie die Fakten anschauen und in diese Richtung gehen. Ist jemand dagegen offen dafür, dass es Gott geben könnte, so können die Fakten diese Ansicht auf jeden Fall kräftig unterstützen. Sie führen dorthin.

*Nicht zufällig, sondern von einer ordnenden Hand
präzise gestaltet*

Das Nächste, was ich über die Frage lernte, „wo alles herkommt“, war die Tatsache, dass das Universum eine unfassbare „Feinabstimmung“ aufweist, ohne die es nicht so existieren könnte, wie es ist, und ohne die es unmöglich wäre, dass darin Leben entsteht. Unzählige Faktoren müssen sich dazu in einer erstaunlichen, feinst ausstarierten Balance befinden. Dennis Scania, Leiter des Observatoriums der Universität Cambridge, drückt es so aus: „Wenn man die Naturgesetze nur ein bisschen verändert oder wenn man die Naturkonstanten – wie die Ladung des Elektrons – nur ein bisschen verändert, dann würde das die Entwicklung des Universums so stark verändern, dass sich intelligentes Leben höchstwahrscheinlich nicht hätte entwickeln können.“⁴ Paul Davies, Professor für Theoretische Physik an der Universität Adelaide, sagt: „Das wirklich Erstaunliche ist nicht, dass das Leben auf der Erde auf Messers Schneide balan-

ciert und in totalem Chaos untergehen würde, wenn irgendeine der Naturkonstanten auch nur geringfügig abweichen würde. Wissen Sie, selbst wenn Sie den Menschen als Zufallstreffer abtun, bleibt die Tatsache, dass das Universum auf unerklärliche Weise für die Existenz von Leben geeignet zu sein scheint – beinahe konstruiert – wie ein ‚abgekartetes Spiel‘, könnte man sagen.“⁵

Oder Sir Fred Hoyle, ein britischer Astronom, der die Theorie der stellaren Nukleosynthese formulierte. Er sagte Folgendes über die Feinabstimmung: „Eine vernünftige Interpretation der Fakten deutet darauf hin, dass jemand mit der Physik und ebenso mit der Chemie und der Biologie herumgespielt hat und dass es in der Natur keine nennenswerten blinden Kräfte gibt. Ich glaube nicht, dass ein Physiker, der die Fakten untersucht, sich der Schlussfolgerung entziehen könnte, dass die Gesetze der Nuklearphysik mit Blick auf die Konsequenzen innerhalb der Sterne, die sie hervorbringen, absichtsvoll gestaltet wurden.“⁶

In einem Nachruf auf Hoyle von John Horgan, erschienen in der Zeitschrift *Scientific American*, heißt es: „Darüber hinaus vermutete Hoyle, dass das Leben und sogar das ganze Universum sich nach einer Art kosmischem Plan entfalten muss. Das Universum sei ‚offensichtlich gezinkt‘, sagte Hoyle. ‚Zu viele Dinge sehen aus wie Zufälle, sind aber keine.‘ Als ich Hoyle fragte, ob er meine, dass eine übernatürliche Intelligenz die Dinge lenke, nickte er ernst. ‚So sehe ich Gott. Es ist gezinkt, aber wie es gezinkt wird, weiß ich nicht.‘“⁷

A. L. Van Den Herik schreibt über das Problem, wie man die Feinabstimmung der vielen physikalischen Konstanten erklären sollte, die die Naturgesetze und das Universum ausmachen, wenn es ohne einen Schöpfer einfach erschienen wäre. Sie sagt: „Der Astrophysiker Hugh Ross hat Dutzende von Merkmalen des Universums aufgelistet, die äußerst präzise eingestellt sein müssen, sodass schon

die kleinste Veränderung bei einem davon die Balance des Universums so stark stören würde, dass es gar nicht erst existieren könnte. Zum Beispiel sagt Ross: „Wäre die Zahl der Elektronen nicht mit einer Genauigkeit von eins zu 10^{37} [eine Eins mit siebenunddreißig Nullen] oder besser identisch mit der Zahl der Protonen, so hätten die elektromagnetischen Kräfte im Universum die Gravitationskräfte so weit überwogen, dass sich Galaxien, Sterne und Planeten niemals hätten bilden können.“⁸

Die Zitate ließen sich endlos aneinanderreihen, aber Sie verstehen schon. Das Universum und die Existenz von Leben im Universum unterliegen so präzisen Bedingungen, die nahezu unmöglich durch Zufall erfüllt sein können. Deshalb kommen viele Wissenschaftler immer wieder zu dem Schluss, dass es undenkbar ist, dass das ohne einen Schöpfer „einfach so passiert“ sei.

Herik zitiert Ross, wie er diese Unwahrscheinlichkeit anschaulich macht:

Stellen Sie sich vor, wir bedecken eine Landfläche, die eine Million Mal dem nordamerikanischen Kontinent entspricht, mit Zehn-Cent-Münzen bis zur Höhe des Mondes (239.000 Meilen). Dann verstecken wir darin eine Münze, die rot gefärbt ist, und fordern einen Freund mit verbundenen Augen auf, eine Münze herauszuziehen. Die Chance, dass Ihr Freund die rote Münze erwischt, beträgt eins zu 10^{37} , also dieselbe Wahrscheinlichkeit wie die, dass „genau die richtige“ Relation von Protonen zu Elektronen sich allein durch Zufall ergeben hätte (das heißt ohne irgendeine Einflussnahme durch „jemanden, der an den Knöpfen dreht“, um das zu bewerkstelligen).⁹

Diese Mathematik ist mir zu hoch, aber dass es hier um eine extreme Unwahrscheinlichkeit geht, wird auch mir deutlich. Und der Parameter, den er hier beschreibt, dass die Zahl der Elektronen der

der Protonen mit einer solchen Genauigkeit entsprechen muss, ist nur eine von vielen präzisen Parametern, die „genau richtig“ sein müssen, damit das alles existieren kann. Mich beschlich der Gedanke, dass die Annahme, das sei durch eine zufällige Explosion ohne einen Designer geschehen, mehr Glauben erfordert, als ich aufbringen kann. Das Design-Argument ist einfach, aber die konkreten Belege waren so tief und komplex, dass mir das Argument unwiderlegbar erschien: Wo man ein Design sieht, da muss ein Designer am Werk gewesen sein, besonders, wenn das Design auf subatomarer Ebene so komplex und so präzise ist.

Selbst wenn Sie sämtliche Rohmaterialien für eine Rolex-Uhr unsortiert in einer Papiertüte hätten (und selbst das wäre schon ein enormer Zufall – genau die richtigen Teile aus genau den richtigen Metallen mit genau den richtigen Formen, Größen und Gewichten alle zusammen in einer Papiertüte zu haben) und würden sie in die Luft werfen, wäre die Wahrscheinlichkeit, dass sie als korrekt zusammengesetzte, funktionstüchtige Uhr landen würden, so gering, dass man sie sich nicht einmal vorstellen kann. Geschweige denn, dass diese Uhr auch noch die richtige Zeit anzeigen würde! Und wenn Sie am Strand eine Rolex finden würden, käme Ihnen nie der Gedanke, dass sie sich durch Zufall dort gebildet haben könnte. Sie wüssten natürlich, dass ein Designer all diese Teile so zusammengesetzt hat, dass sie so funktionieren, wie sie sollen. Außerdem würden sie sich fragen, wer sie dort hat fallen lassen. Es sind zwar Astrophysiker, die all diese komplizierten Komponenten und Elemente und ihr Zusammenwirken erforschen, aber man braucht keinen Professorentitel, um sich auszurechnen, dass das Design für einen Designer spricht. Und genau das sagen auch die Professoren: Es muss einen Designer gegeben haben.

Wir könnten noch endlos über das Design des Universums und die überwältigenden wissenschaftlichen Indizien reden, die auf

einen Designer hinweisen. Mich hat all das überzeugt, weil es auf das hindeutet, was die Bibel über diese Frage sagt:

*Denn was man von Gott erkennen kann,
ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart.
Denn sein unsichtbares Wesen – das ist seine ewige Kraft
und Gottheit – wird seit der Schöpfung der Welt, wenn
man es mit Vernunft wahrnimmt, an seinen Werken
ersehen. Darum haben sie keine Entschuldigung.
Denn obwohl sie von Gott wussten,
haben sie ihn nicht als Gott gepriesen noch ihm gedankt,
sondern sind dem Nichtigen verfallen in ihren Gedanken,
und ihr unverständiges Herz ist verfinstert.
(RÖMER I,19-21)*

Wenn Sie diesen Abschnitt aus dem Neuen Testament mit dem folgenden Zitat von Arno Penzias vergleichen – Physik-Nobelpreisträger und Mitentdecker der kosmischen Hintergrundstrahlung –, wird deutlich, dass die Wissenschaft und die Bibel sich immer wieder einig sind:

Die Astronomie führt uns zu einem einzigartigen Ereignis, einem Universum, das aus nichts erschaffen wurde, das die überaus heikle Balance besitzt, die notwendig ist, um genau die Bedingungen zu bieten, unter denen Leben möglich ist, und das auf einem zugrunde liegenden (man könnte auch sagen „übernatürlichen“) Plan beruht.¹⁰

Die Wissenschaftler und die Bibel sagen dasselbe.

Auf dem Boden der Tatsachen

Wir könnten noch viele weitere „himmlische“ Belege aus dem Weltraum betrachten, die ich mit Freude entdeckt habe, aber mit Rücksicht auf unsere Begrenzungen von „Raum und Zeit“ (wenn Sie das Wortspiel entschuldigen) lassen Sie uns zu weiteren Spuren des Designs übergehen, die sich auf anderen Gebieten der Wissenschaft zeigen und die damals in meiner Anfangszeit im Glauben meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Statt all diese Spezialgebiete zu detailliert aufzugliedern, möchte ich kurz ein großes Problem ansprechen, das besteht, wenn man versucht, die Erde und das Leben ohne Gott zu erklären.

Dieses Problem ist die Tatsache, dass alles Geschaffenen abhängig ist von Systemen und Wechselbeziehungen. Wie könnten diese Systeme ohne die lenkende Hand eines Schöpfers existieren. Das hat nichts mit der von manchen geführten Debatte zu tun, ob eine Evolution stattgefunden hat oder nicht. (Mir persönlich ist es egal, ob Sie denken, Gott habe all das in einem Augenblick vollbracht, oder ob Sie der Meinung sind, er habe es als einen sich langsam entwickelnden Plan entworfen. Beide Auffassungen erfordern einen Gott, und allein um den Glauben an ihn geht es mir.) Nehmen wir an, dass alles mit einer Ursuppe begann und sich dann zu immer höherer Komplexität und noch komplexeren Systemen entwickelte. Die Frage ist, ob diese komplexen Systeme, die wir sehen und in denen wir leben, sich ohne einen externen Designer und Organisator hätten ausbilden können. Gläubige Evolutionswissenschaftler sagen, die einzige vernünftige Erklärung laute: „Gott hat das getan.“ Die Materialisten dagegen sagen: „Die Evolution muss das bewirkt haben, da es ja keinen Gott gibt.“ Nur wissen sie nicht, wie. Beide Schlussfolgerungen verlangen Glauben, eine Grundüberzeugung.

Die Design-Wissenschaftler argumentieren, diese zunehmende hohe Komplexität sei ohne einen Designer unmöglich. Und die Wissenschaftler, die das Design verneinen, sagen, all das müsse durch zufällige Mutationen ohne Design geschehen sein. Mutationen, die einen Glückstreffer darstellen, weil sie zu einer anderen Mutation am anderen Ende der Wiese passen. Diese beiden Standpunkte stehen sich immer wieder gegenüber. Der eine redet über ein komplexes System, dessen Teile voneinander abhängig sind, und sagt, diese Teile könnten sich nicht genau in der passenden Form entwickelt und zu einem noch komplexeren Gebilde miteinander verbunden haben, ohne miteinander zu kommunizieren. Um sich zu entwickeln, müssten die Teile des Systems die gegenseitigen Bedürfnisse „bedenken“, während sie sich entwickeln. Das Wirken eines Designers, der sie formt, sei notwendig, damit sie zusammenpassen, da zunächst keine Verbindung zwischen den Teilen besteht. Die anderen dagegen verweisen auf Beispiele winziger Mutationen, die tatsächlich planlos entstehen, und sagen dann, sie hätten sich durch natürliche Zuchtwahl zufällig zu immer komplexeren Systemen weiterentwickeln können. Was am besten funktioniert, gewinnt. Das „Teil“ hatte zufällig eine glückliche Mutation und fügte sich zufällig mit einem anderen zufälligen Teil zu einem komplexeren Gebilde zusammen. Ein Lenkrad ist zum Lenkrad mutiert, ohne mit einer Autokarosserie verbunden zu sein – doch irgendwie entwickelte es sich zu einer perfekten Ergänzung für das Auto, und das ohne einen Designer, der sich Gedanken darüber machte, was das eine Teil vom anderen brauchte.

Ich bin kein Fachmann, aber ich habe Ihnen versprochen, die Antworten zu nennen, die mich zufriedengestellt haben. Als ich mich damit beschäftigte, war meine Vorstellungskraft von dem Gedanken überfordert, all diese komplexen System arbeiteten zufällig zusammen, weil ein Teil einen Glückstreffer landet und auf eine

Weise mutiert, die zu einem anderen Teil passte, das ebenfalls einen Glückstreffer hatte. Und dann sei der veränderte Softwarecode (DANN) ins Betriebssystem eingebaut worden und hätte aus einem Affen schließlich einen Einstein gemacht, und das ganz ohne Designer. Besonders, wenn man sich klarmacht, dass der Code ja schon geschrieben sein musste, damit der Organismus sich später vermehren konnte – aber er musste ja schon existieren, bevor er den Code schrieb, um sich vermehren zu können. Wie also ist er überhaupt entstanden, sodass er vorausdenken und einen Code schreiben konnte, um sich zu reproduzieren? Solcherlei Probleme habe ich zuhauf mit der Betrachtungsweise der Menschen, die den Gedanken eines Designers verneinen.

Allein Ihr Gehirn besteht aus fast einhundert Milliarden miteinander vernetzter Neuronen, und der menschliche Körper besteht aus Billionen von Zellen. Zig Billionen. Das Gehirn verfügt über zig Milliarden Neuronen, die die Informationen weitertragen, die Ihr Körper braucht, um zu tun, was er soll. Sie liefern die Informationen über Schmerz, Berührung, Position und so weiter. Sie arbeiten zusammen. Sensorische Neuronen empfangen die Information, zum Beispiel „Du hast gerade etwas Heißes angefasst“. Sodann geben motorische Neuronen die Anweisungen an Muskeln und diverse Organe und Drüsen, etwas zu tun, zum Beispiel die Hand vom Feuer zurückzuziehen. Dendriten empfangen Informationen, und Axone senden sie und befördern sie weiter. Das geschieht in einem „Zwischenraum“, der sogenannten Synapse, durch Neurotransmitter, chemische Botenstoffe, die irgendwie in der Lage sind, diese Botschaften in einem elektrischen Suppengemisch mit genau der richtigen Menge Suppe in der „Schüssel“ – der Synapse – zu tragen. Und diese Chemikalien müssen genau die richtigen Substanzen sein, damit das alles funktionieren kann – ein Schoko-Milchshake oder irgendein anderes Gemisch hilft hier nicht weiter.

Dopamin ist Dopamin, und Serotonin ist Serotonin. Wie günstig, dass es zufällig gerade in der Synapse vorhanden war, als es gebraucht wurde. Ach ja – und was für ein Glück, dass zufällig genau die richtige Nahrung auf der Erde vorhanden ist, damit Ihr Körper das alles richtig hinkriegt.

Wir könnten in noch komplexere Bereiche vorstoßen, denn die gibt es, besonders wenn man sich mit der Konstruktion und Funktion der Zellen beschäftigt. Für mich aber geht die Vorstellung, all das hätte sich einfach so entwickelt und diese Systeme würden perfekt zusammenarbeiten, ohne dass ein Designer die Hände im Spiel hat, weit über meine Fähigkeit zu glauben hinaus. Dann muss auch noch diese ganze Verdrahtung perfekt mit den Organen, den Muskeln und den Drüsen zusammenarbeiten. Dieses äußerst komplexe Verdrahtungssystem selbst muss richtig konstruiert sein. Nur hoch spezialisierte Neurologen sind in der Lage, es auch nur zu verstehen, geschweige denn in dieses System einzugreifen. Ich konnte einfach nicht glauben, dass das alles einfach so ohne einen Designer passiert ist oder sich entwickelt hat. Können Sie sich die Hauptplatine eines Computers (die viel, viel weniger kompliziert ist) anschauen und auf den Gedanken kommen, sie könnte einfach von selbst entstehen? Großartiges Gemälde, aber irgendwo muss ein Picasso sein, der es gemalt hat. Die überwältigende Decke der Sixtinischen Kapelle – denkbar ohne Michelangelo, der sie gemalt hat? Ich war nicht imstande, das für möglich zu halten.

Ich dachte weiter darüber nach. Augen – sie lassen das Licht herein und machen alle möglichen komplizierten Sachen damit. Das Licht kommt durch die Hornhaut herein und trifft auf die Linse, und dann vergrößert oder verkleinert sich (erstaunlicherweise) die Pupille, um zu steuern, wie viel Licht hereinkommen kann (wie ein Türsteher vor einer Bar). Und zufällig sind eine Hornhaut und eine Linse da, die das Licht krümmen, damit das Bild scharf wird. Das

Licht trifft dann auf die Netzhaut am Augenhintergrund, die die Bilder in elektrische Signale umwandelt und an die Nerven weiterreicht. Der Sehnerv transportiert diese Signale in einen bestimmten Bereich des Gehirns, der für das Sehen zuständig ist. Übrigens transportiert der Sehnerv all diese Signale von beiden Augen gleichzeitig, und das Gehirn setzt das alles dann zu einem einzigen Bild zusammen. Ach ja – wichtig ist auch, dass das Auge gut befeuchtet ist und über Fensterläden und Scheibenwischer verfügt, die automatisch, ohne dass wir bewusst darauf achten, nach Bedarf alle paar Sekunden blinzeln. Selbst Darwin sagte: „Das Auge versetzt mir bis heute einen kalten Schauer.“¹¹ Ihm war klar, dass es für zufällige Mutationen äußerst mühsam wäre, so etwas wie ein Auge hervorzubringen.

Energie ist nötig, um diese Maschine, diesen Körper zu betreiben? Kein Problem – es kommt nur darauf an, dass man eine Zunge hat, die über verschiedene Geschmacksknospen verfügt, die zufällig zu den „Geschmacksrichtungen“ passen, die um uns hier in der Welt in den Substanzen vorkommen, von denen wir uns ernähren. Auf diese Weise merken Sie, ob eine Substanz dafür geeignet ist, sie der Maschine zuzuführen. Und weil Ihnen der Geschmack gefällt, sind Sie motiviert, die Nahrung zu sich zu nehmen, weil schon die Aussicht darauf den Drüsen in Ihrem Mund stimulierende Botschaften geschickt hat, damit sie Speichel produzieren und so den Verdauungsprozess beginnen. (Nicht schlecht als Frühwarnsystem, oder? „Geschoss im Anflug.“) Besteht die Nahrung den Geschmackstest, so trifft es sich günstig, dass Sie zufällig über Zähne in genau der richtigen Form verfügen, die die Lieferung verarbeiten und fürs Herunterschlucken vorbereiten zu können.

Das Schlucken ist auch kein großes Problem, da Ihr Gehirn Botenstoffe an Ihre Kehle geschickt hat, damit sie sich um diese Aufgabe kümmert und die Nahrung durch Muskelbewegungen durch

die Speiseröhre nach unten befördert, wobei hoffentlich nichts in die Luftröhre gerät, denn dieses Tunnelsystem verfügt „zum Glück“ über die richtigen Bahnen, und Ihr Kehldedeckel regelt den Verkehr. Schließlich landet die Nahrung im Magen, den „jemand“ schon vorgewarnt hat, damit er die entsprechenden Säfte bereithält, um all das Brennholz in brennbare Stücke aufzuspalten, damit es als Kraftstoff dienen kann. Und das funktioniert prima, weil der obere Teil Ihres Magens den Befehl bekommen hat, sich zu entspannen und die Nahrung hereinzulassen, während der untere Teil sie mit den Verdauungssäften vermischt. (Übrigens brauchte er dazu Hilfe von Bauchspeicheldrüse und Leber, um die richtigen Säfte zu produzieren – noch ein System, das seine Talente zur Verfügung stellt, damit alles gut klappt.)

Aber Sie brauchen gar nicht das ganze Brennholz – nur die Nährstoffe darin. Keine Sorge, Ihr System weiß, was es behalten muss und was weggibt, die sogenannten Exkremente. Und zufällig haben Sie in Ihrem Dünndarm eine Funktion, die der verarbeiteten Nahrung das Wasser entzieht und die Nährstoffe in den Blutkreislauf (wieder ein völlig anderes Gefäßsystem) leitet, der sie überall im Körper verteilt, wo sie benötigt werden, und dann alle flüssigen Überreste zu einer festen Masse namens „Stuhl“ verdickt. Dieser wird dann zum Rectum transportiert, wo er für eine Weile gelagert wird, bis Sie einen Moment finden, sich mit einer Zeitschrift niederzulassen und ihn loszuwerden.

Dazu kommt, dass all das vielfältige Unterstützung von anderen Systemen, Nerven und Hormonen benötigt, um diesen ganzen Prozess zu steuern. Ein System aus Systemen aus vielen separaten Bestandteilen, die übrigens perfekt zusammenarbeiten und mit anderen Systemen interagieren, damit daraus ein einziger Prozess wird, der zum Leben, zur Ernährung und zum Arbeiten notwendig ist. Und das regelmäßig, jeden Tag, in einem gewissen Rhythmus (hoffentlich).

Ich hoffe, Sie verzeihen mir meinen augenzwinkernd-sarkastischen Ton hier, aber mal ganz im Ernst. Als ich mich mit der Idee beschäftigte, dass ein evolutionärer Prozess allein, *ohne* einen Designer, all das zustande gebracht haben sollte, konnte ich diesen Gedanken nur im hohen Bogen auf den Müll befördern. Zum Glück fand ich viele Wissenschaftler, die weitaus mehr von der Sache verstehen als ich und die aus *wissenschaftlichen* Gründen, nicht nur aus schlichter Vernunft, derselben Ansicht waren. (Ich wundere mich immer darüber, wenn ich Leute sagen höre: „Ich glaube nicht an Gott; ich glaube an die ‚Wissenschaft‘“, wenn doch so viele der Wissenschaftler, an die sie angeblich glauben, ihrerseits an Gott glauben!)

Möchten Sie noch ein weiteres Beispiel? Wie wär's mit dem Fortpflanzungssystem? Penisse und Vaginas, die bereits perfekt ausgerüstet sind für das, was sie tun, ohne dass Leute dafür viel üben müssen, ab Werk verkabelt, um den Prozess zu beginnen (und das schon lange, bevor es vielleicht ratsam ist). Und das beginnt mit einer spirituell anmutenden, nicht physikalischen Dimension namens „Beziehung“ oder „Anziehung“, auf die wir im Kapitel über Psychologie noch zurückkommen. Aber angefangen mit dem Sehen, dem Anblick eines Körpers, dann dem Anblick eines Augenpaars, Gesprächen, weiter werdenden Pupillen bis hin zu Körpern, die sich umarmen und von dort aus weitergehen, gibt es im Fortpflanzungssystem jede Menge beweglicher Teile, wie schon in einem früheren Kapitel erwähnt. Der springende Punkt ist erneut dieser: All diese Bestandteile passen und arbeiten wie durch Zauberhand sehr gut zusammen. Gerade so, als wären sie füreinander gemacht. Separate Organe, die perfekt zueinander passen, damit sie füreinander tun, was das jeweils andere braucht und damit diese Funktion richtig ablaufen kann! Der Spermatransporter muss an der Fabrik vorfahren und die Genehmigung der Fabrik einholen. Das Sperma wird

abgeliefert und hineingebracht ins Innere, wo sich zu dieser Zeit des Monats ganz zufällig gerade ein Ei für ein paar Tage zu Besuch aufhält, und dann geht es weiter. Es braucht ein ganzes Dorf von „Systemen“, damit das Leben funktioniert. Wie konnte es dazu kommen, dass ein Teil genau das zu bieten hat, was ein anderer Teil braucht, obwohl sie nichts miteinander zu tun hatten, da sich ja jedes von ihnen „zufällig“ entwickelt hat, ohne dass je ein Designer eingegriffen hätte?

Es war eine Art von kognitiver Dissonanz, die ich empfand, als ich hörte, „die Evolution und die Wissenschaft“ hätten „Gott überflüssig“ gemacht. Und genau dieses Gefühl brachte mich dazu, mich mit all diesen Dingen zu beschäftigen. Je mehr ich über komplexe wissenschaftliche Zusammenhänge herausfand, desto klarer wurde mir: Ob Gott das nun in einem Augenblick oder über unermessliche Zeiträume hinweg getan hat (dazu gibt es auch unter Christen und christlichen Wissenschaftlern unterschiedliche Meinungen), es war nicht zu bestreiten, dass hinter all diesen zusammenwirkenden Systemen ein äußerst komplexes Design steckte. Nirgendwo auf der Welt entsteht ein so komplexes Design, ohne dass ein Architekt dahinterstünde.

Es gibt sehr kluge Wissenschaftler, die aus komplizierten, hoch intellektuellen wissenschaftlichen Gründen dasselbe sagen.

Ich musste mir selbst etwas eingestehen. Selbst wenn ich nicht hätte glauben *wollen*, was nicht der Fall war, hätte ich, so glaube ich, nicht anders gekonnt. Ich musste glauben, und die „Furcht vor dem Herrn“ trieb mir allein schon die Wissenschaft ein. Nachdem ich mich mit der Wissenschaft beschäftigt habe, kann ich einfach nicht mehr *nicht* glauben. Mir geht es wie Einstein, der sagte: „Ich glaube an Spinozas Gott, der sich in der gesetzlichen Harmonie des Seienden offenbart.“¹²

Kann ich der Bibel vertrauen?

Damals auf dem College, als ich mich mit diesen Glaubensfragen herumschlug, hatte ich gerade im Hauptfach zu Psychologie gewechselt und war in meinem Leben und auch in meinem akademischen Werdegang in einer völlig neuen Richtung unterwegs. Ich war jetzt viel in den Räumen der Naturwissenschaftler und begegnete dort genialen Professoren und Studierenden. In der naturwissenschaftlichen Welt herrschte eine ganz andere Atmosphäre als bei den Wirtschaftsfachleuten, wo ich meine ersten beiden Jahre zugebracht hatte. Aber einer der größten Unterschiede war das Gefühl, in dieser Umgebung jetzt als Christ erkennbar zu sein, weil ich häufig eine Bibel in meinem Bücherstapel dabei hatte. Ich wusste, dass alle mich anschauten wie einen abergläubischen Schwachkopf. Ich muss zugeben, dass mich das ein bisschen verlegen machte.

Heute könnte ich dort aufkreuzen und wäre nicht im Mindesten verlegen, aus einem einfachen Grund: Ich bin sehr sicher, dass dieses Buch, die Bibel, wahr ist. Aber diese Veränderung hat sich nicht über Nacht vollzogen. Es war ein langer Prozess des Forschens und Lernens, wie verlässlich die Bibel tatsächlich ist und wie sie sich über die Zeit durchgängig als vertrauenswürdig erwiesen hat.

Angesichts des begrenzten Raums kann ich in diesem Buch keine umfassende Verteidigung der Verlässlichkeit der Bibel in Geschichte, Prophetie, Archäologie und auf anderen Gebieten darlegen. Noch einmal: Mir geht es darum, Ihnen die Dinge weiterzugeben, die ich in der Anfangszeit meines Glaubens gelernt habe und die mich dazu geführt haben, der Bibel als dem Wort Gottes an uns zu vertrauen.

In einem späteren Kapitel werde ich tiefer darauf eingehen, wie ich ihr durch meine Beschäftigung mit der Psychologie, die für mich die Wahrheit der Bibel untermauert hat, im Lauf der Jahre immer mehr zu vertrauen lernte. Schauen wir uns nun zuerst an, was mir damals geholfen hat.

Können wir der Bibel als dem inspirierten Wort Gottes vertrauen?

Meine Anfangsfrage, und sie wog schwer für mich, war, ob ich der Heiligen Schrift als Wahrheit vertrauen konnte. Die Bibel erhebt den Anspruch, Gottes Wort zu sein, seine Mitteilung an uns über ihn selbst, über das Leben und über die Erlösung. Viele Leute vertraten mit Nachdruck eine gegenteilige Auffassung: Die Bibel sei „voller Mythen, Unrichtigkeiten, Widersprüche“ und so weiter. Wie also kam ich zu der Ansicht, dass ich ihr glauben konnte? Besonders dem Neuen Testament? Hier sind nur einige der Fakten, die meine Zweifel geklärt haben.

Die historische Zuverlässigkeit der Bibel

Um an Jesus als den Herrn und Erlöser glauben zu können – und das ist das größte Thema in der Bibel –, müssen wir glauben, was die Bibel über ihn berichtet. Woher können wir wissen, dass die neutestamentlichen Schilderungen wahr sind?

Eine Möglichkeit ist herauszufinden, wann sie geschrieben wurde. Früher sagten Kritiker immer, zwischen seiner Lebenszeit und der Abfassung des Neuen Testaments sei so viel Zeit vergangen, dass die Erinnerungen sich verändert haben und mit allerlei Mythen angereichert worden seien. Das hat die Archäologie tatsächlich

widerlegt. William F. Albright, einst der weltweit führende Fachmann für biblische Archäologie, sagte Folgendes: „Meiner Meinung nach wurde jedes Buch des Neuen Testaments von einem getauften Juden zwischen den vierziger und den achtziger Jahren des ersten Jahrhunderts n. Chr. geschrieben (höchstwahrscheinlich irgendwann zwischen 50 und 75 n. Chr.).“¹³ Der Apologet Josh McDowell schreibt: „Sir William Ramsey, einer der größten Archäologen aller Zeiten (...) räumte ein, die Apostelgeschichte könne kein Dokument aus dem zweiten Jahrhundert sein, sondern stamme eher aus der Mitte des ersten Jahrhunderts.“¹⁴ Und weiter: „Die Schlussfolgerungen von John A. T. Robinson in seinem neuen Buch *Redating the New Testament* sind verblüffend radikal. Seine Forschungen haben ihn zu der Überzeugung geführt, dass das gesamte Neue Testament vor dem Fall Jerusalems im Jahr 70 n. Chr. abgefasst wurde.“¹⁵

Das ist sehr bedeutsam, weil es bedeutet, dass die Aufzeichnungen über das Leben Jesu und die Fakten rund um seine Wunder und seine Auferstehung niedergeschrieben und weitverbreitet wurden, als es tatsächlich noch Augenzeugen der Ereignisse gab. Stellen Sie sich vor, die großen Zeitungen und Fernsehsender würden berichten, Taylor Swift hätte behauptet, sie sei Gott und der Messias, und sie sei von den Toten auferstanden, nachdem sie viele Wunder vollbracht habe und von der Musikindustrie auf dem Times Square gekreuzigt worden sei, während die Leute, die in New York City leben, immer noch da sind. All diese Leute in New York City, die wüssten, dass das nicht wahr ist, würden der Geschichte ein schnelles Ende bereiten, und zweifellos würden sie dann bald noch etliche andere Artikel über diese krasse Falschmeldung lesen können.

Dazu kommt, dass etliche der Anhänger von Jesus eine Bewegung gründeten und dass sie bis auf den Tod verfolgt wurden, weil sie davon überzeugt waren, dass es wahr sei. Wäre es nicht wahr, so hätte sich das leicht widerlegen lassen, und es hätte sich von vorn-

herein niemand dafür in Gefahr begeben. Sich umbringen lassen, weil man glaubt, Taylor Swift sei der Messias? Oder Tom Brady? Oder sonst jemand, der dafür keinerlei Beweis erbracht hätte? Viele der frühen Augenzeugen, die Jesus nach seiner Auferstehung lebendig gesehen hatten, wurden später gefoltert und getötet, weil sie an ihrer Darstellung festhielten.

Albright schreibt: „Nur moderne Theologen, die weder über historische Methodik noch über eine historische Perspektive verfügen, sind imstande, ein solches Netz von Spekulationen zu weben, mit dem sie die Überlieferung der Evangelien umgeben haben.“¹⁶ Außerdem: „Alles, was wir sagen können, ist, dass ein Zeitraum von zwanzig bis fünfzig Jahren zu kurz ist, um eine nennenswerte Verfälschung des wesentlichen Inhalts oder des spezifischen Wortlauts der Aussagen Jesu zuzulassen.“¹⁷ Heute wäre das so, als dächte sich jemand frei erfundene Geschichten über Sting oder Michael Jordan aus und versuchte sie den Leuten als tatsächliche Ereignisse unterzujubeln. Es gibt Menschen, die dabei waren und die es besser wissen.

Des Weiteren schreibt McDowell: „Jeffery L. Sheler, Religionsredakteur beim *US News & World Report*, schreibt: ‚Die Bibel und ihre Quellen bleiben fest in der Geschichte verankert.‘“¹⁸ Die Evangelien bestehen alle Prüfungen, mit denen man antike Schriften untersuchen kann. Niemand zweifelt die Schriften des Aristoteles an, obwohl die früheste Abschrift, die wir davon haben, fast 1.400 Jahre nach seinem Tod entstand und insgesamt nur neunundvierzig Handschriften vorhanden sind. Cäsars Geschichte des Gallischen Krieges wurde zwischen 58 und 50 v. Chr. geschrieben, und wir haben nur neun oder zehn Abschriften, die tausend Jahre nach seinem Tod entstanden sind. Bis zum jetzigen Zeitpunkt sind über 5.600 griechische Handschriften neutestamentlicher Texte gefunden worden. In der Neuausgabe seines Buchs zitiert McDowell einen der weltweit führenden Fachleute für altgriechische Texte und neutestamentliche

tamentliche Handschriften, Daniel B. Wallace, der sagte: „Deutlich über zweihundert biblische Handschriften (neunzig davon aus dem Neuen Testament) wurden 1975 im Katharinenkloster im Sinai entdeckt, als eine verborgene Kammer des Georgsturms freigelegt wurde. Einige dieser Manuskripte sind sehr alt. Sie alle [die Handschriftenfunde der letzten Zeit] bestätigen, dass das Neue Testament relativ unverfälscht überliefert wurde und dass Gott weiß, wie ein Text vor der Zerstörung bewahrt werden kann. Neben diesen Handschriften gibt es 50.000 in Kästen versiegelte Fragmente. In diesen Fragmenten wurden etwa 30 verschiedene neutestamentliche Handschriften identifiziert, und die Fachleute glauben, dass es noch erheblich mehr davon gibt.“¹⁹

Sir Frederic Kenyon, ehemals Direktor und leitender Bibliothekar im *British Museum* in London gilt als führender Experte im Bereich antiker Handschriften. Er sagt: „Der zeitliche Abstand zwischen der ursprünglichen Abfassung und den frühesten vorhandenen Textbelegen ist so klein, dass man ihn in der Tat vernachlässigen kann. Jedem Zweifel daran, dass die Heilige Schrift uns im Wesentlichen so überliefert ist, wie sie geschrieben wurde, ist damit die Grundlage entzogen. Sowohl die Echtheit als auch die allgemeine Unversehrtheit der Bücher des Neuen Testamentes können als endgültig erwiesen angesehen werden.“²⁰

Ich glaube, dass die Bibel ist eine vertrauenswürdige Darstellung des Lebens Jesu und der Geschichte Gottes ist. Wenn es in der antiken Literatur irgendetwas gibt, dem wir vertrauen können, dann ist es die Bibel. Darüber hinaus gibt es viele außerbiblische säkulare Historiker, die zur selben Zeit über Jesus und seine Bewegung schrieben (zum Beispiel Josephus, Tacitus, Plinius der Jüngere, Phlegon, Thallus, Sueton, Lukian und so weiter). Von Jesus ist keineswegs nur in der Bibel die Rede, und deshalb können wir wissen, dass er wirklich gelebt hat. Die Historiker der damaligen Zeit erwähnen ihn ebenfalls.

Erfüllte Prophetie

Eine der Tatsachen, die mir Bibel und den Anspruch Jesu, der Messias zu sein, glaubwürdig gemacht haben, ist ihre Fähigkeit, die Zukunft zutreffend vorherzusagen. Wenn man bedenkt, dass sie von etwa vierzig Verfassern über einen Zeitraum von 1.500 bis 2.000 Jahren geschrieben wurde, ist es bemerkenswert, dass ihre sechsundsechzig Bücher alle auf ihre je unterschiedliche Weise dieselbe geistliche Erzählung und Botschaft transportieren. Über all diese Bücher und Verfasser hinweg ist die Bibel in sich stimmig. Mehr noch, die ganze Bibel weist auf eine einzige Person hin: Jesus, den Messias.

Die Juden des ersten Jahrhunderts gehörten zu einer langen Reihe von Menschen, die auf das Kommen des Messias warteten, das schon seit sehr langer Zeit angekündigt worden war. Und dann taucht dieser Jesus auf und sagt: „Ich bin es.“ Woher sollen wir wissen, und woher sollten sie wissen, dass er diese lang erwartete Gestalt war?

Beginnen wir mit den Augenzeugen und seinen Anhängern, die ihn kannten, mit ihren Lebensgeschichten und der Geschichte der frühen Gemeinde, die sich mit ihnen entwickelte, sowie mit der Verfolgung dieser Anhänger durch die politischen und religiösen System des ersten Jahrhunderts. Das waren echte Menschen. Außerdem haben wir die Schilderung seines Lebens und die Vorhersagen über diesen kommenden Messias, den jüdischen Erlöser. Tatsache ist: Er erfüllte alle alttestamentlichen Prophetien über den kommenden Messias.

Deshalb konnte er zu den religiösen Führern, die ihm nicht glauben wollten, sagen: „Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben“ (Johannes 5,46). Und Mose war bei Weitem nicht der Einzige, der über den Messias schrieb, der kommen würde. Dasselbe taten etliche andere Autoren des Alten

Testaments sehr konkret, und die Juden warteten zu allen Zeiten auf diesen kommenden Messias.

In Jesus erfüllten sich etwa dreihundert konkrete Prophetien über den zukünftigen König. Niedergeschrieben wurden sie lange vor seiner Geburt von etlichen Autoren zu unterschiedlichen Zeiten. Ich werde hier nur einige auflisten, um zu zeigen, wie detailliert und konkret sie sind:

- Er sollte in Bethlehem geboren werden.
- Ein Vorbote würde ihm vorausgehen (Johannes der Täufer).
- Er würde von einem seiner Freunde verraten werden (Judas).
- Er würde für dreißig Silbermünzen verraten werden (Judas).
- Das Geld für den Verrat würde auf eine bestimmte Weise verwendet werden (für den Kauf eines Ackers).
- Er würde durch Kreuzigung sterben.
- Bei seinem Tod würden seine Kleider durch das Werfen von Losen verteilt werden.
- Er würde bei seiner Kreuzigung bestimmte Wunden erleiden.
- Man würde ihm am Kreuz Essig verabreichen.
- Seine Hände und Füße würden durchbohrt werden.
- Er würde bei den Sündern sein und bei den Reichen begraben (die verurteilten Verbrecher am Kreuz und das Grab, das er von Josef von Arimathäa erhielt).
- Er würde über Satan triumphieren und verletzt werden, aber siegen (gekreuzigt und auferstanden, Satan durch seine Auferstehung besiegt).
- Er würde durch den Samen einer Frau geboren werden (Jungfrauengeburt durch Maria und den Heiligen Geist).
- Er wurde aus einer bestimmten Abstammungslinie kommen.
- Er würde auf einem Esel im Triumph in Jerusalem einziehen (Palmsonntag).
- Und vieles andere mehr.

Für mich wurde deutlich, dass nur ein übernatürliches, von Gott inspiriertes Buch so viele Voraussagen treffen konnte, die sich dann in einer konkreten Person erfüllten. Das war ein weiterer Baustein, der mir sagte, dass ich dieses Buch für bare Münze nehmen konnte. Und als ich mich dann mit den scheinbaren Widersprüchen in der Bibel auseinandersetzte, wurde mir klar, dass sie ohne Weiteres zu verstehen waren. Zum Beispiel durch Schilderungen verschiedener Augenzeugen, die denselben Vorfall aus unterschiedlichem Blickwinkel darstellen. Das Entscheidende ist, dass die Vorfälle und Ereignisse in allen Berichten vorkommen. Einen Widerspruch im Blick auf die zentrale Botschaft oder wichtige Ereignisse gibt es in der Bibel nirgends. Es kommt vor, dass etwa ein Evangelist eine andere Anzahl von Engeln am Grab nennt als ein anderer. Wenn ich Sie mit ein paar anderen Leuten bei einem Konzert sehen würde, würde ich vielleicht zu einem gemeinsamen Freund sagen: „Ich habe bei dem Konzert Heather gesehen.“ Ein anderer Freund, der mit mir dort war, würde vielleicht zu jemandem sagen: „Ich habe bei dem Konzert Heather und Sarah gesehen.“ Das ist kein Widerspruch, die Dinge werden nur anders gewichtet. Aber Sie werden nirgends finden, dass der eine sagt: „Er starb und wurde ins Grab gelegt“ und der andere: „Er ist nicht am Kreuz gestorben, sondern ging hinterher angeln“. Derartige Widersprüche, die uns dazu bringen würden, den Kern der biblischen Botschaft infrage zu stellen, gibt es nicht.

Ein ähnlicher Kritikpunkt, den manche Leute vorbringen, betrifft die verschiedenen Glaubensrichtungen und Theologen, die aufgrund der Bibel zu ganz unterschiedlichen Auffassungen und Glaubensüberzeugungen kommen. Und der Einwand „So viele Übersetzungen – das kann man doch nicht glauben“. Aber wir haben ja die ursprüngliche Sprache, aus der die Texte übersetzt wurden. Die hebräischen und griechischen Originaltexte werden unterschiedlich übersetzt, aber die Originale sind, was sie sind.

Und es gibt unterschiedliche Glaubensrichtungen, sicher – in mancher Hinsicht, aber in anderer Hinsicht auch nicht. Denn alle „Glaubensrichtungen“, die man als „orthodox“ bezeichnen würde, bejahen dieselben Grundaussagen des Glaubens und sind sich darin einig. Wenn nicht, sind es seltsame Sekten. Dann aber, wie schon die Bibel es vorhersagt und wie es seit den Anfängen der Kirche der Fall war, kommen manche zu unterschiedlichen Interpretationen oder Schwerpunkten und gehen ihrer getrennten Wege. (Ich halte es ja für dumm, wegen solcher Kleinigkeiten gleich eine neue Denomination zu gründen, aber jedem das Seine.) Aber alle diese Glaubensrichtungen würden immer noch in den übrigen neunzig Prozent der zentralen Botschaft übereinstimmen. Verschiedene orthodoxe Denominationen betonen unterschiedliche nachrangige Punkte.

Jedem das Seine, und die Bibel selbst sagt, dass die Menschen über manche strittigen Nebenfragen unterschiedlicher Meinung sein werden (Römer 14,1), und sie lässt das zu, solange die wesentlichen Dinge klar sind: Jesus ist der, der er zu sein behauptete; er starb und wurde auferweckt, und wir bekommen wieder Verbindung zu Gott, indem wir an ihn glauben. Das ist das Evangelium.

Wunder

Als sich mein Glaube auf dem College vertiefte, hatte ich schon seit jeher an die Bibel geglaubt, wenn auch auf eine nicht sonderlich gut informierte Weise. Im Hintergrund hatte aber immer etwas gelauert, was mich in meiner „Glaube-light“-Jugend nicht sehr gestört hatte, nämlich die Wunder, von denen die Bibel berichtet. Als Kind hatte man mir erzählt, sie seien zwar wirklich geschehen, aber heute würde Gott so etwas nicht mehr tun. Das war nur für die „biblischen Zeiten“. Jetzt hätten wir ja zum Beispiel Ärzte, und Gott

müsse keine Wunder mehr tun. Außerdem seien die Wunder für Jesus da gewesen, damit er beweisen konnte, dass er der war, der er zu sein behauptete, als er auf der Erde war. Mir war das alles recht, da ich ja sowieso nur Golf spielen wollte. Über irgendwelche biblischen Dilemmata nachzugrübeln war damals nicht mein Ding. Es machte mir nicht viel aus zu glauben, dass sie damals passiert seien und jetzt nicht mehr passierten.

Doch dann war es mir plötzlich ernst mit alledem, und ich fing an, mein Leben darauf zu gründen, dass es wahr wäre. Also was war denn nun mit den Wundern?

Dass er heute keine Wunder mehr tun sollte, ergab für mich keinen Sinn. Das Neue Testament *sagt* ja sogar, dass er sie tun würde. „Was soll das?“, fragte ich mich.

Dann fand ich es heraus.

Meine erste Einführung hatte ich, als ich einige Bücher las, die davon berichten, welche wundersamen Dinge Gott heute tut. Dann hatte ich einige meiner eigenen frühen übernatürlichen Erfahrungen. Doch je mehr ich nachforschte, desto klarer wurde die Antwort auf die Frage „Warum sehen wir solche Dinge, wie sie in der Bibel berichtet werden, heute nicht mehr geschehen?“.

Die Antwort lautet: „Doch, wir sehen sie geschehen.“ Sie passieren jeden Tag überall auf der Welt.

Sie passieren buchstäblich laufend, und ich hatte keine Ahnung gehabt, wie leicht sie zu finden waren. Meine erste Quelle damals waren Bücher mit geistlichen Lebenserinnerungen und persönlichen Geschichten, in denen von allen möglichen Wundern berichtet wurde, genau wie in der Bibel. Dann begann ich Kirchengemeinden aufzusuchen und mir die Vorträge von Leuten anzuhören, die dort ihre Geschichten und Zeugnisse erzählten.

Des Weiteren hörte ich von einer Fülle von Wundern, als ich mit Missionaren und Missionsgesellschaften zu tun hatte. Inzwischen

habe ich sehr viele Leute kennengelernt, die mir von den Wundern erzählten, die sie erlebt haben. Von dramatischen Heilungen, Schöpfungswundern (etwa davon, wie sie selbst mit ansahen, wie bei einer Person, die von Geburt an blind war, Augen erschaffen wurden), von Visionen, von tatsächlichen Totenaufweckungen (ich hatte gerade Besuch von einem Missionar, den ich gut kenne und für glaubwürdig halte, dessen Frau zwei Tage lang tot im Leichenschauhaus lag und dann auferweckt wurde), von Erscheinungen von Engeln und Dämonen und von Wundern von der Art der „Speisung der Fünftausend“ mit einer winzigen Menge Lebensmitteln, wie damals bei Jesus. Unglaubliche Wunder geschehen jeden Tag überall auf der Welt.

Man trifft immer wieder Menschen, die solche Ereignisse anders deuten. Einem Freund erzählte ich die Geschichte von der geheilten Kniescheibe und er meinte daraufhin lediglich, das sei durch die Kraft meiner Gedanken geschehen. Mein Hirn sollte also irgendetwas mit einer Kniescheibe heraufbeschworen und am nächsten Tag elektrische Ströme an den zufällig im Publikum sitzenden Mann geschickt haben, den ich noch nie gesehen hatte, und seine Infektion wurde geheilt? Für so eine Interpretation muss man schon einen starken Glauben haben. Unsere Interpretationen spielen dabei genauso eine Rolle wie das Raster, durch das wir die Dinge betrachten. Sie sind immer mit im Spiel wie schon damals bei den Wundern Jesu. Jesus selbst sagte, wenn jemand einfach nicht glauben will, kann man ihn nicht dazu zwingen, nicht einmal, wenn ein Mensch von den Toten zurückkäme (Lukas 16,31).

Aber was mich betrifft, so bin ich wie der Blinde, den Jesus heilte und der es hinterher nicht erklären konnte, sondern nur sagte: „Eins aber weiß ich: dass ich blind war und bin nun sehend“ (Johannes 9,25). Ich kann auch nicht alles erklären, aber ich habe selbst Wunder erlebt.

Viele Wunder ereignen sich heute in der muslimischen Welt. Jesus erscheint Muslimen in aller Welt und sagt ihnen, dass er real ist und dass er „wirklich wahr“ ist. Er ist der wahre Gott. Seit einigen Jahren verfolge ich diese Ereignisse, die auch schon in Büchern dokumentiert wurden. Eines der faszinierendsten Erlebnisse, von dem ich aus erster Hand weiß, betrifft einen Mann, der im Nahen Osten als Terrorist heranwuchs und seit seiner Jugend am Dschihad, dem Heiligen Krieg, teilgenommen hatte. In seinen Zwanzigern zog er in die USA, um junge amerikanische Muslime für den Dschihad zu rekrutieren. Nach einigen Wochen hier hatte er einen schweren Autounfall, und während er sich von seinen Verletzungen erholte, kamen ihm Zweifel an seinem Glauben an Allah, und er betete und fragte Allah, ob er der wahre Gott sei oder nicht. Noch während er betete, berichtet er, sei ihm Jesus erschienen und habe ihn aufgefordert, ihm zu folgen – denn *er* sei der wahre Gott. Seine Schilderung war äußerst glaubwürdig. Er ließ seinen muslimischen Glauben und sein Leben als Terrorist hinter sich und arbeitet heute in einer Organisation für die Versöhnung zwischen Juden und Muslimen.

Ich habe viele jüdische Freunde, die mir sehr am Herzen liegen. Was mich deshalb besonders bewegt, sind etliche wundersame Geschichten von Leuten, die sich messianische Juden nennen: jüdische Menschen, die zu der Überzeugung gekommen sind, dass Jesus der jüdische Messias ist. Ich liebe es, von dem wundersamen Eingreifen Gottes in ihrem Leben zu hören und zu lesen, das sie zum Glauben an Jesus bringt. Es ist ein deutliches Zeichen dafür, dass Jesus auch heute überaus lebendig ist und immer noch jüdische Menschen in seine Nachfolge ruft. Es überrascht mich auch immer wieder, wie viele meiner jüdischen Freunde die alttestamentlichen Prophetien nicht kennen, die er erfüllte. Dass er ein Rabbi war, im Tempel lehrte und so weiter. Viele von ihnen wissen auch nicht, dass der

christliche Glaube mit den jüdischen Nachfolgern von Jesus begann und dass das Neue Testament von Juden geschrieben wurde. Ich lese ihnen auch gern aus ihrer eigenen Bibel vor – dem Alten Testament. In Jesaja 53 gibt es eine ganz klare Schilderung davon, wie der kommende Messias gekreuzigt wird. Geschrieben vor Tausenden von Jahren, lange vor Jesus, und doch beschreibt es genau Jesus und sein Leiden.

Also: Ganz abgesehen von meinen eigenen Erfahrungen bin ich nach vielem Forschen zu der Gewissheit gelangt, dass die Wunder der Bibel nicht nur in der Vergangenheit geschehen sind, sondern auch heute.

Die wichtigste Tatsache in der Bibel

Die wichtigste Tatsache, über die die Bibel berichtet, ist zugleich für viele Menschen die größte Hürde: die Auferstehung Jesu.

Klar ist: Das sollte die zentrale Frage sein, die wir beantworten müssen, denn die Bibel selbst sagt, wenn Christus nicht auferstanden ist, dann sind wir mehr zu bedauern als alle anderen. Noch konkreter sagt sie: „Ist aber Christus nicht auferweckt worden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich“ (1. Korinther 15,14). Der Apostel Paulus sagt ausdrücklich, wenn dies nicht wahr wäre, dann wären nicht nur er selbst und die anderen Apostel allesamt Lügner, und der ganze Glaube wäre nichts wert. Anders gesagt, die ganze Wahrheit des christlichen Glaubens beruht auf der Auferstehung Jesu. Als der Apostel Paulus zu den Einwohnern Athens sprach, sagte er Folgendes:

Zwar hat Gott über die Zeit der Unwissenheit hinweggesehen; nun aber gebietet er den Menschen, dass alle an allen Enden Buße tun. Denn er hat einen Tag festgesetzt,

*an dem er richten will den Erdkreis mit Gerechtigkeit
durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat
und den er vor allen Menschen bestätigt hat,
indem er ihn von den Toten auferweckt hat.*

(APOSTELGESCHICHTE 17,30-31)

Die ganze Botschaft des Neuen Testaments darüber, wer Jesus ist, steht und fällt mit einer Frage: Ist es „wirklich wahr“, dass er von den Toten auferstand? Wenn ja, dann beweist das, dass er der Messias war. Wenn nicht, dann sind wir, wie Paulus sagt, die bedauernswertesten unter allen Menschen – denn wir folgen einem Glauben, der auf einem Märchen beruht. Doch Paulus, der bei seiner radikalen Bekehrung auf der Straße nach Damaskus Jesus begegnete, hatte keinerlei Zweifel daran. Seine Gewissheit war so stark, dass er den Rest seines Lebens damit verbrachte, durch die ganze damals bekannte Welt zu wandern und das Evangelium von Jesus zu verkünden, obwohl er dafür geschlagen, verfolgt, eingesperrt und letzten Endes getötet wurde. Wie er den Römern schrieb, war seine Botschaft dieselbe schlichte Botschaft, die alle Gläubigen der ersten Stunde gemeinsam hatten: das „Wort vom Glauben, das wir predigen“ (Römer 10,8):

*Denn wenn du mit deinem Munde bekennt, dass Je-
sus der Herr ist, und glaubst in deinem Herzen, dass ihn
Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet.
Denn wer mit dem Herzen glaubt, wird gerecht; und wer
mit dem Munde bekennt, wird selig.*

(RÖMER 10,9-10)

Im Neuen Testament ist die Auferstehung durchweg das zentrale Thema. Sie zeigt nicht nur, dass Jesus der Messias ist, sondern sie bestätigt auch, dass er seine Mission erfüllt hat, den Tod selbst, so-

wohl den geistlichen als auch den körperlichen, zu überwinden.

Es ist also von höchster Wichtigkeit, die Auferstehung zu belegen. Wie schon erwähnt, war ich aufgrund meiner Erfahrung bereits überzeugt davon, dass er lebendig ist. Später jedoch, als ich mich mit den Einwänden gegen den Glauben auseinandersetzte, begann ich mir auch die Beweislage anzuschauen.

Es gibt keine Auferstehung ohne einen Tod. Seine Kreuzigung und sein Tod wurden nicht nur von der Bibel, sondern auch von säkularen Historikern und Schriftstellern bezeugt. Josephus, Tacitus, Lukian und der jüdische Talmud erwähnen seine Kreuzigung. Die Bibel bezieht sich immer wieder darauf und auf die Zeugnisse derer, die dabei waren und davon wussten.

Es gibt in der Geschichte keinen Bericht darüber, dass jemand eine römische Kreuzigung je überlebt hätte. Niemand bestreitet, dass Jesus gekreuzigt wurde, aber manche versuchen zu argumentieren, er sei in Wirklichkeit nicht tot gewesen. Es gibt aber nirgends einen Zeugenbericht, der das belegt, und diese Hinrichtungsform hat nie jemand überlebt. Er war tatsächlich tot.

Der verschwundene Tote: Das Grab war leer

Die Berichte über die Geschehnisse an jenem ersten Ostermorgen sind solide. Das Grab war versiegelt und bewacht, und doch – war er nicht mehr da. Die Grabtücher lagen noch dort. Wenn man liest, wie gut vorbereitet und ausgerüstet die Soldaten und Wachen waren, um dieses Grab zu schützen, dann ist klar, dass sie ihn nicht einfach davonkommen ließen – geschweige denn ihm geholfen hätten, den Stein zur Seite zu wälzen. Alles war bestens gesichert.

Und selbst diejenigen, die die Auferstehung leugnen wollten, stimmten überein, dass das Grab leer war – sie behaupteten, die Jünger hatten den Leichnam gestohlen.

Zeugnisse, Verhalten und das Schicksal der Augenzeugen

Es gab viele Augenzeugen nicht nur des Lebens Jesu, sondern auch seiner Erscheinung nach der Auferstehung. Nicht nur seine Jünger, sondern auch andere Anhänger und ebenso die Verfasser der neutestamentlichen Bücher wie auch Quellen außerhalb des Neuen Testaments bestätigen die Auferstehung. Und wir haben Berichte, dass er über fünfhundert Menschen auf einmal erschienen ist.

Diese Zeugen blieben bei ihrer Darstellung und wurden zu wagemutigen Verkündern des Evangeliums, die zu allem bereit waren, um anderen von diesem auferstandenen Christus zu erzählen. Ihretwegen begann sich die Bewegung auszubreiten.

Sie blieben bei ihrer Botschaft, obwohl sie verfolgt wurden und viele von ihnen wegen ihres Zeugnisses getötet wurden. Auch über diese Tode haben außerbiblische Autoren geschrieben. Es ist schwer zu glauben, dass so viele Leute für etwas sterben würden, wenn sie wüssten, dass es eine Lüge ist. Ich bin sicher, irgendwann hätte schließlich jemand aufgegeben und gesagt: „Okay, ehe ihr mich umbringt, sage ich lieber ‚April April‘.“ Aber sie blieben dabei, bis zum Tod. Sie starben eben nicht für eine Lüge – sie starben, weil sie wussten, dass er von den Toten auferstanden war. In einem Glaubensbekenntnis, das uns überliefert ist und das nur wenige Monate nach seiner Auferstehung aufgeschrieben wurde, wird diese Auferstehung bezeugt *von denen, die selbst dabei waren*.

Als ich mich mit den historischen Belegen für das befasste, was die Bibel über die Auferstehung sagt, kam ich zu dem Schluss, dass meine Erfahrung nicht nur für mich wahr war, sondern eine „wahre im Sinne von *wahre*“ Geschichte. Damit hatte sich diese kognitive Dissonanz für mich erledigt. Und in den Jahren seither kann ich aus eigener Erfahrung immer wieder bezeugen, dass er lebt. Er wurde tatsächlich auferweckt.

Jesus, bitte erklär mir deine Anhänger

Bei manchen der Dinge, die mich am Glauben hinderten, ging es schlicht um „Beweise“. Diese Fragen konnte ich durch das Studium der Daten und Fakten klären.

Aber es gab noch andere Hindernisse, die ich überwinden musste: Dabei ging es um die Frage nach Schmerz und Leid im Leben und auch um manche Menschen, die sich Christen nannten.

Folgendes habe ich gelernt, das mir geholfen hat, jene Christen zu verstehen, die uns am Glauben zweifeln lassen.

Vor ein paar Jahren zog bei uns nebenan eine neue Familie ein. Wir fanden sofort Kontakt zueinander – wir beide hatten neu geborene Töchter und der Mann aus der anderen Familie und ich hatten beide gerade neue Unternehmen gegründet, sodass wir uns in derselben Lebensphase befanden. Ich freute mich, dass sie eingezogen waren.

Nachdem wir uns ein paar Wochen lang nur gelegentlich unterhalten hatten, luden wir sie zu uns zum Abendessen ein und freuten uns darauf, ein bisschen mehr über sie und ihr Leben zu erfahren. Es machte Freude, sie kennenzulernen.

Im Lauf des Abends fragte ich die Frau nach ihrer Familie, und sie fing an, uns von ihrem Heimatort und ihren Eltern und Geschwistern zu erzählen. Dann plötzlich versteinerte sich ihre Miene, als sie auf eine ihrer Schwestern zu sprechen kam. Sie sagte: „Und dann – habe ich da noch eine Schwester, die zu diesen christlichen Spinnern gehört. Ihr wisst schon – eine von diesen ‚Wiedergeborenen‘. Dieses Zeug macht mich wahnsinnig.“

Ich nickte und sagte nur: „Ja – ich weiß, was du meinst.“

„Du kennst wohl auch solche Leute, was?“, erwiderte sie.

„Aber ja. Ich kenne haufenweise solche Leute“, antwortete ich, worauf sie weiter von ihren Erfahrungen mit „christlichen Spin-
nern“ in ihrem Leben erzählte. (An dieser Stelle machte ich mir
vorsichtshalber einen inneren Vermerk: Rede lieber erst mal nicht
zu viel von deinem Glauben – das kommt wahrscheinlich nicht gut
an.)

Sie erzählte, und ich musste ihr in vielem zustimmen, was sie
über ihre Erfahrungen mit manchen Christen und die Art, wie sie
sich verhielten, berichtete. Die Skala reichte von dumm über noch
dümmer bis hin zu verletzend. Es war mir peinlich. Aber ich glaube,
was mir an diesem Gespräch am meisten zu schaffen machte, war
die bescheuerte Zwickmühle, in der ich steckte. Ich will gerne mit
ihr – oder mit wem auch immer – über meinen Glauben reden.
Ich möchte die Liebe und Realität Gottes an andere weitergeben.
Aber ich hatte das bescheuerte Gefühl, das nicht zu können, weil sie
bereits eine ausgeprägte Meinung davon hatte, was ein Christ war
und was es bedeutete, einer zu sein. Was immer ich ihr auch sagte,
würde wohl kaum viel an dieser Sicht der Dinge ändern können.
Ich würde mich lediglich in ihren Augen mit einem Schlag in „ei-
nen von diesen“ Knallköpfen verwandeln. Das Abendessen nahm
also seinen Lauf, und unsere Freundschaft entwickelte sich in Bah-
nen, in denen für Gespräche über den Glauben lange Zeit wenig
Raum war. Das machte nichts – wir mochten sie und hatten viel
Spaß und gute Zeiten mit ihnen, während sich unsere Beziehung
entwickelte.

Um ehrlich zu sein, mir geht es oft so. Ich würde oftmals gern
über Gott reden und darüber, wie großartig er ist – aber ich weiß,
dass die Person, mit der ich gerade rede, wahrscheinlich schon die
Schublade parat hat, in die sie mich dann stecken würde. So wie

mein Freund, von dem ich im Vorwort erzählt habe, es ausdrückte: „Oh nein – *so einer* ist das.“

Denn die traurige Wirklichkeit ist, dass viele Menschen sehr gute Gründe für solche Ansichten über Christen haben.

Manche haben durch einen Christen oder eine Kirchengemeinde Verletzungen erlitten, manchmal schwere. Sie sind Heuchlern begegnet. Sie sind belogen oder betrogen worden oder haben einen „Christen“ erlebt, der nicht auszustehen war oder sich irgendwie mies benahm.

Mein jüdischer Freund, von dem ich bereits erzählt habe – derselbe, der fürchtete, ich sei „einer von diesen“ christlichen Typen und ich wolle ihn „bekehren“ –, schickte mir einmal eine E-Mail über etwas, das ihm passiert war.

Wir waren mit einem anderen Ehepaar [ebenfalls Juden] am See und heuerten einen jungen Mann an, uns mit seinem Boot zum Wasserski mitzunehmen. Es wurde heiß, er zog sein T-Shirt aus, und auf seinem Rücken kam ein riesiges Kruzifix-Tattoo zum Vorschein. Mein Freund machte eine Bemerkung darüber (ich meine, es war ja nicht zu übersehen!), und der Junge sagte: „Was für eine Beziehung haben Sie zu Jesus?“ Wir dachten, Mann, wir wollen hier nur Wasserski fahren, und wir sind Juden. Falsches Publikum, falscher Zeitpunkt und falsche Frage, da ja nicht jeder daran glaubt, dass Jesus Gott ist. Aber er war jung und enthusiastisch.

Zwei Stunden später ging das Boot kaputt. Der Motor machte keinen Mucks mehr und ließ sich nicht starten. Der Mann musste jemanden anrufen, der kommen und uns zurück zur Marina schleppen sollte. Schließlich tauchte ein Boot auf, und während sie ein Abschleppseil an unserem Boot festmachten, bemerkte ich, wie der Junge auf diese kleine Notfall-Sicherungsklammer schaute – ich nehme an, du weißt, wie das richtig heißt – dieses Ding, das man an seiner Rettungsweste befestigt,

damit das Boot anhält, wenn man über Bord geht. Der Junge ruckelte ein wenig daran herum, der Verschluss rastete ein, und das Boot sprang wieder an. Daraufhin machte er ein Riesentheater, die Batterie funktioniert wieder, vielleicht hätte sie sich aufgeladen und so weiter, aber er sagte nicht: „Leute, es tut mir sehr leid. Ich hatte aus Versehen die Notabschaltung ausgelöst.“ Es war ein „What Would Jesus Do“-Moment – hätte Jesus so einen Fehler unter den Teppich gekehrt? Was ich sagen will: Es ist bestimmt schwer, sich ein riesiges Kreuzifix auf den Rücken tätowieren zu lassen, aber es ist noch schwerer, im Alltag die Prinzipien auszuleben, für die dieses Symbol steht.

Was für ein großartiges Beispiel für die Erfahrungen, die so viele Leute gemacht haben.

Denken Sie an einen Vater, der dauernd von Gott redet, aber seine Kinder behandelt wie ein Stück Dreck. Oder schlimmer an einen Pastor oder Jugendmitarbeiter, der Sie sexuell belästigt. Oder an einen Ehemann, der sich auf den Namen Jesu beruft und gewalttätig ist. Leider ist unser Bild von Gott immer von seinem „Bodenpersonal“ geprägt – von den Christen, die wir kennen.

Ich wünsche mir sehr, dass meine Freunde und andere meine Glaubenserfahrung kennenlernen, nicht nur ihre eigenen Erfahrungen machen mit Leuten, die sie in der Vergangenheit verletzt oder schlecht behandelt haben. Es gibt andere Leute, bei denen ich mir wünsche, dass sie mich kennenlernen, wie ich wirklich bin, und meinen Glauben, wie er wirklich ist, aber wegen irgendwelcher Christen, mit denen sie miserable Erfahrungen gemacht haben, wird es nie dazu kommen.

Einmal war ich engagiert worden, um bei einer säkularen Leadership-Konferenz zu sprechen, die weltweit in Stadien übertragen werden sollte. Viele der größten Unternehmen der Welt würden dabei sein, und ich hatte schon mehrmals auf dieser Veranstaltung ge-

sprochen. Nun stand in der betreffenden Stadt das Stadion unter städtischer Verwaltung, und da jemand im Stadtrat mich mit den „christlichen“ Ansichten irgendwelcher anderer Leute in Verbindung brachte, wurde nicht nur *mir* der Auftritt untersagt, sondern die ganze *Veranstaltung* durfte in diesem Stadion nicht stattfinden, weil ich „so einer“ war. Ich habe nie herausgefunden, was genau passiert war, aber offenbar hatte irgendjemand aus dem Stadtrat negative Erfahrungen mit Christen gemacht, die sein Bild davon, wie ich dort auftreten würde, geprägt hatten. Mitgefangen, mitgehangen.

Dieses Problem hat noch einen weiteren Aspekt, der mich besonders beunruhigt. Durch das schlechte Verhalten von Christen wird der Ruf Gottes geschädigt. Schließlich ist er es, der hier so beurteilt wird. So als würde es sich nicht lohnen, ihn zu kennen, nur weil irgendjemand, der sich auf seinen Namen beruft, sich danebenbenimmt. Dabei verlieren alle. Der Apostel Paulus drückte es so aus:

*Erregt keinen Anstoß, weder bei den Juden noch bei den
Griechen noch bei der Gemeinde Gottes, so wie auch ich
jedermann in allem zu Gefallen lebe und suche nicht,
was mir, sondern was vielen dient,
damit sie gerettet werden.
(1. KORINTHER 10,32-33)*

Gott will, dass sie ihn so sehen, wie er ist. Er will nicht, dass irgendein Mensch ihnen dabei im Weg steht. Wenn Ihnen das je passiert ist, tut es mir sehr leid. Geben Sie ihm noch eine Chance.

Was mir geholfen hat

Als ich mich also damals auf dieses neue Leben im Glauben einließ, brachte ich auch viele solcher Erfahrungen und schiefen Sichtweisen mit. Doch je mehr ich mich mit dem Christentum beschäftigte, desto klarer wurde mir, dass das, womit ich Probleme hatte, überhaupt kein echtes Christentum war. Es war nur das Verhalten, das ich bei religiösen Menschen beobachtet hatte, die offenbar nie viel in der Bibel gelesen hatten. Mir schien, dass diejenigen, die sich selbst für besonders „geistlich“ im Vergleich zu allen anderen hielten, genau die Typen waren, die in der Bibel vielfach zur Zielscheibe des Zornes Gottes wurden! Das erleichterte mich. Als ich Gottes Wort las, verstand ich, dass er überhaupt nichts mit solchen Leuten gemein hatte. Das half mir sehr dabei, viele jener Einwände gegen den Glauben zu überwinden, die in meinem Kopf herumspukten.

Zum einen musste ich kein Sonderling werden, um Christ zu sein. Ich konnte immer noch ein Bier oder ein Gläschen Wein trinken – das stand ausdrücklich in der Bibel! (Ich staunte nicht schlecht, als ich das dort an mehreren Stellen fand.)

Außerdem musste ich kein Pastor oder Missionar in Afrika werden – ich konnte einem normalen Beruf nachgehen, und Gott würde sich immer noch über meine Arbeit freuen. Er hat sich unsere Arbeit ausgedacht. Auch das steht ausdrücklich in der Bibel! Und noch gefühlte tausend andere Dinge fand ich in der Bibel, die viel Sinn ergaben, besonders in Bezug auf manchen Schaden, den Christen oder Kirchen anrichten.

Wenn Christen andere verurteilen

Ich sprach mit einem Unternehmer, mit dem unsere Firma zusammenarbeitet. Wie er mir erzählte, war er in der Nähe einer bestimmten Kirchengemeinde aufgewachsen, deren Jugendgruppe in seinem Viertel sehr präsent war. Nach seiner Begegnung mit diesen Leuten, sagte er, habe er nichts mehr mit Kirche oder Gott zu tun haben wollen, da sie ihm immer nur erzählt hätten, wie „schlecht“ er sei. Das kennen wir wahrscheinlich alle – dieses Gefühl, von selbstgerechten religiösen Leuten von oben herab angesehen zu werden. Irgendetwas haben wir Menschen an uns, was uns dazu verleitet, Religiosität mit geistlichem Leben zu verwechseln. Dabei führt Religiosität nur dazu, dass wir andere verurteilen und ständig darüber nachdenken, wer gut und wer schlecht ist.

Christen sind nicht die Einzigen, die das tun. Der Produzent eines Hollywood-Studios, mit dem ich einmal zu tun hatte, ein New-Ager, kein Christ, fragte mich einmal, wie es mir geht. Das war, kurz nachdem meine Mutter, mein Vater und mein Schwager innerhalb weniger Wochen plötzlich gestorben waren. Ich sagte ihm, es seien zwei schwere Monate für mich gewesen, in denen ich es verkraften musste, sie alle drei so kurz hintereinander zu verlieren.

Seine Antwort lautete: „Nun, Sie sollten wirklich mal einen Blick darauf werfen, wie und warum Sie in Ihrem Leben so viel Tod anziehen.“

Ich war baff. Mir fiel nichts dazu ein. Es war nicht das erste Mal, dass jemand mir Schuldgefühle einreden wollte, ob im privaten Bereich oder als Psychologe, aber das hier war die Krönung. Seiner Meinung nach war also das „Gesetz der Anziehung“ für ihren Tod verantwortlich, und ich war schuld daran? Ich schüttelte nur den Kopf und ließ es dabei bewenden.

Jesus dagegen schüttelte nicht nur den Kopf, wenn Leute, selbst seine eigenen Anhänger, andere verurteilten. Über dieses Thema gäbe es sehr viel zu sagen, aber besonders wichtig ist mir dies: Wenn Sie glauben, der christliche Glaube sei selbstgerecht und verurteilend, dann hat jemand Sie in die Irre geführt. Solche Urteile gehen *nicht* von Jesus oder von seiner Botschaft aus. Mich überrascht es immer wieder, wie viele Leute trotzdem den Eindruck haben, Schuldgefühle seien ein Hauptmerkmal des Christentums.

Als unsere Töchter gerade geboren waren, zogen wir in eine neue Nachbarschaft um. Eines Sonntagmorgens, als ich sie gerade ins Auto verfrachtete, sagte eine Nachbarin zu mir: „Guten Morgen – wo wollen Sie denn so früh hin?“

„In die Kirche“, erwiderte ich. „Haben Sie Lust mitzukommen?“

„Machen Sie Witze?“, gab sie zurück. „Auf keinen Fall.“

„Wieso denn nicht?“

„Ich stehe nicht so auf Schuldgefühle!“

Schade, dass ich in Eile war, sonst hätte ich da gerne genauer nachgehakt. Aber ich weiß noch, wie ich damals dachte: *Wie konnte eine Kirche, dessen Stifter, Jesus, buchstäblich kam, um mit seiner Botschaft der Vergebung aller Schuld ein für alle Mal ein Ende zu machen, zu einem Supermarkt für Schuldgefühle werden?*

Im Ernst! Hören Sie, was Jesus gesagt hat:

*Ich bin nicht gekommen, dass ich die Welt richte,
sondern dass ich die Welt rette.*

(JOHANNES 12,47)

Immer wieder stellte er sich gegen jene religiösen Leute, die andere verurteilten. Einmal, als eine Frau beim Ehebruch ertappt worden war und die Wortführer der Frommen sie zu Jesus brachten und sagten, sie müsse gesteinigt werden, wandte er sich zu ihnen und

sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“ (Johannes 8,7).

Jesus sagte auch:

Und richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet.

Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt.

Vergebt, so wird euch vergeben.

(LUKAS 6,37)

*Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge
und nimmst nicht wahr den Balken in deinem Auge?
Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich
will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen! – und
siehe, ein Balken ist in deinem Auge? Du Heuchler, zieh
zuerst den Balken aus deinem Auge; danach kannst du
sehen und den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen.*

(MATTHÄUS 7,3-5)

Wir finden in der Bibel reichlich Beispiele, wo der menschliche Hang zum Verurteilen angeprangert wird:

Was müssen das für Leute sein, die sich selbst für untadelig halten und doch besudelt sind mit ihrer Schuld!

*Was müssen das für Leute sein,
die hochmütig und überheblich auf andere herabschauen!*

(SPRÜCHE 30,12-13; HOFFNUNG FÜR ALLE)

*Darum, o Mensch,
kannst du dich nicht entschuldigen,
wer du auch bist, der du richtest.
Denn worin du den andern richtest,*

*verdammt du dich selbst,
weil du ebendasselbe tust,
was du richtest.*
(RÖMER 2,I)

Jesus lief nicht herum und verurteilte oder verdammt andere Leute, es sei denn diejenigen, die andere verdammten, die „Heuchler“, wie er sie nannte. Er wies durchaus auf schlechtes Verhalten hin – und forderte uns ebenfalls dazu auf. Aber das wünschen wir uns doch alle von unseren Freunden, oder? Ich meine, wenn eine Ihrer Freundinnen oder Freunde sich in ein destruktives Verhaltensmuster verstrickt hätte, hoffe ich doch, dass Sie eingreifen würden – in eine möglicherweise todbringende Sucht, eine Einstellung, die ihre Ehe kaputt macht, oder ein Verhalten, das sie ihren Job kosten könnte. Dazu sind Freunde da. Aber es ist ein Riesenunterschied, ob wir ehrlich zueinander sind, um so gegen ein destruktives Verhalten anzugehen, oder ob wir einander einfach nur verurteilen oder verdammen.

Die Bibel ermahnt uns, wenn wir auf destruktives Verhalten hinweisen, es mit „Sanftmut und Demut“ zu tun und „uns selbst zuerst zu prüfen“ – zuerst „den Balken aus dem eigenen Auge zu ziehen“ und zu erkennen, dass wir nicht besser sind als die Person, der wir helfen wollen. Das ist heilsames Verhalten, und dazu ruft Gott die Christen auf. Das ist es auch, wofür ein guter Psychologe bezahlt wird – Ihnen zu sagen, was Sie besser machen können, ohne Sie niederzumachen.

Jesus weiß doch, dass wir alle unvollkommen sind und uns „schuldig“ gemacht haben, die vollkommenen Gebote Gottes übertreten zu haben. Ihm war klar, wie gestört wir uns alle verhalten. Wer von uns hätte noch nie gelogen? Oder mit Neid auf andere geblickt? Oder sich sonst irgendwie so verhalten, dass wir es gern un-

geschehen machen würden? Oder hin und wieder Zorn, Groll und Unversöhnlichkeit Raum gegeben? Diese Dinge haben wir alle getan, und das wissen wir auch (es sei denn, jemand wäre ein extremer Narzisst und lebte in totaler Verleugnung). Jesus spricht das alles an in dem Wissen, dass wir uns vieler Dinge schuldig gemacht haben. Er kam auf die Welt mit der Botschaft: Vergebung für alle. Umsonst. Keine Verdammung. Wir müssen sie nur annehmen.

Mir hat es sehr geholfen zu verstehen, dass das der echte Glaube ist, nicht das, was die Heuchler tun, die andere verurteilen. Der Glaube heißt solches Verhalten nicht gut.

Die Heuchler

Und was ist mit „Christen“, die wirklich schlimme Taten begehen oder auch bisweilen total daran scheitern, die Maßstäbe zu erfüllen, von denen die Bibel spricht, während sie gleichzeitig herumlaufen und sich mit ihrem Glauben brüsten? Wie kann das sein? Warum sind manche Christen so schlechte Menschen, oder warum verhalten sich viele Christen zumindest manchmal so schlecht?

Anders gesagt: Wenn der Glaube uns helfen soll, liebevollere, ehrlichere und bessere Menschen zu werden, wie kann er dann „wirklich wahr“ sein, obwohl wir ständig Christen begegnen, die keine liebevolleren, ehrlicheren oder besseren Menschen sind und sich dennoch auf Jesus berufen? Wie können sie sich ein Kruzifix auf den Rücken tätowieren lassen wie der junge Mann, von dem mein Freund erzählte, und dann aufdringlich sein, einen im Stich lassen und hinterher ihr Verhalten auch noch leugnen?

Macht das nicht die Realität des Glaubens zunichte?

Gute Frage.

Ich hatte ja schon erwähnt, dass Gott ein Marketingproblem

hat. Er will etwas verkaufen: sich selbst. Aber im Prospekt verrät er uns, dass wir uns seine „Kirche“ anschauen und einen äußerst gemischten Eindruck davon haben werden. Er jubelt uns keinen Hochglanz-Urlaubsprospekt unter, in dem alles perfekt aussieht, einschließlich der Kirche selbst. Schließlich ist es ja definitionsgemäß eine Aufnahmebedingung, dass wir Sünder sind. Das ist das Abzeichen, das uns die Tür öffnet. Und er sagt auch, dass manche Eindringlinge oder Hochstapler durch die Tür hereinkommen.

Hier sind nur ein paar Stellen, wo er uns vorwarnt, dass wir erleben werden, wie „Christen“ sich schlecht verhalten.

Zuerst gibt er uns eine allgemeine Warnung. „Schurken“ wird es geben, mitten in der Kirche, und Leute werden fragen: „Warum lässt du das zu?“ Als er gefragt wurde, ob es nicht besser wäre, die „Schlechten“ alle hinauszuerwerfen, sodass nur noch die „Guten“ übrig sind, sagte er Folgendes:

*Nein, auf dass ihr nicht zugleich den Weizen
mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet.
Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte;
und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen:
Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel,
damit man es verbrenne;
aber den Weizen sammelt in meine Scheune.*
(MATTHÄUS 13,29-30)

Und dann kündigte er an, dass dem „Unkraut“ Schlimmes blüht:

*So bringt jeder gute Baum gute Früchte;
aber ein fauler Baum bringt schlechte Früchte.
Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen
und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen.*

*Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt,
 wird abgehauen und ins Feuer geworfen.
 Darum, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.
 Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr!,
 in das Himmelreich kommen,
 sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.
 Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr,
 haben wir nicht in deinem Namen geweissagt?
 Haben wir nicht in deinem Namen
 Dämonen ausgetrieben? Haben wir nicht
 in deinem Namen viele Machttaten getan?
 Dann werde ich ihnen bekennen:
 Ich habe euch nie gekannt;
 weicht von mir,
 die ihr das Gesetz übertretet!*
 (MATTHÄUS 7,17-23)

Die Bibel sagt es klar, und Jesus lässt keinen Zweifel daran, dass jemand nicht schon deshalb wirklich zu ihm gehört, nur weil er behauptet, gläubig zu sein. Und schlimmer noch, er lässt für eine gewisse Zeit zu, dass die Heuchler weiter in die Kirchen und Gemeinden eindringen und darin leben, während er die gesamte Schar derer einsammelt, die ihm in Wahrheit folgen wollen. Er will das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Es gibt falsche Lehrer, die nur auf Macht und Geld aus sind (siehe Matthäus 23,14; 2. Petrus 2,2-3) und die Bibel spricht deutlich über sie: Das Verhalten dieser Leute lässt den Glauben schlecht aussehen – er wird „verlästert“, heißt es wörtlich. Man wird sie an ihren Früchten – ihrem Verhalten – erkennen, und die Kirche wird dadurch verlästert. Das erleben wir ständig. Autsch.

*Und viele werden ihnen folgen in ihren Ausschweifungen;
um ihretwillen wird der Weg der Wahrheit verlästert wer-
den. Und aus Habsucht werden sie euch mit erdichteten
Worten zu gewinnen suchen. Das Urteil über sie wirkt
seit Langem, und ihr Verderben schläft nicht.*

(2. PETRUS 2,2-3)

Am Ende werden diejenigen, die sich Christen nennen und den-
noch beständig Böses tun oder lieblos handeln, nicht bestehen kön-
nen. Die Bibel sagt es klar:

*Daran wird offenbar, welche die Kinder Gottes und wel-
che die Kinder des Teufels sind: Wer die Gerechtigkeit
nicht tut, der ist nicht von Gott, und auch, wer seinen
Bruder nicht lieb hat. [...] Wir wissen, dass wir aus dem
Tod in das Leben hinübergegangen sind; denn wir lieben
die Brüder. Wer nicht liebt, der bleibt im Tod. Wer seinen
Bruder hasst, der ist ein Mörder, und ihr wisst, dass kein
Mörder das ewige Leben bleibend in sich hat.*

(1. JOHANNES 3,10.14-15)

Unter dem Strich: Wundern Sie sich nicht über schlechte, lieblose
Menschen in der Kirche, sondern *rechnen* Sie damit. Jesus hat uns
gesagt, dass wir sie antreffen würden. Und er hat uns aufgefordert zu
lernen, wie wir sie erkennen können.

Nicht nur schwarz oder weiß

Noch etwas kann verwirrend sein: Manche Menschen sind wahr-
haftig gläubig, scheitern aber trotzdem furchtbar. Die Bibel macht

deutlich, dass keiner von uns vollkommen oder ohne Sünde ist. Sogar David, ein Mann „nach Gottes Herzen“, verführte die Frau eines anderen Mannes und ließ den Ehemann dann umbringen. Das ist ein wirklich grauenhaftes Verhalten – und trotzdem war David auf die lange Sicht „echt“. Hinterher bereute er, was er getan hatte, tat Buße und flehte um Vergebung, aber es stimmt, dass er schreckliche Dinge tat.

Es gibt andere Menschen, die sich in den Sorgen, Freuden und Reichtümern dieses Lebens verfangen und keine Frucht bringen. („Frucht“ steht in der Bibel für Dinge wie Liebe, Freundlichkeit, Treue und andere Verhaltensweisen, die wir alle erstreben.) Sucht, Materialismus, Narzissmus und Habgier sind gute Beispiele dafür, was es heißt, sich in der Gefallenheit dieser Welt zu verfangen. Manche Leute sind sehr unreif und fokussieren sich auf die falschen Dinge. Jesus beschrieb sie zum Beispiel so:

*[...] die Sorgen der Welt und der trügerische Reichtum
und die Begierden nach allem andern dringen ein und
ersticken das Wort, und es bleibt ohne Frucht.*

(MARKUS 4,19)

Viele sind durch Habgier oder durch ihre Sucht so zu einem oberflächlichen, materialistischen Leben, zu stolzem oder narzisstischem Gehabe getrieben, dass sie sich nicht gut verhalten oder „fruchtbar“ leben, wie die Bibel es ausdrückt. Dafür vernachlässigen sie ihr geistliches Wachstum. Andere werden für eine Weile „abtrünnig“, wie es in dem obigen Abschnitt heißt, und werden „von einer Verfehlung ereilt“. Ich habe unzählige wirklich gläubige Menschen in meiner Praxis behandelt, die von einer Sucht, einer Affäre oder irgendeinem anderen destruktiven Verhaltensmuster ereilt wurden. Doch sie waren damit nicht glücklich und verharteten nicht in der

Verleugnung – irgendwann packte sie die Reue, und sie kehrten um. Und dann gibt es noch andere, von denen die Bibel sagt, sie „waren nicht von uns“ (1. Johannes 2,19). Manche haben sich die ganze Zeit nur verstellt. Manche, die scheitern, sind wirklich gläubig und stecken in einem Muster der Unreife fest; andere sind überhaupt nicht echt, obwohl sie sich auf Gott berufen.

Der Maßstab ist nicht die Vollkommenheit, denn daran würden wir alle scheitern. Doch Gott hat Geduld mit jedem, der wirklich in einer Beziehung mit ihm leben und besser werden will, auch wenn es uns schwerfällt, diese göttliche Geduld und Gnade zu teilen. Vergessen Sie für den Moment einmal die besonders verabscheuungswürdigen Sünden. Wie steht es um uns und unsere anhaltend unreifen dysfunktionalen Muster, unter denen unser Leben oder unsere Beziehungen leiden? Unser Abwehrhaltung? Unsere Selbstsucht? Unsere Habgier? Unsere Lüsterheit? Unser Stolz? Sie betrifft uns alle, diese Unvollkommenheit namens Sünde. Die Bibel stellt klar, dass es niemanden gibt, der niemals sündigt, und sei er noch so gerecht (Prediger 7,20). Oder wie Johannes es ausdrückt:

*Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde,
so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.*

*Wenn wir aber unsre Sünden bekennen,
so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt
und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.*

*Wenn wir sagen, wir haben nicht gesündigt,
so machen wir ihn zum Lügner,
und sein Wort ist nicht in uns.*

(1. JOHANNES 1,8-10)

Zunächst gibt es also Leute, die behaupten, gut zu sein, und dennoch Böses tun. Sie behaupten, Christen zu sein, und sich an die

Kirche halten, sind aber in Wirklichkeit gar keine Christen. Und zweitens gibt es echte Christen, die scheitern. In unterschiedlichem Maße scheitern wir alle. Manche fallen härter, tiefer, schlimmer und länger als andere, aber wir alle verfehlen hin und wieder in irgendeiner Hinsicht das Ziel. Und Gott sieht das mit Gnade.

Manchmal kämpfen Menschen mit ihrem eigenen Verhalten, weil sie das, was sie tun, selbst nicht wollen. Aber sie schaffen es nicht, daran etwas zu ändern. Wenn sie „echt“ sind, werden sie meist irgendwann umkehren, wenn der „Reiz“ verflogen ist, oder sie laufen hoffentlich irgendwann auf Grund, oder etwas weckt sie auf. Der Apostel Petrus schreibt über jemanden, der „im Fleisch gelitten“ hat, „dass er hinfort die noch übrige Zeit im Fleisch nicht den Begierden der Menschen, sondern dem Willen Gottes lebe. Denn es ist genug, dass ihr die vergangene Zeit zugebracht habt nach heidnischem Willen, als ihr ein Leben führtet in Ausschweifung, Begierde, Trunkenheit, Fresserei, Sauferei und gräulichem Götzendienst“ (1. Petrus 4,2-3). Anders ausgedrückt: Ihr lieben Leute, Gott möchte eigentlich, dass ihr euer Leben ein bisschen besser führt. Es wird Zeit, werdet mal nüchtern! Werdet erwachsen! Ob jemand echt ist, zeigt sich früher oder später meistens daran, dass er an seinen schlechten Verhaltensmustern leidet und man ihm das Verlangen anmerkt, sich zu verändern, so unvollkommen er oder sie auch sein mag. Gott schließt sie immer mit Gnade und Vergebung in die Arme. Auch dann, wenn sie sich in den Sorgen, den Reichtümern oder den Freuden des Lebens verfangen haben und unreif oder völlig orientierungslos sind. Wundern Sie sich also nicht, wenn Sie so etwas sehen oder gar irgendwann merken, dass Sie selbst so sind. Gott ist immer zur Stelle, um Ihnen zu vergeben, wenn Sie sich an ihn wenden. Aber machen Sie es nicht Jesus zum Vorwurf, wenn Leute sich falsch verhalten. Er selbst hat uns gesagt, dass es solche Leute in seinem „Lager“ geben würde.

Die wahren Gläubigen

Es gibt tatsächlich viele sehr gute Christen da draußen. Ich staune immer wieder darüber, wie viele es gibt und was für großartige Leute das sind. Wahrhaft liebevoll, wahrhaft großzügig, wahrhaft ehrlich und verantwortungsvoll. Die Welt ist voll von ihnen. Das ist die dritte Gruppe – die „reifen“ Christen, wie die Bibel sie nennt, die „gute Früchte“ bringen. Und wenn Sie wissen wollen, wie Sie angemessen und zutreffend beurteilen können, was wahrer biblischer Glaube ist, habe ich hier eine kleine Auswahl von biblischen Beschreibungen, wie dieser echte Glaube aussieht und woran man ihn erkennt:

Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich selbst von der Welt unbefleckt halten.

(JAKOBUS 1,27)

Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich selbst von der Welt unbefleckt halten.

(SACHARJA 7,10)

Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die

Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben? Oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen? Oder nackt und haben dich gekleidet? Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

(MATTHÄUS 25,34-40)

An einer anderen Stelle beschreibt Gott, wie echter Glaube aussieht:

*Heißt das nicht:
Brich dem Hungrigen dein Brot,
und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus!
Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn,
und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut!*

(JESAJA 58,7)

Offenkundig sind aber die Werke des Fleisches, als da sind: Unzucht, Unreinheit, Ausschweifung, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Zank, Zwietracht, Spaltungen, Neid, Saufen, Fressen und dergleichen. Davon habe ich euch vorausgesagt und sage noch einmal voraus: Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit; gegen all dies steht kein Gesetz.

(GALATER 5,19-23)

Vergleichen Sie die Leute in Ihrem Bekanntenkreis, auf die die erste Liste zutrifft, mit denen, auf die die zweite Liste zutrifft. Wahrer Glaube ist nicht schwer zu erkennen.

Eine Freundin zählte mir einmal all ihre Einwände gegen den Glauben auf, die sich auf das schlechte Verhalten mancher Leute bezogen. Es waren genau dieselben, über die ich hier geschrieben habe und die auch für mich Hindernisse waren. Ich sagte ihr: „Gute Neuigkeiten! Die Bibel stimmt dir zu! Und nicht nur das, du stimmst auch mit der Bibel überein, was deine guten Werte im Leben betrifft!“

„Zum Beispiel?“, fragte sie.

„Nun, zum Beispiel all die Dinge, die dir wichtig sind: Liebe, Verantwortung, Freiheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Vergebung, zweite Chancen, deine Talente zu entwickeln und zu gebrauchen, einen Sinn im Leben zu haben, Beziehungen, Großzügigkeit, Partys und Feiern, Familie, tiefe Freundschaften – das ist so ziemlich das, worum es in dem ganzen Buch geht. So möchte Gott, dass wir leben, sagt die Bibel. Du hörst dich an wie eine Christin und weißt es nicht einmal!“, sagte ich lachend.

Wir lachten beide, aber es steckt allerhand Wahres darin. Wenn liebevolle und verantwortungsbewusste Leute zu erkennen beginnen, was die Bibel wirklich sagt, dann stellen sie fest, dass sie gegen die meisten Dinge ist, gegen die sie auch sind, und für die meisten Dinge, die ihnen am Herzen liegen. Sie wollen, dass Christen gut sind, und genau das will Gott auch. Sie dürfen sich nur nicht wundern, wenn sie (oder die Schwindler, die sich als Christen ausgeben) es manchmal nicht sind, denn er hat uns selbst davor gewarnt, dass das passieren würde. Das tut der Botschaft der Bibel keinen Abbruch. Im Gegenteil, es untermauert sie.

II

Das größte Hindernis

Mein schwerwiegendster Einwand:

Wie kann ein guter Gott Leid und Böses zulassen?

In gewisser Hinsicht fiel es mir leicht, an Gott zu glauben. Ich musste nur nachts zum Himmel emporschauen oder ein Buch über Neurologie lesen. Aber gleichzeitig gab es Dinge, die es mir schwer machten zu glauben. Zum Beispiel die Frage: „Warum sind manche Christen und Gemeinden so böse?“ Insofern standen mir auf dem Weg zum Glauben manchmal gar keine, manchmal aber auch sehr viele Fragen im Weg. Viele dieser Fragen haben wir uns angeschaut.

Aber für mich gibt es ein Hindernis, das alle anderen an Schwierigkeit weit übertrifft, und obwohl es darauf eine sehr plausible, glaubhafte und mehr als intellektuell befriedigende Antwort gibt, liegt es mir immer noch schwer im Magen. Und dieses Hindernis ist folgendes: Wenn Gott liebevoll, gut und allmächtig ist und allem Leid ein Ende machen könnte, warum gibt es das Leid immer noch? Wie kann ein liebender Gott zulassen, dass es immer noch Leid gibt? Warum greift er nicht ein??

Für mich ist das die wirklich, wirklich (wirklich) große Schwierigkeit. An einen Gott zu glauben, der all das Leiden auf der Welt sieht und anscheinend nichts dagegen tut. Für die Unschuldigen, und für die guten Menschen, denen grauenhafte Dinge passieren – warum, Gott? Warum? Es ergibt keinen Sinn.

Ich habe in meinem Leben viele Menschen verloren, die mir lieb waren, schon als kleines Kind. Der Tod ist mir zu früh zu vertraut ge-

worden. Doch ich habe gelernt, damit umzugehen, habe es verarbeitet und keine allzu tiefen Narben davongetragen. Ich habe gelernt, dass der Tod, so schmerzlich er ist, zum Leben dazugehört. Aus irgendeinem Grund brachte mich das nicht dazu, Gott infrage zu stellen.

Aber es gab einen Fall, in dem es mir einfach nicht gelang, eine Antwort zu finden, mit der ich leben konnte. Ein Paar, mit dem ich sehr eng befreundet war, verlor seinen Sohn durch eine seltene Krebserkrankung. Ich stand ihm sehr nahe, und für mich waren sie alle wie Familienangehörige. Er war jung, talentiert, begabt, liebevoll, ein gläubiger Mensch, und er hatte eine großartige Zukunft vor sich. Ich konnte es nicht ertragen, dass er krank wurde und starb. Es war zu viel.

Ein Grund, warum das für mich zu viel war, war die Ungerechtigkeit daran – nicht nur für ihn, sondern auch für seine Eltern. Ich habe nie bessere Menschen kennengelernt, mit besseren Herzen, die ihr ganzes privates und berufliches Leben dafür einsetzten, anderen zu dienen und zu helfen. Ich will sie nicht idealisieren, aber sie sind tatsächlich so gut, wie Menschen nur sein können. Und irgendwie traf es mich tief in der Seele, dass niemand, aber am *allerwenigsten* sie, so etwas verdient hatten. Da verbringen sie ihr ganzes Leben in aufopferungsvollem Dienst für andere, und das ist die Quittung. Obwohl ihr Leben sich zu einhundert Prozent darum drehte, Gott und anderen im vollzeitlichen Dienst zu dienen. Ich konnte mir einfach keinen Reim darauf machen, und ich kriege es bis heute nicht richtig in den Kopf. Ja, die Trauer verheilt, die Schwere löst sich auf, und wir haben alle weitergelebt mit unseren wunderbaren Erinnerungen an ihn – und wenn wir zusammen sind, lachen wir und freuen uns an seinem Leben. Wir feiern ihn. Wir sind okay.

Trotzdem ist die Frage für mich immer noch nicht völlig beant-

wortet: Gott, wie konntest du zulassen, dass einem so guten Menschen so etwas zustößt?

Ich konnte keine Antwort auf diese Frage finden, zumindest nicht emotional, und ich habe bis heute keine.

Warum gibt es Genozide oder sinnlose Kriege? Warum gibt es Missbrauch in Familien? Warum Kinderhandel? Oftmals ist es zu viel, als dass ich es in meinen Schädel hineinbekäme. Wie kann Gott das alles zulassen? Vielleicht ist es Ihnen auch schon so ergangen. Sie haben jemanden verloren, oder irgendeine Tragödie ist über Sie oder einen nahestehenden Menschen hereingebrochen. Vielleicht ist Ihr eigenes Leben ja von solcher Tragik unberührt geblieben, aber wenn Sie als mitfühlender Mensch die Zeitung lesen oder die Nachrichten hören, geht Ihnen all das Böse und das Leid auf der Welt viel zu nahe, als dass Sie sich nicht eben diese Frage stellen müssten. Für mich ist es nach wie vor die schwerste von allen. Die meisten von uns gehen davon aus, dass Gott, wenn er wirklich gut und barmherzig und wahrhaftig allmächtig wäre, allem Schmerz und Leid auf der Welt ein Ende machen würde. Auf jeden Fall würde er viel mehr dagegen tun, als es manchmal den Anschein hat.

Was also hat mir geholfen, mit dieser Frage fertigzuwerden? Eine Antwort zu finden, die nicht jede Frage und jedes Rätsel auflöst, da manches immer noch geheimnisvoll bleibt, die aber intellektuell und geistlich ehrlich und sicher genug ist, um standzuhalten, auch wenn immer noch Fragen offenbleiben.

Wie die Ironie es will, fand ich die gesuchte Antwort in der Liebe Gottes. Ausgerechnet das, woran ich zweifelte, war der Ort, wo ich die Antwort entdeckte. Leiden bedeutet nicht, dass Gott uns weniger liebt. Im Gegenteil, es deutet darauf hin, wie verrückt, wie groß, wie riesig seine Liebe zu uns ist. Gottes Liebe zu uns ist so groß, dass er uns Freiheit gibt. Und wenn ich mich mit dem Problem des Bösen und des Leides angesichts eines guten Gottes auseinander-

setze, dann wird mir eine Realität klar, die ich akzeptieren kann. Es ist die Realität, dass es Liebe nur geben kann, wenn noch etwas anderes existiert:

Freiheit

Er liebt uns so sehr, dass er uns Freiheit schenkte, damit Liebe real werden konnte. Gott erschuf die Erde für die Menschen. Mit diesen Menschen wollte er eine auf Liebe gegründete Beziehung haben. Er wollte uns lieben, und er wollte, dass wir ihn lieben.

Und er liebte uns so sehr, dass er uns seine ganze Schöpfung anvertrauen wollte, damit wir seine „Ebenbilder“ auf der Erde sind. Anders gesagt, wir sollten auf der Erde das tun, was Gott an unserer Stelle tun würde. Er hat uns geschaffen, damit wir uns um alles kümmern. Er hat uns alles übergeben. Wir, die Menschen, sind seine „Krone der Schöpfung“, wie die Bibel sagt:

*Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott,
mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.
Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände
Werk, alles hast du unter seine Füße getan:
Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die wilden Tiere,
die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer
und alles, was die Meere durchzieht.*

(PSALM 8,6-9)

Er liebt uns. Und er möchte, dass wir seine Liebe erwidern. Ja, die ganze Bibel kann verstanden werden als eine Liebesgeschichte zwischen Gott, der Menschheit und allen anderen Wesen, die er geschaffen hat. Eine Romanze, die wunderbar begann und daran zerbrach, dass wir uns von Gott abkehrten.

Aber so war es nicht gedacht. Gott liebte uns und hat uns dafür

gemacht, dass wir ihn ebenfalls lieben, aber zur Liebe gehört noch etwas anderes, damit es sie wahrhaftig geben kann, und das ist Freiheit. Die Freiheit zu wählen. Schauen wir uns an, wie das zusammenhängt.

Freiheit

Wenn wir nicht frei sind, wenn wir nicht wirklich über einen freien Willen und eine Möglichkeit, eine freie Wahl zu treffen, verfügen, können wir nicht lieben. Das wissen Sie, wenn Sie schon einmal durch Manipulation dazu gebracht wurden, einen anderen Menschen zu lieben, weil dieser es verlangte. Solche Personen nutzen Schuldgefühle, Druck oder irgendwelche anderen Hebel, um Sie dazu zu bringen zu tun, was sie wollen. Wenn wir in einer Beziehung so manipuliert werden und jemanden nur deshalb lieben oder ihm zu Willen sind, weil wir es müssen oder keine andere Wahl haben, dann ist das keine Liebe mehr. Es ist Sklaverei. Wir sind nicht frei. Ständig zerbrechen Ehen daran, dass einer der Partner den anderen zu kontrollieren versucht. Kinder entwickeln oft psychische Probleme und rebellieren infolge des Kontrolldrucks ihrer Eltern, die ihnen keine freien Wahlmöglichkeiten innerhalb gesunder Grenzen zugestehen. Freiheit ist unverzichtbar, damit das ganze Leben gedeihen kann und insbesondere damit Liebe gedeihen kann. Jeder Psychologe kann Ihnen sagen, dass die Intensität der Verliebtheit, die sexuelle Erfüllung und die Orgasmusfähigkeit sinken, wenn eine Person sich von ihrem Partner oder ihrer Partnerin kontrolliert fühlt. Oder unter einem kontrollierenden Leistungsdruck steht, um sich akzeptiert und geliebt zu fühlen. Freiheit ist unverzichtbar, damit Liebe existieren kann. Gott wollte keine „Liebe“ von uns, als wären wir Roboter, die nicht anders könnten,

als ihn zu lieben und ihm zu gehorchen. Als wären wir Leute, die nicht die Wahl haben, ihn nicht zu lieben. Er wollte echte Liebe.

Darum schenkte Gott uns die Freiheit, als er uns erschuf. Er gab uns echte, totale Freiheit, ihn zu lieben und ihm zu gehorchen oder auch uns von ihm abzuwenden und die Beziehung aufzukündigen. Und er schenkte uns totales Vertrauen. Er traute uns zu, uns um die Erde zu kümmern. Er traute uns zu, nicht nur ihn, sondern auch einander zu lieben. Er traute uns zu, die Erde zu pflegen und für sie zu sorgen, wie auch für die ganze Schöpfung. Er traute uns zu, alles, was er uns geschenkt hat, dafür einzusetzen, um fruchtbar zu sein in allem, was wir anfangen, in unserer Arbeit und in unseren Beziehungen. Das war ein außerordentlicher Akt der Liebe – all das schenkte er uns. Er überließ es unserer freien Entscheidung, es entweder zu würdigen und seine Liebe zu erwidern oder uns gegen ihn zu wenden und ihn zurückzuweisen. Er setzte alles aufs Spiel.

Natürlich hätte es auch eine andere Möglichkeit gegeben. Er hätte uns auch als Roboter ohne freien Willen erschaffen können. Er hätte nach der Fernbedienung greifen und uns dazu bringen können, ihn zu lieben und alles zu tun, was er wollte. Aber das wäre keine Freiheit. Es wäre kein freier Wille. Und somit hätte es auch keine echte Liebe sein können. Aber er hat uns nun einmal nicht als kleine Spielzeugroboter gemacht, die auf Knopfdruck tun, was wir von ihnen wollen. Stattdessen hat er uns frei gemacht.

Nur: Echte Freiheit hat auch echte Konsequenzen. Wir waren frei, uns gegen ihn zu wenden, aber wenn wir das taten, hatte es Folgen. Er hat es uns klar gesagt: „Von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn an dem Tage, da du von ihm isst, musst du des Todes sterben“ (1. Mose 2,17). Es war nie so gedacht, dass wir sowohl Gutes als auch Böses erfahren. Eigentlich hätten wir ein ideales Leben führen sollen, wie wir alle es uns ersehnen.

Gott warnte uns also deutlich vor den Konsequenzen. Anders

gesagt: „Wenn ihr eure Verbindung zum Leben (zu mir) löst und versucht, euch selbst Leben zu geben, euer eigener Gott zu sein, werdet ihr sterben. Wenn ihr euch vom Leben löst, werdet ihr in der endlosen Erfahrung des Todes versinken.“ Vom Leben getrennt zu sein *ist* der Tod. Das versteht sich von selbst. Gott ist Leben, und uns vom Leben (von Gott selbst) zu trennen, ist die Definition von „Tod“. Ich gehe gern tauchen. Wenn ich die Verbindung zu meinem Sauerstofftank trenne, sterbe ich. Ich habe eine Wahlmöglichkeit, aber es gibt Konsequenzen, da man ohne Luft nicht leben kann. Und wie Gott uns sagt, gibt es kein „Leben“ ohne den, der das „Leben“ ist.

Trotzdem gestand er uns die Freiheit zu, ohne ihn zu leben. Deshalb erleben wir jetzt den „Tod“ in der Schöpfung, Tag für Tag. In den Beziehungen, in der Welt um uns her, in der Politik, in den Familien, im eigenen Leib und in jedem Aspekt der Schöpfung. Unser gesamtes Dasein, so wunderbar es manchmal ist, ist von dieser Krankheit namens Tod, der Trennung von Gott, gezeichnet.

Zieht man den Stecker der Lampe aus der Steckdose, dann geht das Licht aus. Punkt. Und genau das ist passiert. Wir haben uns von dem Einen abgekehrt, von dem alles Gute kommt, und nur Gutes – und nun waren wir selbst für die Erde verantwortlich und versuchten, die Rolle Gottes auszufüllen, aber ohne die Fülle des Lebens, dessen Quelle nur in ihm zu finden ist. Und jetzt ist das Leben, das uns noch bleibt, mit der Krankheit und den Prozessen des Todes infiziert. In uns selbst, in unserem Körper, in unseren Beziehungen und in allem anderen. Man kann die Schönheit der Schöpfung oder eines Menschen noch sehen, aber neben allem Guten sieht man immer auch ein gewisses Maß an Schmerz und an Schlechtem.

Für mich als Psychologen war das nicht schwer zu verstehen. Wir haben das alle schon beobachtet. Ein Baby empfängt von der Empfängnis an sein Leben von seiner Quelle, seiner Mutter. Neun

Monate lang ist es mit dem „Leben“ verbunden und bekommt alles, was es braucht, im Uterus seiner Mutter. Dann eines Tages passiert es: Das Baby wird geboren, und zum ersten Mal findet diese Erfahrung der „Erkenntnis des Guten und Bösen“ statt. Sobald das Kind vom „Leben“ getrennt und „allein da draußen“ ist, schon in den ersten wenigen Sekunden, ist das „Heulen und Zähneklappern“ auf seinem Gesicht zu sehen. Dieses Bild gebrauchte Jesus, um die Hölle zu beschreiben. Heulen, Schreien, Zähneklappern. Die Hölle kann man schon auf dem Gesicht eines schreienden Kindes sehen. Trennung vom Leben *ist* die Hölle. Sie *ist* der Tod.

Genau das geschah mit uns, als die Menschheit von Gott abfiel. Egal, wie Sie das erste Buch Mose interpretieren, was den genauen Ablauf des Dramas angeht, eine Wahrheit geht klar daraus hervor: Menschen wurden durch den Versucher dazu verleitet, ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen und sich von Gott abzuwenden. Die Menschheit kappte die Schnur und ist nun nicht mehr mit ihm verbunden. Und der Tod, also alles, was nicht Gott ist, kam in die Welt und infizierte das Gute an uns und das Gute in der Schöpfung. Nun haben wir Kontrolle statt Freiheit in unseren Beziehungen. Gehässigkeit statt Barmherzigkeit. Mord an den Seelen, ja selbst an den Körpern der anderen, statt danach zu trachten, einander Gutes zu tun. Neid, Habgier, Stolz, Narzissmus, Lüge, Betrug und vieles mehr. Krankheit statt Gesundheit. Und so weiter und so fort. Wir haben uns vom Leben getrennt und den Tod bekommen, genau wie er es gesagt hat. Es ist nicht schwer, das Tag für Tag mit eigenen Augen zu sehen – schauen Sie sich nur die Nachrichten an. Es ist, wie er gesagt hat: „Esst nicht von diesem Baum, oder ihr werdet sterben.“ Wir sehen ständig den „Tod“ so vieler guter Dinge.

Gott liebte uns also so sehr, dass er uns Freiheit schenkt, und wir haben uns gegen ihn entschieden. Wir sind von zu Hause weggelaufen.

fen. Und es kam nichts Gutes dabei heraus. Heute ist das die Welt, in der wir leben.

Noch eine Analogie. Als Psychologe bin ich sehr besorgt, wenn ich „Helikopter-Eltern“ sehe. So etwas schadet der Entwicklung der Kinder. Sie brauchen Freiraum, um zu wachsen, Entscheidungen zu treffen, auch wenn diese Freiheit Risiken mit sich bringt, auch wenn sie hinfallen und sich wehtun, denn nur dadurch lernen sie, besser nicht hinzufallen! Selbst in unserer gefallenen Welt brauchen sie Freiheit, um sich wirklich entfalten zu können, auch wenn es immer ein Risiko ist, sie laufen zu lassen. Das ist die gute Seite des Risikos der Freiheit – wer als kleines Kind nie hinfällt, lernt auch nicht laufen. Ein durchschnittliches Kleinkind fällt siebzehn Mal pro Stunde hin! Wenn Sie ihnen aber alle Schritte abnehmen und sie niemals laufen lassen, werden sie auch nie laufen lernen.²¹ Man muss Kindern die Freiheit geben, ihr Potenzial zu entfalten.

Als Eltern tun wir also genau das, was Gott getan hat. Wir geben den Kindern die Freiheit, sie selbst zu sein, und versuchen nicht, sie in kleine ferngesteuerte Roboter zu verwandeln. Wir schicken sie allein zum Spielen hinaus auf den Spielplatz. Und wie Gott es in der Schöpfung tat, geben wir ihnen Regeln mit auf den Weg. Wir sagen ihnen: „Bleibt auf dem Spielplatz, haut euch nicht, haltet euch von den Dornbüschen fern“, und so weiter. Oder wenn sie ein bisschen älter sind: „Glaubt nicht dem Versucher (dem Dealer), der euch sagt, Drogen machen Spaß und schaden euch nicht.“ „Triff gute Entscheidungen“ ist etwas, das die meisten Eltern sagen, wenn sie anfangen, ihre Kinder „loszulassen“ und ihnen Freiheit zu geben. Wenn sie gehorchen, wird alles gut gehen. Wenn Eltern ihren Kindern sagen: „Iss nicht von diesem Baum! Sonst wird dir schlecht“, ist das keine schlechte Analogie dafür, wie Gott es mit uns gemacht hat. Wenn die Kinder gegenüber unseren wichtigsten Regeln gehorsam sind und nichts von den Bäumen essen, die den

Tod bringen, wird es ihnen gut gehen. „Geh ruhig Ball spielen, aber lauf nicht auf die Straße.“ Freiheit *innerhalb* gewisser Grenzen.

Wenn wir aber als Eltern Angst vor der Freiheit und ihren Risiken haben, kann es passieren, dass wir den Kindern ihre Freiheit nehmen, sie ständig beschatten und alle Entscheidungen für sie treffen. Wir könnten jeden ihrer Schritte überwachen und sichergehen, dass sie nie mit einem Drogenhändler reden oder in einen Streit geraten. Wir könnten versuchen, sie vor allen möglichen negativen Konsequenzen zu behüten, um sie zu beschützen. Damit würden wir vielleicht verhindern, dass sie Drogen nehmen, aber um den Preis, *dass sie aufhören, Menschen zu sein*. Sie wären dann nur noch unsere kleinen Roboter. Besser ist es, wenn sie freiwillig unserem Gebot „treu“ bleiben, nicht von diesem „Baum“ zu essen, und dadurch gut gedeihen.

Gott wollte keine Roboter erschaffen. Er liebt uns. Er ist ein liebender Vater. Er möchte, dass Menschen lieben können. Und um ein Mensch zu sein, um seinem Ebenbild zu entsprechen, muss man *frei sein*. Frei, ihm zu folgen und mit allem verbunden zu bleiben, was gut und lebendig ist. Oder auch frei, sich von ihm und dem Leben zu trennen und das Leid der „Erkenntnis des Guten und Bösen“ zu erfahren. Wir möchten, dass unsere Kinder zu ihren Spielkameraden und Geschwistern nett sind und mit ihnen zusammen Spaß haben. Aber sie könnten sich auch gegen alles wenden, was wir ihnen sagen. Statt nett zu sein, andere schlagen oder Schlimmeres. Oder sie laufen auf die Straße, von der wir ihnen gesagt haben, dass sie sich davon fernhalten sollen – oder sie würgen den Hund oder klettern gar über den Zaun hinüber in den benachbarten Wald, wo alle möglichen gruseligen Gefahren drohen. Wenn ein Kind seine Verbindung zu guten Eltern kappt und trotzig seine eigenen Wege geht, dann zieht das Konsequenzen nach sich. Aber diese Konsequenzen müssen alle Eltern ihren Kindern zugestehen,

wenn sie ihnen die Freiheit geben wollen, die sie zum Gedeihen brauchen, und wenn sie ihre Kinder wirklich lieben.

Meine Töchter haben Autofahren gelernt – und ich musste mich darauf verlassen, dass sie nichts trinken, wenn sie mit dem Auto unterwegs sind, was bei Jugendlichen im Highschool-Alter nicht selbstverständlich ist. Diese Freiheit musste ich ihnen geben, wenn sie vollkommen Mensch sein und sich entwickeln sollten. Aber diese Freiheit hätte auch zu Fehlentscheidungen mit katastrophalen Folgen führen können. Dieses Risiko ist allen Eltern bewusst. Das ist der Preis der Freiheit. *Und insofern ist es der Preis der Liebe.* Es hat eine strahlende Lichtseite, aber möglicherweise auch eine finstere Schattenseite.

Diese Freiheit hat Gott uns geschenkt, und wir haben sie genutzt, um uns gegen ihn zu wenden. Nun leben wir also in einer Welt, die gut erschaffen wurde, aber schlecht geworden ist, weil die Menschheit beschloss, sich von Gott zu lösen. Das Gute in der Schöpfung ist immer noch da – es gibt Liebe, und alle anderen guten Dinge. Aber zugleich ist alles von Krankheit befallen. In ein und derselben Welt oder in ein und derselben Person findet sich beides. Das Gute besteht Seite an Seite mit dem Bösen in der Welt und wird davon befleckt, manchmal nur ein wenig, manchmal bis ins Mark. Wir kennen gute Menschen, die sich manchmal von einer schlechten Seite zeigen, und wissen, wie das einen ganzen Abend verderben kann. Und wir kennen Situationen, in denen sich das durch und durch Böse zeigt. Wir haben vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen. Jetzt wissen wir, was das bedeutet, wie er es uns angekündigt hat.

Manche werden jetzt sagen: „Okay, aber wenn Gott schon wusste, dass es so kommen würde und dass die ganze Menschheit darunter leiden würde, warum hat er trotzdem dieses Risiko gewählt, das in eine so leidvolle Katastrophe führte?“ Das ist eine wirklich schwierige Frage, die auch mir sehr zu schaffen machte.

Aber ich musste mich der Realität stellen, dass er eben eine Beziehung zu uns Menschen haben wollte. Er wollte uns lieben, und er wollte, dass wir die Freiheit haben, seine Liebe zu erwidern. Das wollte er so sehr, dass er bereit war, das Risiko einzugehen, auch wenn es schiefgehen musste und zu Leid und Verlust führen würde. Würden Sie jemandem einen Heiratsantrag machen wollen, wenn die Person gar keine Wahl hätte, sondern Ja sagen *müsste*? Wenn Sie selbst sie durch Zwang oder irgendein anderes Mittel der Beeinflussung dazu gebracht hätten? Gott war bereit, uns diese Freiheit zu geben, Ja zu ihm und zueinander zu sagen. Um Liebe zu ermöglichen, *musste er uns die Freiheit geben, „nicht zu lieben“*.

Noch einmal zu der Analogie der Kindererziehung. Ich stelle mir die Frage: Wenn ich die Zukunft sehen könnte, wie Gott es kann, und wüsste, dass meine Tochter eines Tages betrunken Auto fahren würde, würde ich ihr dann immer noch das Autofahren beibringen und ihr die Freiheit lassen, diese Wahl zu treffen? *Oder um es auf den Punkt zu bringen: Würde ich erst gar keine Tochter haben wollen, weil sie irgendwie irgendwo eine Fehlentscheidung treffen würde?* Nun, wie es scheint, hat Gott sich dennoch dafür entschieden, Kinder zu haben. Er wollte trotz aller Risiken seinen Söhnen und Töchtern diese Freiheit zugestehen. Obwohl er wusste, dass es fürchterlich schiefgehen würde.

Aber da ist noch etwas, das einen guten Ausgang des Ganzen für alle möglich macht.

So sehr er auch die Freiheit für uns wollte und so klar er auch vorhersah, dass wir sie missbrauchen würden, hatte er doch eine Möglichkeit zur Verfügung, die wir nicht haben. Angesichts dessen, was er kommen sah, fasste er einen noch größeren Plan, damit Schmerz und Leid am Ende *doch nicht* den Sieg davontragen würden. Er liebt uns so sehr, dass er uns und diese Welt nicht den Konsequenzen unserer falschen Entscheidung gegen ihn überlassen

wollte. Wie jeder gute, liebevolle Vater gibt er seine Kinder niemals auf. Er lässt uns nicht im Stich, sondern macht sich auf die Suche nach uns, um die Verbindung wiederherzustellen und heil zu machen, was wir kaputt gemacht haben. Er bezahlte einen unglaublich hohen Preis dafür, uns zu retten und das Böse und das Leid ein für alle Mal zu besiegen. Gott ist nicht weit weg und unsensibel für unser Leid – sondern er unternimmt etwas dagegen und tut das Undenkbare und Unfassbare. Er wurde Mensch. Er starb. Er traf die Wahl, selbst zu leiden, um unserem Leid ein Ende zu machen. Er traf die Wahl zu sterben, um unseren Tod zu besiegen.

Er hatte einen Plan B, der am Ende dem Guten den Sieg über alles Böse verschaffen würde. Natürlich wusste er, dass wir versagen würden, aber schon ganz am Anfang, als wir uns gegen ihn wandten, machte er seinen nächsten Plan offenbar. Sein Plan B hatte einen Namen: Jesus. Und eigentlich war er von Anfang an, seit er wusste, dass wir unsere Freiheit schlecht gebrauchen würden, der Plan A.

In 1. Mose 3 sagt er, dass ein Retter kommen werde, geboren von einer Frau, also ein Mensch, den die Liebe dazu treiben würde, uns zur Rettung zu eilen, die Werke des Versuchers zu zertreten und all diejenigen, die zum Leben zurückkehren würden, heimzuholen. Für immer. Und der dadurch allem Leid ein Ende machen würde. Unmittelbar nachdem die Schlange den Sündenfall der Menschheit eingefädelt hat, tritt Gott auf und sagt voraus, wie der Film ausgehen wird, nämlich mit dem Sieg des Guten über das Böse:

*Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der
Frau und zwischen deinem Samen und ihrem Samen;
er wird dir den Kopf zertreten,
und du wirst ihn in die Ferse stechen.*

(1. MOSE 3,15)

Gott kündigte an, er werde eines Tages Jesus senden, um uns nach Hause zu bringen. Um den Weg frei zu machen, damit wir nach Hause kommen und das Leid ein Ende finden könnte. Dazu musste er etwas Verrücktes tun. Er musste den Preis für alles bezahlen, was wir kaputt gemacht haben. Er musste die Konsequenzen unserer Rebellion auf sich nehmen. Wie Eltern, die ein Bußgeld für das Fehlverhalten eines Kindes bezahlen müssen, bezahlt Gott am Kreuz den Preis für unsere Fehler. Und zugleich besiegt das Kreuz für uns den Tod. Wenn das Kappen der Verbindung zum Leben zum Tod führt, dann ist die Wiederherstellung der Verbindung zum Leben das Ende des Todes. Darum wurde Jesus vom Tod aufgeweckt; seine Auferstehung war die natürliche Folge seines Sieges über unsere Sünde. Ein Tod, der zurück zum Leben führt.

Das Kreuz ist ein tiefgreifendes Geheimnis. Dort machte Jesus wieder heil, was wir kaputt gemacht hatten. Es heißt, dass er in die Ferse gestochen wurde – „verwundet“, aber nicht endgültig getötet. Er wurde wieder aufgeweckt zum Leben. Dem Versucher hingegen wurde der *Kopf* zertreten. Das war tödlich. Der Tod starb am Tag der Auferstehung Jesu. Dem Mann, der von einer Frau geboren wurde, aber nicht der Sohn eines Mannes war. Die Jungfrauengeburt wurde durch Gott und durch eine Frau empfangen, *nicht* durch einen Mann. Darum ist unsere „Neugeburt“ eine Geburt aus Geist und nicht nur die irdische Geburt aus dem Samen eines Mannes, die wir als gefallene Menschen erleben. Gott hat von Anfang an vorhergesagt, dass diese Erlösung am Ende, genau zum richtigen Zeitpunkt, den Sieg davontragen würde. Durch den Retter, „geboren von einer Frau“.

*Als aber die Zeit erfüllt war,
sandte Gott seinen Sohn,
geboren von einer Frau*

*und unter das Gesetz getan,
auf dass er die, die unter dem Gesetz waren,
loskaufte, damit wir die Kindschaft empfangen.*

(GALATER 4,4-5)

Gott gewinnt. Er bekommt das, was er von Anfang an wollte: eine Liebesbeziehung mit seinen Menschen, die ihn wirklich wollen. Auch wenn alles schiefging, hatte er einen Plan, der für alle, die zu ihm kommen wollen, alles wieder gut machen würde. Für alle, die ihn wollen. Und so gewinnen auch wir.

Die entscheidende Antwort für mich bestand also (zusammengefasst) darin zu verstehen, dass Gott Liebe ist und eine Liebesbeziehung zu seinen Kindern wollte. Um das zu erreichen, musste er ihnen Freiheit zubilligen. Er wollte diese Liebesbeziehung verwirklichen, auch wenn der Weg dahin durch einen „Sündenfall“ führte, ein großes Scheitern. Freiheit birgt ein Risiko in sich. Vermutlich hätten wir auch die Wahl treffen können, uns nicht gegen Gott zu wenden – nicht zu sündigen. Schließlich gab es ja einen freien Willen. Aber wir haben es nicht getan. Er wusste das aber, nehme ich an, da er die Zukunft sehen kann, und er hatte bereits einen Weg vorbereitet, uns in die Freiheit zurückzuführen, damit die Liebe für immer regieren kann. Der Apostel Paulus schreibt: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit!“ (Galater 5,1). Freiheit musste am Anfang existieren, und sie muss jetzt existieren. Selbst *heute* noch gibt er Menschen die Freiheit, ihn abzulehnen, wie es manche taten und immer noch tun: „Ihr wollt nicht zu mir kommen, dass ihr das Leben hättet“ (Johannes 5,40). Denen, die nicht an ihn glauben und ihm nicht nachfolgen wollen, sagt er deutlich, dass sie die Freiheit dazu hatten, aber es nicht wollten.

Wir leben also in einer Welt voller Schmerz und Leiden. Aber für mich gibt es eine gute Erklärung dafür, warum das so ist. Gott

gab uns Freiheit, und wir haben uns gegen das Leben entschieden. Das Ergebnis ist eine Welt, die Tag für Tag unaufhörlich den Tod erfährt. Das ist schrecklich, aber es ist die Konsequenz unserer eigenen Entscheidung, die er vorhergesehen hat. Nämlich, dass wir Menschen uns gegen ihn wenden, aus der Beziehung aussteigen und unser eigener Gott sein wollen. Das geht nicht gut – die ersten Kapitel dieses Buches zeigen deutlich, wie sich das in meinem eigenen Leben bewahrheitet hat. Doch ich bin dankbar für die Wiederherstellung der Verbindung, die mein Leben gerettet hat. Und dennoch, auch wenn ich die Realität des freien Willens akzeptiert habe, fällt es mir seit jeher und immer noch schwer, eine andere Wahrheit ebenfalls zu akzeptieren: Warum dauert es so lange? Warum lässt er es immer weitergehen?

Zeiten der „Gottverlassenheit“

Ja, Gott hatte einen Plan, um alles wieder vollkommen zu machen, wenn wir es wollen. Und ja, eines Tages wird dieser Plan vollendet sein. Erste Blicke auf sein Heil erhaschen wir schon jetzt, wenn er gegenwärtig ist und unseren Todeserfahrungen in Leben verwandelt. In den vorherigen Kapiteln habe ich viel davon erzählt, wie er mir auf verschiedenste Weise Leben geschenkt hat. Aber das ist kein Automatismus. Er tut das nicht immer. Er tut es nicht vollständig in diesem Moment. Das ist die zweite Seite dieses Einwands aufgrund des „Problems des Schmerzes“, wie C. S. Lewis es nannte. Wir erleben Leid, und in der Welt gibt es unsäglich Böses. Auch jetzt noch, nachdem Jesus gekommen und auferstanden ist. Ich kann verstehen, dass die Option der Freiheit die ursprüngliche Ursache für dieses Leid war. Aber warum lässt er zu, dass es immer noch weitergeht? Warum gibt es Leid in dieser Zeit zwischen dem

Sündenfall der Welt und ihrer endgültigen Erlösung? Warum bringt er nicht einfach jetzt alles in Ordnung?

Wie lautet die Antwort, die ich gefunden habe?

Es gibt keine.

Zumindest keine, die uns so zufriedenstellt, wie wir es uns wünschen. Es gibt meiner Meinung nach einige Teilantworten darauf. Mit „Teilantworten“ meine ich, dass sie mich nicht vollkommen zufriedenstellen, auch wenn sie hilfreich sind und manches erklären. Aber zuerst möchte ich darlegen, warum es meiner Meinung nach keine erschöpfende Antwort gibt, zumindest keine, die wir verstehen können.

Wenn Gott Gott ist, unendlich liebevoll, unendlich gut, unendlich mächtig und unendlich gerecht, dann *gibt* es in Wahrheit auf jeden Fall eine Antwort. Die Antwort ist, dass er niemals etwas Böses oder Ungerechtes oder Liebloses tun würde. Er *ist* Liebe, sagt die Bibel. Er *ist* Gerechtigkeit. Er *ist* Barmherzigkeit. Deshalb bin ich mir sicher, dass er alle Antworten auf die Frage nach dem Leid kennt. Die Frage, warum er zulässt, dass diese Zeit der Leiden weitergeht, bis Jesus wiederkommt und alles neu macht. Im Himmel und auf der neuen Erde, die vollkommen sein werden, wie er es versprochen hat, wird das Leid eines Tages ein Ende haben. Aber warum das lange Warten? Ich bin sicher, er weiß, warum er es so macht und es alles seinen Sinn hat – nur nicht für mich.

Dass ich darauf keine erschöpfende Antwort habe, kann ich einerseits ertragen, während ich es andererseits zugleich hasse, und zwar aus folgendem Grund: Es liegt wieder einmal an der Aussage der Bibel, dass Gott uns keine andere Antwort gibt als die, die wir akzeptieren müssen: „Vertraut mir.“ Das ist die einzige rechte Antwort, die er gibt, abgesehen davon, dass er am Ende alles gut

machen wird und dass er weiß, was er tut. An vielen Stellen sagt er: „Ich werde euch das jetzt nicht alles erklären. Ihr müsst mir vertrauen.“

In der Bibel gibt es etliche Beispiele, wie Gott diese Frage genau so beantwortet. Am deutlichsten wird das bei Hiob und Jesus.

Ich weiß nicht, wie gut Sie die Geschichte von Hiob kennen, aber sie dreht sich genau um das, worüber wir gerade reden: Warum lässt Gott zu, dass die Menschheit all das durchmachen muss? Warum passieren guten Menschen schlimme Dinge? Teilweise, so haben wir gesehen, liegt es daran, dass wir unsere Freiheit missbraucht haben. Aber das erklärt nur, wie die Menschheit ursprünglich in den Schlamassel hineingeraten ist. Es beantwortet nicht die Frage: „Warum bringt er es nicht jetzt in Ordnung? Warum lässt er zu, dass es immer noch andauert?“ Das Buch Hiob gibt uns die wirkliche Antwort Gottes, die im Grunde lautet, dass es keine Antwort gibt. „Ich bin Gott, vertrau mir“ war seine einzige Antwort an Hiob.

Hiob war ein guter Mensch. „Fromm“ nennt ihn die Bibel. Wenn wir fragen: „Warum passieren guten und unschuldigen Menschen schlimme Dinge?“, dann reden wir über Hiob. Und aus irgendeinem Grund ließ Gott zu, dass er furchtbare Leiden durchmachen musste. Er verlor seine Gesundheit, seinen gesamten Besitz, die wohlverdiente Hochachtung seiner Mitmenschen und, das Schlimmste, seine Kinder. Seine Leiden überstiegen jedes Maß; daran lässt die Bibel keinen Zweifel. Es war so schlimm, dass er ausrief: „Warum bin ich nicht gestorben im Mutterschoß? Warum bin ich nicht umgekommen, als ich aus dem Mutterleib kam?“ (Hiob 3,11) – ein ähnliches Argument wie „Warum sollte man überhaupt erst Kinder haben?“. Es war so schlimm, dass seine Frau sogar zu ihm sagte: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Fluche Gott und stirb!“ (Hiob 2,9).

Er ertrug es, aber während er all das erlitt, sehnte er sich danach

zu sterben oder am besten nie geboren worden zu sein. Er litt unverschuldet und sehnte den Tod herbei; eine Sehnsucht, die ich auch von vielen Patientinnen und Patienten kenne, die unter Misshandlungen leiden mussten, die sie nicht verursacht hatten. Und genauso, wie es auch vielen von Ihnen ergangen ist, machten die Menschen, die Hiob umgaben, die Sache noch schlimmer und verletzten ihn noch tiefer. Seine Freunde gaben ihm die Schuld an seinen Leiden, obwohl er in Wirklichkeit nichts dazu getan hatte. Es war Satan, der versuchte, ihn von Gott abzuwenden, wie er es seit der Erschaffung der Welt bei allen Menschen getan hat. Manchmal tut er das, indem er Menschen Leiden zufügt; manchmal benutzt er Vergnügen und andere Versuchungen, um sie ins Unheil zu locken (Adam und Eva). Doch Hiobs Freunde sagten ihm, er müsse wegen seiner eigenen Sünde leiden, wegen seines mangelnden Glaubens und anderer Unzulänglichkeiten. Die klassische Idee von Ursache und Wirkung. Eine Lüge.

Während sie ihm ihre Antworten unterzujubeln versuchten, protestierte Hiob unter Schmerzen und sagte ihnen immer wieder, ihre Antworten seien nichts wert, und er wünschte, sie würden einfach den Mund halten. Aber nicht einen Augenblick lang wandte sich Hiob von Gott ab. Er wütete, er verteidigte sich, und er drückte all die menschlichen Emotionen aus, die das Leiden in uns auslöst, wenn wir im Leben von zerstörerischen Kräften angegriffen werden und nichts dagegen tun können. Und die ganze Zeit über ließ Gott all das zu. Aus irgendeinem Grund, den wir nicht begreifen können und Hiob schon gar nicht. Das ist es, was Hiob nie verstehen konnte, so wenig wie wir. Und er protestierte dagegen und stritt mit Gott. Es war einfach nicht fair. Doch bis der Streit endete, hatte Hiob immerhin eine Sache, die ihn durchtrug: Er vertraute immer noch darauf, dass Gott gut ist. Er gab den Glauben an Gottes Güte niemals auf. Er hielt an der Hoffnung fest, weil er wusste, dass Gott gut ist.

Siehe, auch wenn er mich umbringt, warte ich auf ihn.

(HIJOB 13,15)

Hiobs erste Antwort auf die Frage war, dass er Gott dennoch vertrauen würde. Auch wenn er all das nicht verstehen konnte und alle Argumente vorbrachte, die ihm einfielen, und all seine Emotionen ausdrückte. Dann, nachdem er lange mit Gott gestritten hatte, bekam er endlich von Gott eine Antwort auf all die Fragen, warum wir leiden müssen.

Gottes Antwort war einfach, und wie ich schon sagte, war es keine Antwort, wie wir sie hören wollen. Sinngemäß lautete seine Botschaft an Hiob: „Meine Weisheit und mein Verständnis deiner Leiden sind so viel höher als deine Gedanken, dass du sie niemals verstehen wirst. Aber ich bin Gott, und du nicht.“ Hier sind ein paar Auszüge:

*Wer ist's, der den Ratschluss verdunkelt mit Worten ohne
Verstand? Güрте deine Lenden wie ein Mann! Ich will
dich fragen, lehre mich! Wo warst du, als ich die Erde
gründete? Sage mir's, wenn du so klug bist! Weißt du, wer
ihr das Maß gesetzt hat oder wer über sie die Messschnur
gezogen hat? Worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt, oder
wer hat ihren Eckstein gelegt, als die Morgensterne mitei-
nander jauchzten und alle Gottessöhne jubelten?*

(HIJOB 38,2-7)

Und so zählt Gott endlos weiter seine Werke auf, um zu belegen, wie unendlich seine Weisheit und Güte sind, etwa die Erschaffung der Himmel, der Meere, der Tiere und die vielen überaus komplexen Aspekte der Schöpfung, von denen in diesem Buch bereits die Rede war, und vieles andere mehr.

Das alles listet er auf und sagt: „Wenn du so schlau bist, meine Gerechtigkeit und Güte infrage zu stellen, wo warst du denn, als ich das alles getan habe?“ Anders gesagt: „Ich weiß ein bisschen mehr darüber, was Weisheit. Güte, Gerechtigkeit und Fairness sind, als du. Wer bist du, dass du mich infrage stellst?“ Wenn Sie diese Abschnitte lesen, werden Sie sehen, dass Gott Hiob nicht nur mit ein paar kurzen Sätzen abspeist, um deutlich zu machen, wer der Klügere ist. Gott führt viele Punkte an, die zeigen, wie weit er über Hiob steht. Er gibt uns nicht die Antwort, die wir hören wollen, aber er überzeugt Hiob davon, dass er jemand ist, der die Antwort kennt. Und das ist für Hiob genug.

Nachdem er Gott gesehen und seine Antwort gehört hat, sagt Hiob schließlich:

Ich erkenne, dass du alles vermagst, und nichts, das du dir vorgenommen, ist dir zu schwer. „Wer ist der, der den Ratschluss verhüllt mit Worten ohne Verstand?“ Darum hab ich ohne Einsicht geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe. „So höre nun, lass mich reden; ich will dich fragen, lehre mich!“ Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen. Darum gebe ich auf und bereue in Staub und Asche.

(HIOB 42,2-6)

Im Kern sagt Gott dies: „Ich werde deine Fragen nach meiner Güte und Gerechtigkeit nicht beantworten. Ich werde dich nur daran erinnern, wer ich bin, und wenn du das wirklich begreifst, wirst du für immer zu demütig sein, um meine Gerechtigkeit auch nur zu hinterfragen. Ich weiß mehr als du. Punkt. Erinnere dich, wer ich bin, und vertrau mir.“ Das ist alles, was wir bekommen.

Das ist es, was ich meine, wenn ich sage: „Es gibt keine Antwort.“

Genauer gesagt gibt Gott nie eine Antwort auf die „Warum?“-Frage. Er gibt uns eine „Wer?“-Antwort. Sie läuft auf das Grundthema der ganzen Bibel hinaus: das Vertrauen zu Gott. „Wer“ er ist. „Vertrau mir.“ Auch wenn du nichts verstehst. Und als Hiob ihn sah und hörte, genügte es ihm, dem Mann, der all das erlitten hatte.

Und obwohl das keine Antwort auf das „Warum“ ist, wie wir sie alle hören wollen, ist es doch eine Antwort: „Es übersteigt euer Verstehen.“ Und das machte mir zu schaffen, weil es mir nicht reichte. Im Leiden und im Hinblick auf das Leid empfand ich dieselben Emotionen wie Jesus, als er am Kreuz leiden musste. Ich habe vorhin gesagt, dass wir die Antwort in den Geschichten von Hiob und Jesus sehen können: „Es gibt keine Antwort“, außer darauf zu vertrauen, dass Gott weiß, was er tut. Am Kreuz drückte Jesus es so aus:

*Eli, Eli, lama asabtani? Das heißt übersetzt:
Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*
(MARKUS 15,34)

Jesus empfand es in seinem menschlichen Dasein genauso. Er konnte nicht verstehen, warum sein Vater ihn anscheinend verlassen hatte. Aber natürlich ist uns klar, dass Gott es verstand. Gott kannte den Grund. Und hinter alledem *war* Gott immer noch vollkommen liebevoll, allmächtig und vollkommen gut. Auch wenn wir es nicht begreifen können. Und derselbe Aufschrei zieht sich durch die Psalmen und andere Geschichten, die die Bibel über das Leiden von Menschen erzählt. Wir verstehen das „Warum“ nicht, aber Gott tut es, und er ist immer noch gut. Wir können ihm vertrauen, auch wenn wir ihn nicht verstehen. Nicht einmal Jesus verstand es in diesem Moment am Kreuz. Aber es gab eine Antwort, die all unser Denken übersteigt, und diese Antwort entsprang aus Gottes höchster Güte:

aus seiner Liebe zu den Menschen. Und wohlgerne, Jesus war *auch* Gott. Er traf die *Wahl*, für uns zu leiden und zu sterben. Was hier geschah, war keine kosmische „Kindesmisshandlung“, wie manche behaupten. Er kam mit einem Ziel: an unserer Stelle zu sterben und so dem Tod für immer ein Ende zu machen.

Mir persönlich ist es nicht sehr gut gelungen, diese Wahrheit emotional zu akzeptieren, bis ich in meiner psychologischen Ausbildung mehr darüber erfuhr, wie unser kognitives Verstehen funktioniert. Bis ich Jean Piaget las, der nicht nur als der Psychologe gefeiert wird, der als erster beschrieb, wie unser Verstand funktioniert, sondern auch ein Epistemologe war (das ist die Wissenschaft, die sich mit der Frage befasst, woher wir wissen, was wir wissen). Eines seiner wichtigen Konzepte war, dass ein Kind bestimmte Dinge buchstäblich nicht verstehen kann, bis es eine höhere Verständnissfähigkeit erlangt hat. Sein Verstand kann etwas, das noch zu hoch für es ist, nicht erfassen und durchdringen.

Ein einfaches Beispiel dafür ist die sogenannte Objektpermanenz. Ein ganz kleines Kind weiß nicht, dass ein Gegenstand immer noch existiert, wenn es ihn nicht mehr sieht. Mit einem Kind, das noch nicht über Objektpermanenz verfügt, kann man nicht Verstecken spielen. Versteckt man einen Ball, so verliert es sofort das Interesse daran. Aus den Augen, aus dem Sinn. Den Ball gibt es nicht mehr. Warum also danach suchen?

Aber irgendwann gelangt das Kind auf eine höhere kognitive Ebene. Es begreift, dass der Ball immer noch existiert, auch wenn es ihn nicht sehen kann. Also sucht es danach. Es sucht nach dem Ball, der existiert, aber irgendwo versteckt ist. Vorher gab es Realitäten, die es nicht verstehen konnte, auch wenn diese Realitäten für einen Erwachsenen klar waren. So wie eine Mutter oder ein Vater verstehen kann, dass der Ball immer noch existiert, das Kind aber nicht, versteht auch Gott das Leiden, wenn wir es nicht verstehen können.

Falls Ihnen Piagets Theorie nicht einleuchtet, stellen Sie sich vor, Sie müssten einem fünfjährigen Kind Algebra beibringen. Eines Tages wird es sie kapieren, aber nicht an diesem Tag. Es kann sie einfach nicht verstehen. Manche Verstehensvorgänge erfordern eine höhere kognitive Fähigkeit, als wir sie im betreffenden Moment besitzen.

Ein ganz kleines Kind wird zum Arzt gebracht und bekommt eine schmerzhaft Spritze. Es schreit seine Eltern an: „Wie könnt ihr zulassen, dass mir das angetan wird? Wenn ihr mich liebt, wie könnt ihr das zulassen?“ Dabei fragt es eigentlich nur: „Wo seid ihr?“

Die Eltern indessen verstehen das „Warum“ und wissen, dass sie ihr Kind über alles lieben. Sie wissen, dass ihr Kleines *nicht* leiden muss, weil sie es etwa nicht liebten. Und es bricht ihnen das Herz, seinen Schmerz zu sehen. Aber sie haben am Ende etwas Gutes im Sinn. Sie verstehen das, auch wenn ihr Kind es nicht verstehen kann.

Das Kind wiederum ist schlicht unfähig, „es zu kapieren“. Buchstäblich unfähig, aber es bleibt trotzdem wahr. *Das bedeutet freilich auf keinen Fall, dass Gott Ihnen aus irgendeinem persönlichen Grund in Ihrem Leben schreckliche Dinge zufügt oder zustoßen lässt.* Oft sind es Menschen, nicht Gott, die beschlossen haben, Dinge zu tun, unter denen sie leiden. Das war nicht Gott. Oder die kranke Schöpfung, die „gefallene“ Schöpfung, in der es Dinge wie Krebszellen gibt, hat es Ihnen zugefügt. Gott steckt nicht hinter dem Bösen. Unser Leid ist ihm zuwider. Deshalb habe ich auch oft Probleme mit dem Spruch, den leidende Menschen oft von anderen zu hören bekommen: „Ach, weißt du, alles geschieht aus irgendeinem Grund.“ *Ja, aber der Grund ist, dass wir in einer gefallenen Welt leben. Gott hat das nicht verursacht.*

Mit dieser Analogie zu einem Kind will ich sagen, dass ich es akzeptieren kann, dass ich etwas nicht verstehe oder keine Antwort habe, wenn ich nicht begreife, warum Gott furchtbare Dinge zu-

lässt, statt sie zu verhindern, oder scheinbar *ewig* wartet, bevor er etwas dagegen tut. Ich kann akzeptieren, dass mein Verstand begrenzt ist. Aber so wie ein Kind, das manches noch nicht verstehen kann, kann ich immer noch nicht verstehen, warum er dem Bösen und dem Leiden noch kein Ende macht. Ich glaube, er hat Gründe dafür, warum er noch damit wartet, alles Leiden zu beenden – Gründe, die mein Verstehen noch übersteigen. Als ich diesen Gedanken endlich verstanden hatte – *manche Dinge sind wahr und erscheinen mir als falsch, aber ich kann sie einfach nicht verstehen* –, legten sich meine Zweifel wieder schlafen oder ließen mir zumindest ein wenig Ruhe. Ich lernte, Gott auf einer anderen Ebene zu vertrauen. Mir wurde klar, dass er gut ist, auch wenn es nicht so aussieht, als ob er auch nur mitbekäme, was geschieht. Mag sein, dass es all meinen logischen Gedankengängen widerspricht. Aber Gott verfügt über einen höheren Verstand als ich. Er weiß manches (stark untertrieben!), was ich nicht weiß. Seine Wege sind höher als meine Wege, sagt die Bibel, und seine Gedanken sind höher als meine Gedanken (Jesaja 55,9). Seinem Verstand kann und werde ich niemals auch nur nahekommen. Er weiß, warum er abwartet, auch wenn ich es nicht weiß.

Ich weiß nicht, ob Ihnen das hilft, aber für mich hat es alles verändert.

Es ist nicht die Antwort, die ich mir wünsche. Aber ich bin nun einmal nicht so klug oder so liebevoll oder so gerecht oder so weise wie Gott. Und weil er so viel größer ist als ich, werde ich wie Hiob nicht über seine unendliche Gerechtigkeit urteilen. Ich werde akzeptieren, dass er Dinge weiß, von denen ich nichts ahne. Und ich weiß, dass er sowohl gut als auch allmächtig ist. Ich werde ihm vertrauen. Und gleichzeitig werde ich ihm sagen, wie schrecklich das für mich ist.

Wie schon gesagt, das Argument mit dem freien Willen genügt

mir, auch wenn es Fragen aufwirft, die ich noch nicht durchschauen kann. Ein paar davon kommen vielleicht auch Ihnen, wenn Sie die obigen Abschnitte lesen. Es bleibt rätselhaft. Aber für mich läuft es darauf hinaus, dass ich darauf vertrauen muss, dass er alles weiß. Und warum sollte ich darauf vertrauen? *Darum ist Jesus so wichtig.* Er kam nicht nur, um für uns zu sterben, sondern auch, um uns zu zeigen, wie Gott in Wirklichkeit ist. Zu Philippus sagte Jesus: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Johannes 14,9). Wir können erkennen, wie Gott ist, indem wir auf Jesus schauen.

Barmherzig, nicht sadistisch oder teilnahmslos. Unser Leid geht ihm so nahe, dass er selbst leidet und stirbt, um all unserem Leid ein Ende zu machen. Manche meiner Fragen bleiben zwar unbeantwortet, aber ich schaue auf ihn, sehe, wie er war, und kann meine unbeantworteten Fragen zur Seite legen. „Ein unendlich guter Gott hat es in der Hand“, das ist alles, was ich in der Tiefe meiner Seele weiß.

Heute verstehe ich ein wenig mehr von *manchen* Aspekten des Leidens und weiß auch, dass *manche* Arten von Leid gut sein können (freilich nicht das Leiden unschuldiger Personen unter Missbrauch oder anderen Übeln, die ihnen angetan werden, oder Krankheiten, die eine Folge des kranken Universums sind, von dem ich oben gesprochen habe. Das sind einfach grauenhafte Folgen einer ins Schlechte gekippten Welt. Es ist niemals der Wille Gottes. Es ist der Teufel, von dem Jesus in Johannes 10,10 sagt, dass er kommt, um zu stehlen und zu töten).

Was ich meine, ist Folgendes. Ich verstehe inzwischen, dass bestimmte Arten von Leid, an denen wir wachsen können, manchmal eine gute Sache sind. In den Jahrzehnten meiner psychologischen Praxis habe ich Menschen oft bewusst tiefer in den Schmerz hineingeführt, damit sie Heilung finden können. Ich kann aus Überzeugung sagen: „Manche Schmerzen sind gut für uns.“ Es kann

heilsam sein, sich schmerzhaften Gefühlen auszusetzen. Oder eine Person mitten in ihre schlimmsten Ängste hineinzuführen, um sie zu heilen. Oder zu sehen, wie sie Kämpfe durchmachen, von denen ich weiß, dass es ihnen dadurch am Ende besser gehen wird, wie etwa bei einer Intervention bei einer suchtkranken Person. Oftmals habe ich Menschen gegen ihren Widerstand in Kliniken eingewiesen. Ich kann dabei Mitgefühl mit ihnen empfinden, aber ich zögere keinen Augenblick, sie dort hineinzuführen, und ich habe auch kein schlechtes Gewissen dabei. Auch wenn ich mitfühle, wie schwer das für sie ist, weiß ich, dass es ihnen in der Folge besser gehen wird. So bitter es auch ist, gegen den eigenen Willen in eine Klinik eingewiesen zu werden! Aber ich führe sie hinein in ein Leiden, das ihnen Heilung verschaffen kann. Das ist mir klar. Ich werde mich immer dafür entscheiden, Menschen zu helfen, ins Leiden hineinzugehen, wenn ich weiß, dass es ihnen helfen wird. Wenn ich weiß, dass es zu ihrem Besten dient. „Kinder, geht eure Hausaufgaben machen.“ Selbst *das* empfinden sie manchmal als unerträglichen Schmerz – aber eines Tages wird es ihnen helfen, einen Job zu bekommen.

Manche Leiden ertragen wir also aus guten Gründen, und ich kann sogar nachvollziehen, was die Bibel meint, wenn sie sagt, dass Gott selbst aus den schlimmsten Dingen, die uns passieren, Gutes hervorbringen kann. Er hat zwar in solchen Fällen das Leiden nicht verursacht, und es ist auch nicht die Schuld der betreffenden Person (zum Beispiel Hiobs), aber er kann sie dennoch nutzen, um Gutes in unserem Leben zu bewirken. Als er damals auf dem College meine Hand nicht heilte und ich nicht mehr imstande war, auf Wettkampfniveau Golf zu spielen, konnte ich das nicht verstehen. Ich betete, aber nichts passierte. Aber er konnte diesen Verlust zu meinem Besten nutzen und mir so eine tiefere Heilung verschaffen. Gleichzeitig bin ich sicher, dass er Mitgefühl mit mir hatte, als ich

das durchmachte. Er ging mit hinein und half mir, es zu verkraften.

Trotzdem – all das ist voller Rätsel. Ich verstehe es immer noch nicht, wenn unschuldige Leute verletzt werden oder leiden und überhaupt nichts Gutes dabei herauskommt. Eines hilft mir allerdings: Gott kann Gutes daraus hervorbringen. Und zwar indem er mit in das Leiden hineingeht und die Person auf erstaunliche Weise stärkt, sich mit in das Leid stellt und Linderung schafft und damit oft Gutes für die leidende Person hervorbringt. Das tut er. Aber deshalb ist diese Art des Leidens an sich noch lange nichts Gutes. Es ist das ins Schlechte gekippte Universum. Es ist das Todesurteil. Krebs ist nicht gut. Aber Gott kann sich in ein solches Szenario mit hineinstellen, seine Liebe zeigen und darin wirken, um aus einer so schlimmen Sache etwas Gutes hervorzubringen. Auch wenn er die Krankheit nicht heilt.

Wir wissen, dass es Gott selbst wehtut, wenn wir leiden. Er sagt, dass es ihn bekümmert, wenn Menschen unter der Grausamkeit, Bosheit und Selbstsucht anderer oder unter anderen grauenhaften Realitäten leiden. Er fühlt mit den Leidenden und findet selbst Linderung, wenn wir hineingehen und das Leid anderer Menschen lindern. Wenn wir zum Beispiel Hungernden zu essen geben oder Kranken helfen. Wenn wir einem leidenden Menschen helfen, sagt er: „Das habt ihr mir getan“ (Matthäus 25,40). Er leidet *mit* den Hungernden, den Dürstenden, den Kranken, den Armen, den Gefangenen. Wenn Sie diesen Menschen helfen und ihr Leid sich verringert, dann *spürt auch er die Linderung seines Leidens mit Ihnen*. Das zeigt, wie viel Anteil er an unserem Leiden nimmt. Er ist bei uns. *Es gefällt ihm nicht, dass uns oder anderen diese Dinge passieren. Er hasst das. Er starb, um dem ein Ende zu machen.*

Auf das „Warum“ gibt es keine gute Antwort außer der Freiheit, die dem Menschen geschenkt wurde und die er zum Bösen nutzte. Jetzt tun die Menschen dieses Böse auch anderen an. Aber

vergessen Sie nicht: Die Bibel spricht von einem persönlichen Bösen, dem Teufel oder Satan, der über eine ganze Armee verfügt, die Tag für Tag Menschen dazu verleitet, zerstörerische Dinge zu tun, und die viel Leid auf der Welt verursacht. Und wie die Geschichte im ersten Buch Mose zeigt, geschieht es manchmal, dass wir uns auf irgendeine Weise dafür öffnen und uns in diese Verschwörung gegen Gott hineinziehen lassen. Manchmal haben wir ein Verlangen nach etwas (denken Sie an Drogen oder sexuelles Suchtverhalten) oder fassen Pläne, die nicht gut für uns sind. Oder wir machen gemeinsame Sache mit unserer dunklen Seite und werden unwissentlich zu Werkzeugen des Bösen. Wahrscheinlich sind Sie auch schon Leuten begegnet, die ihrem Zorn immer neue Nahrung geben, bis er sich in zerstörerischen Hass verwandelt, den sie an anderen auslassen. Unbewusst bieten sich immer wieder Menschen an, sich von Satan gebrauchen zu lassen, um Böses zu tun und Leiden zu verursachen, ohne zu merken, dass der Feind Gottes sie für seinen Krieg missbraucht. Am Ende wird er ihn verlieren, wenn Gott die große Geschichte dieses Universums, in dem ein Krieg zwischen Gut und Böse tobt, zum Abschluss bringt. Das wird geschehen.

Die Botschaft der Bibel ist klar: Gott hasst das Leid und das Böse so sehr, dass er all das eines Tages rächen und wieder in Ordnung bringen wird. Er hat versprochen, dass am Ende alles gut gemacht wird. Er wird Gericht halten über jene, die anderen Böses tun und niemals umkehren oder Wiedergutmachung leisten. Und Satan wird besiegt werden. Er lädt uns alle dazu ein, dass wir uns ihm auf diesem Weg zum letzten Sieg anschließen.

Es reicht also nicht aus, auf das Leid beim Tod eines Kindes zu antworten: „Gott wirkt auf geheimnisvolle Weise.“ Ja, Gott sitzt letzten Endes am Hebel – aber er ist nicht der Urheber dieses Leides, und er hat keinesfalls Freude daran. Im Gegenteil, er fühlt es zutiefst mit und möchte, dass wir mit ihm daran arbeiten, es zu beenden.

Ich weiß also nicht, warum er zulassen kann, dass es auch nur eine Minute lang so weitergeht. Aber auch wenn wir es nicht verstehen können, es gibt einen Grund, warum er für eine gewisse Zeit menschliches Leid zulässt, obwohl er es hasst. Und eines Tages wird er es beenden.

Vorerst also können wir inmitten des Leids nur mit Jean Piaget sagen: „Ich kann nicht verstehen, wie es einen Ball geben kann, wenn ich ihn nicht sehe.“ Und mit Hiob: „Ich kann nicht verstehen, warum mir das alles passiert, aber ich will ihm vertrauen.“ Und wir können wissen, dass er nicht der Urheber dieser Leiden ist, wie Jesus uns ausdrücklich gesagt hat. Er sagte, dass es der Teufel ist, der nur kommt, „um zu stehlen, zu schlachten und umzubringen. Ich bin gekommen, dass sie das Leben haben und volle Genüge“ (Johannes 10,10). Und er sagte, wenn wir Jesus sehen, sehen wir den Vater – Gott.

Wir dürfen sicher sein, dass Jesus das große Ziel verfolgt, Leiden zu lindern und der Ungerechtigkeit Einhalt zu gebieten. Das tat er an jedem Tag, den er auf der Erde verbrachte. Jesus hat nie Leiden verursacht, sondern er kam, um es zu beenden. Und wenn Sie ihn gesehen haben, haben Sie Gott gesehen.

Einen letzten ermutigenden Gedanken dazu, wie Leid zum Guten gebraucht werden kann, und wo sich die Barmherzigkeit und Güte Gottes zeigt, möchte ich noch hinzufügen. *Er kann durch unser Leiden anderen helfen.* Wie oft hat Ihnen schon jemand geholfen – vielleicht ein Freund oder eine Therapeutin – der Ihnen deshalb helfen konnte, weil er selbst dasselbe durchgemacht hatte, worunter Sie leiden? Der „verwundete Heiler“ ist eine Realität. Diese Leute wissen wirklich, wie es Ihnen ergeht. Ich weiß, dass die Depressionen, die ich durchgemacht habe, und die Erfahrung, als Gott mir den Ausweg zeigte, mich zu einem viel besseren Psychologen gemacht haben, als ich es je hätte sein können, wenn ich das

nicht erlebt und wenn Gott mich nicht durch seine Barmherzigkeit geheilt hätte. Wenn Sie jemanden kennen, der durch ein Zwölf-Schritte-Programm vom Alkohol losgekommen ist, wissen Sie, dass alle Hilfe in diesem Prozess von denen kommt, denen Gott bereits geholfen hat. Nun geben sie seine Barmherzigkeit an die nächste Person weiter. Das ist der zwölfte Schritt des Programms. In Römer 8 lesen wir, dass Gott alles, was wir durchmachen, irgendwie zum Guten gebrauchen kann, sodass auch das Schlimmste irgendjemandem helfen könnte, manchmal vielleicht sogar uns selbst. Das heißt nicht, dass er das Leid zu unserem Besten verursacht hätte, sondern dass er in der Lage ist, etwas Gutes daraus zu machen. Einer meiner Lieblingsverse in der Bibel spricht davon:

*Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus,
der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der
uns tröstet in aller unserer Bedrängnis, damit wir auch
trösten können, die in allerlei Bedrängnis sind, mit dem
Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.*

(2. KORINTHER 1,3-4)

Zu Beginn habe ich gesagt, dass dies für mich die schwierigste Frage ist. Ich hoffe, Sie haben gesehen, dass auch ich das „Warum“ nicht vollkommen verstehe und durchschaue. Am Ende habe ich mehr Fragen als Antworten. Aber ähnlich wie Hiob kann ich sagen, dass ich weiß, dass Gott gut ist. Darauf kann ich vertrauen, auch wenn ich nicht verstehe, warum ich nicht den Grund dafür sehen kann, dass er dem Leid kein Ende setzt. Aber ich bin sicher, mein Vater weiß, was los ist. Das, was ich gesehen und verstanden habe, hilft mir bei dem, was ich nicht sehen oder verstehen kann. Was ich selbst erlebt habe und aus den Erfahrungen anderer weiß und alles, was ich aus den Evangelien darüber gelesen habe, wer Jesus ist,

überzeugt mich davon, dass er ein Gott der Liebe ist, der das Böse und alles Leid hasst.

Es bleibt ein großes Rätsel, aber ich kann mich inzwischen damit abfinden, auf die letztgültige Antwort zu warten, bis ich IHN eines Tages sehe. Ich glaube fest daran, dass ER es in der Hand hat.

Psychologie und Glaube

Ich bin jetzt seit vielen Jahrzehnten auf dem Gebiet der Psychologie tätig. Angefangen mit den Studienjahren über Jahrzehnte klinischer Praxis, Forschungsprojekte, meine Tätigkeit als klinischer Leiter eines ganzen Systems von Kliniken und Behandlungszentren bis hin zu Jahrzehnten der öffentlichen Vortragstätigkeit und des Leadership Consultings. Dazu kommen die regelmäßigen Fortbildungen, um auf der Höhe der neuesten Forschungen und Erkenntnisse in der Psychologie und Neurowissenschaft zu bleiben. Es war eine lange Reise, und es ist interessant, auf diesen Weg zurückzublicken und zu schauen, wie die Psychologie für mich die Wahrheit der Bibel untermauert hat. Das fing nicht erst mit der Wissenschaft an. Überraschenderweise war es tatsächlich die Bibel, die mich zuerst einmal von der „Psychologie“, die ich in der Kirche kennenlernte, befreien musste. In den ersten Jahren meines Glaubenslebens lernte ich als Psychologiestudent, Kirchgänger und Leser vieler christlicher Psychologiebücher alle Modelle über das Zusammenspiel von Psychologie und Glaube kennen. Damals verstand ich noch nicht genug davon, um die Mängel dieser Modelle zu erkennen. Also nahm ich einfach hin, was sie sagten. Viele Christen sahen in der säkularen Psychologie einen Gegensatz zum Glauben, da sie aus einer humanistischen Weltanschauung entspringe, die wenig zu bieten habe. Andere nahmen einzelne Aspekte davon auf und pickten sich heraus, was ihnen passte.

Manche Modelle behaupteten, alle klinischen Probleme wären durch Sünden verursacht, die der Buße bedurften, oder dadurch,

dass man die Bibel nicht gut genug kannte, um das eigene Denken über Gesundheit, geistliche oder übernatürliche Erfahrungen emotionaler Heilung oder Befreiung von Dämonen und geistlicher Belastung zu ordnen.

Gewiss steckt in all diesen Aspekten etwas Wahres. Unsere eigenen „Sünden“ können viel Leid verursachen – denken Sie nur an Familien, die durch schlechtes Verhalten auseinanderbrechen, oder Leben, die durch Sucht und Charakterstörungen zerstört werden. Natürlich kann selbstzerstörerisches Denken viel Schmerz auslösen, wie die Forschung zur kognitiven Therapie gezeigt hat. Und ganz sicher haben wir es nötig, dass Gott unsere verwundeten Herzen und Traumata anrührt, und das tut er auch. Es gibt unzählige Zeugnisse über diese Realität, einschließlich meines eigenen. Als Materialist kann man natürlich an der Existenz des Übernatürlichen oder anderer spiritueller Bereiche zweifeln, aber viele Psychologen werden bestätigen, dass sie bisweilen „böse Dinge“ sehen, die sie nicht erklären können und die zumindest aus der unmittelbaren Perspektive übernatürlich erscheinen.

Ich erkannte manches Wahre in diesen christlichen Modellen. Aber je mehr ich über mein Fach lernte, desto mehr blieben sie sowohl hinter meinem wissenschaftlichen Verständnis der großen Zusammenhänge als auch hinter meiner klinischen Erfahrung zurück. Für mich war es der Anstoß zu einer kleinen Glaubenskrise, als ich merkte: Das, was ich in der Klinik und in der Wissenschaft als wahr erkannte, war etwas anderes als das, was viele der „christlichen“ Modelle propagierten.

Das lag vor allem daran, dass ich erlebte, wie sie versagten. Den Leuten ging es oftmals kein Stück besser, obwohl sie eine intensive Behandlung nach den Richtlinien dieser „christlichen Modelle“ der Behandlung psychischer Gesundheitsprobleme durchgemacht hatten. Dabei wurden diese Modelle alle als der „biblische“ Weg

proklamiert, obwohl sie sich in vielen Details gegenseitig widersprachen. Ich muss darüber schmunzeln, wie viele Leute ihr Behandlungssystem als den Weg „Gottes“ bezeichnen, während sie gleichzeitig dem Weg „Gottes“ der anderen widersprechen. Das erweckt für mich den Anschein, als wüsste Gott nicht so genau, was sein Weg ist.

Darüber hinaus machte mir ein Punkt besonders zu schaffen: Ich lernte, dass es klinische Verfahren, Interventionen und Herangehensweisen gab, die wirklich funktionierten. Ich erlebte, wie Essstörungen und Depressionen geheilt, Angstzustände überwunden, Denkstörungen beseitigt, Traumata geheilt wurden und dergleichen. Als ich die Früchte der klinischen Praxis zu sehen bekam, verliebte ich mich in mein Fach. Ich liebte meine klinische Arbeit.

Aber irgendwie kam ich mir dabei vor wie ein Ehebrecher. Meine neue Liebe stand im Widerspruch zur Liebe für meinen Glauben und zur Bibel. Diese geistliche Krise meines Lebens war fast ebenso schwer wie die erste, in der ich mich gefragt hatte: „Wo ist Gott?“ Ich sah, wie Menschen gesund wurden – aber welche Rolle spielte bei alledem der Glaube, wie ich ihn verstand? Allmählich fing ich an, mich wie zwei Personen zu fühlen: eine, die von meinem christlichen Glauben überzeugt war, und eine andere, die von der Wahrheit überzeugt war, die ich mit eigenen Augen sah und die meinem christlichen Glauben zu widersprechen schien. Musste ich ein „Wissenschaftsleugner“ werden? Mir kam es so vor. Ich betete nach wie vor und las die Bibel und *wusste*, dass das half – nur nicht so, wie es manche Systeme der „christlichen“ Lebenshilfe propagierten.

Also nahm ich mir vor, dieses Dilemma aufzulösen, koste es, was es wolle. Ich *wusste*, dass Gott real ist. Und ich *wusste*, dass die Bibel wahr ist. Aber viele der christlichen Ansichten über Psychologie, die ich kennengelernt hatte, waren einfach nicht richtig. Zumindest reichten sie nicht aus, auch wenn sie Wahres enthielten. Ich wusste

inzwischen zu viel, als dass ich noch hätte denken können, sie wären doch richtig, oder sie so hätte akzeptieren können, wie sie präsentiert wurden. Damit konnte ich nicht leben, und deshalb tat ich Folgendes: Ich nahm mir für fast zwei Jahre eine Auszeit.

Natürlich arbeitete ich weiter und spielte auch immer noch Golf – damit konnte ich nicht aufhören. Aber in jedem anderen wachen Moment beschäftigte ich mich nur damit, die Bibel zu lesen und zu studieren. Die christlichen Bücher über Psychologie oder psychische Probleme ließ ich links liegen. Diese Literatur kannte ich bereits. Ich wollte sehen, was die Bibel selbst zu diesen Themen zu sagen hatte. Nur die Bibel allein, wenn ich sie durch die Brille meines klinischen und wissenschaftlichen Fachwissens las, das ich mir über die Jahre erworben hatte. Und dann passierte es:

Ich wurde noch einmal „wiedergeboren“.

Es war nicht zu fassen. Buchstäblich alles, was ich in der Wissenschaft über die Ursachen der Probleme mit der Psyche, mit Beziehungen und mit der Leistungsfähigkeit wusste und darüber, wie sich solche Probleme lösen lassen, war in der Bibel zu finden. Das Wissen war die ganze Zeit schon vorhanden.

Die Bibel war voller Hinweise auf die Ursachen dieser Probleme und deren Heilmittel. Dagegen gab es kaum Belege für viele der „christlichen“ Ansätze, von denen ich gelesen hatte. Nicht nur das, diesem Gedankengut wurde sogar ausdrücklich widersprochen! Die Bibel unterstützte also meine Skepsis gegenüber den Dingen, die in manchen Kirchen gelehrt wurden, und stellte sich dagegen auf die Seite der psychologischen Wissenschaft! (Zweifelloos werde ich von manchen Menschen wütende E-Mails wegen dieser Aussage bekommen, aber das ist nichts Neues. Ich führe diese Debatten seit Jahrzehnten. Schreiben Sie ruhig.) Erinnern Sie sich: Auch als Hiob seine Leidenszeit durchmachte, wies Gott die religiösen Ratgeber zurecht, weil sie nicht die Wahrheit sagten. Religiöse Leute machen

nicht alles richtig. Sie gaben Hiob all die „christlichen“ Antworten jener Zeit und lagen damit ebenso falsch.

Nach einer Zeit intensiven Studiums war mein Dilemma also gelöst. Und mehr als das – ich hatte gewissermaßen eine neue Mission für mein Leben. Ich konnte Menschen nun wirklich helfen, ihre Konflikte zu bewältigen. Mehr noch, ich konnte ihnen und anderen zeigen, dass die Bibel wirklich weiß, warum Menschen leiden, und dass das, was Gott dort sagt, ihnen helfen kann. So kam es, dass ich einen Haufen Bücher zu diesem Thema schrieb und ich bin immer noch nicht fertig.

Es war eine großartige Reise, für die ich Gott sehr dankbar bin. An einen sehr befriedigenden Meilenstein denke ich oft zurück. Nachdem John und ich Behandlungszentren und Kliniken eingerichtet hatten, die diese auf Glauben und Wissenschaft basierenden Behandlungsmethoden einsetzten, luden wir externe universitäre Forscher ein, sie in einer Studie zu untersuchen. Die Studie dokumentierte, dass unser Behandlungsprogramm sowohl bei kleineren als auch bei größeren psychischen Störungen (Achse 1 und 2 nach DSM) bessere Ergebnisse erzielte als andere, nicht glaubensbasierte Programme. Die Studie wurde auf der Jahrestagung der *American Psychological Association* vorgestellt und fand ein überraschend positives Echo. Das war ein echter Höhepunkt in meiner gesamten Tätigkeit.

Meine Bücher *Changes That Heal* (dt. *Vier Schritte in eine gesunde Zukunft*), *Boundaries* (dt. *Nein sagen ohne Schuldgefühle*) und *How People Grow* (von John Townsend und mir) sind aus dieser Arbeit und dieser Zeit hervorgegangen.

Diese Arbeit hat mir viel Spaß gemacht. Ich bin überrascht, dass so wenige Menschen wissen, wie viel die Bibel zum Thema Psychologie zu sagen hat. Ich erinnere mich gerne an ein Gespräch, das ich einmal mit einer Sitznachbarin im Flugzeug führte.

„Was machen Sie denn so?“, fragte sie mich.

Meistens beantworte ich solche Fragen im Flugzeug nicht, weil ich schon weiß, was dann kommt. Oft will die betreffende Person mir dann von irgendeinem Problem erzählen, und ich darf vier Stunden unbezahlte Therapie machen, wo ich mich doch so auf einen Netflix-Serienmarathon gefreut hatte. Aber aus irgendeinem Grund ließ ich in diesem Fall die Deckung sinken.

„Ich bin Psychologe“, sagte ich.

„Lieber Himmel“, sagte sie. „Ich muss Ihnen von meinem Freund erzählen.“

(War ja klar ...), seufzte ich innerlich.

„Was hat er denn für ein Problem?“, erkundigte ich mich.

„Ich habe gerade mal wieder mit ihm Schluss gemacht – und mir bricht das Herz deswegen. Ich kann es nicht fassen, dass wir schon wieder in dieser Situation sind, aber ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten.“ Sie begann zu weinen. „Wir trennen uns, weil ich nicht damit leben kann, und dann fehlt er mir unendlich. Er kommt wieder zu mir, und ich nehme ihn wieder auf, weil ich ihn liebe, und für einen Moment ist alles gut, aber dann geht es wieder von vorne los, und ich halte es nicht mehr aus und mache Schluss. Aber dann vermisse ich ihn, und wir kommen wieder zusammen. Und jetzt ist es wieder passiert“, erklärte sie mir.

„Was passiert denn immer wieder, womit Sie nicht leben können?“, fragte ich nach.

„Sein Zorn“, sagte sie. „Er kann furchtbar zornig werden, und das tut dann sehr weh, und ich kriege es mit der Angst zu tun.“

„Worüber wird er denn so zornig?“, fragte ich.

„Immer wenn ich nicht tue, was er will, wird er sauer. Er versucht mich zu kontrollieren, und wenn ich nicht will, gerät er in Wut.“ Sie fuhr fort: „Für das, was mir wehtut, hat er kein Ohr.“

„Und was machen Sie dann?“, überlegte ich laut. „Wie wird es wieder besser?“

„Nun ja, ich weiß, wie ich ihn beruhigen kann. Ich tue einfach, was er will, und dann wird er wieder friedlich. Aber das kann ich nicht immer machen. Manchmal *kann* ich einfach nicht, aber dann rastet er aus, und dann tue ich wieder, was er will, und alles ist wieder gut. Aber auf die Dauer kann ich so nicht leben.“ Sie schluchzte. „Ich kann ihn beruhigen, indem ich ihm recht gebe, aber ich kann nicht immer einfach so nachgeben. Das kommt mir vor, als wäre ich gar keine Person mehr, als würde ich mich selbst verlieren. Also trennen wir uns, und dann gehe ich wieder zu ihm zurück.“

„Wissen Sie“, sagte ich, „es gibt da so ein altes Sprichwort: ‚Wer jähzornig ist, muss seine Strafe dafür zahlen. Wenn du sie ihm erlässt, machst du alles nur noch schlimmer!‘ Solange Sie zurückgehen und ihm seine Strafe erlassen, indem Sie ihm zu Willen sind, werden Sie ihn zwar beruhigen, aber das Ganze wird sich nur wiederholen.“

„Moment – wie ging das Sprichwort noch einmal?“, fragte sie.

„Wer jähzornig ist, muss seine Strafe dafür zahlen. Wenn du sie ihm erlässt, machst du alles nur noch schlimmer!“, wiederholte ich.

„Das ist ja *irre!*“, rief sie. „Wo haben Sie das her?“

„Aus der Bibel“, sagte ich.

„Was?“, staunte sie. „*Das* steht in der Bibel?“

„Sicher. Sprüche 19,19. Schlagen Sie es nach“, sagte ich ihr. „Sie sollten die Bibel mal lesen. Da stehen viele gute Sachen drin.“

„Ich hätte nie gedacht, das so etwas in der *Bibel* steht!“, sagte sie kopfschüttelnd.

„Ja, ich weiß. Ich wusste das auch nicht, bevor ich angefangen habe, sie gründlich zu lesen.“

Wir unterhielten uns noch eine Weile, und ich erzählte ihr ein wenig von meiner eigenen Geschichte. Was mich immer wieder fasziniert hat, ist, dass die Psychologie auf tausenderlei Weise die Bibel bestätigt. Die Begriffe „Rescuer“ (Retter) und „Enabler“ (Ermög-

licher) sind in der Suchtforschung im letzten Jahrhundert populär geworden. Dabei sagt die Bibel schon seit Jahrhunderten, dass es nie etwas bringen wird, jemanden mit einem Charakterproblem zu „retten“. (Versuchen Sie mal, zu einem bössartigen Narzissten einfach netter zu ein, und schauen Sie, wie weit Sie damit kommen. Viele Verse in der Bibel raten davon ab.) Die Bibel rät meistens zu klaren Abgrenzungen, die manchmal helfen und einen gewissen Schutz vor solchen Menschen bieten. Mitte des letzten Jahrhunderts haben Suchtforscher die Co-Abhängigkeit entdeckt. Sie haben herausgefunden, dass der Süchtige nicht der Einzige ist, der ein Problem hat – auch diejenige Person, die ihm sein Suchtverhalten ermöglicht, indem sie ihm „die Strafe erlässt“ und ihm nicht mit Abgrenzungen entgegentritt, trägt zu dem Gesamtproblem bei. Großartige wissenschaftliche Erkenntnis, oder?

Eigentlich nicht. Eher eine großartige Bestätigung für das, was Mose sagte, als er uns Gottes Weisungen gab, damit wir nachhaltig wachsen können. Er sagte, wenn wir keine Grenzen ziehen und einer anderen Person nicht entgegentreten, sei es, weil sie schwach oder bedürftig ist oder weil sie stark ist (die beiden Gründe, warum wir am häufigsten dem Fehlverhalten anderer keine Grenzen setzen – entweder weil wir uns zu stark mit ihrer Schwäche oder Bedürftigkeit identifizieren und ihnen nicht zumuten wollen, zu tun, was nötig ist, damit es ihnen besser geht, oder weil wir wegen ihrer „Stärke“ Angst davor haben, ihnen entgegentzutreten, wie es bei meiner Sitznachbarin der Fall war), dann tragen wir dazu bei, dass das Problem bestehen bleibt. Genau dasselbe sagen zu Recht auch die Suchtexperten und neuerdings die Narzissmus-Gurus. Niemand verändert sich, wenn Sie ihm nachgeben. Das war die Art und Weise meiner Sitznachbarin, mit ihrem Freund umzugehen. Nur klare Grenzen können helfen (siehe 3. Mose 19,15 und 17). (Manchmal ist die jähzornige Person tatsächlich gefährlich, und in solchen

Fällen kann es sein, dass die betroffene Person Hilfe braucht, um Grenzen zu setzen. Holen Sie sich Hilfe, wenn das Ihre Situation ist, und setzen Sie sich nicht einem Gefährdungsszenario aus durch eine gewalttätige Person.)

Jedenfalls kam ich zu dem Schluss, dass es ihr genauso ging wie mir und vielen anderen. Oft wissen wir einfach nicht, was die Bibel über solche Fragen sagt. Ich war zu diesem Zeitpunkt schon seit mehreren Jahren Christ, aber in meiner Gemeinde hatte ich noch nie etwas von „Abgrenzung“ gehört. Das habe ich erst durch die Beschäftigung mit der Psychologie gelernt. Und als ich dann wieder zur Bibel zurückkam, stellte ich fest, dass dieser Gedanke dort in unzähligen Passagen zu finden ist. Es ist erstaunlich, wie viele Christen keine Ahnung haben, dass die Bibel lehrt, dass man anderen Menschen auch Grenzen setzen soll, statt sie nur zu „lieben“ und ihnen zu „vergeben“. Vergebung und Liebe sind wichtig, aber viele nehmen nur diese Seite der biblischen Lehren wahr und wissen nichts von den Abgrenzungen, zu denen die Bibel ebenso rät.

Das ist nur ein kleines Beispiel eines Tipps aus der großen Metapsychologie, die die Bibel tatsächlich lehrt. Und das weckte mein Interesse und lieferte mir immer mehr Bestätigung für meinen Glauben – eine weitere Säule, „warum ich glaube“.

Die meisten Ursachen (Ätiologien) psychischer Probleme lassen sich in einige wenige Kategorien einordnen. Mit anderen Worten, die meisten psychischen Probleme, die nicht biologisch bedingt sind, beruhen auf einer Handvoll menschlicher Probleme, die sich in verschiedenen klinischen, Beziehungs- und Leistungssymptomen äußern. (Anders gesagt, oftmals rühren dieselben Symptome von denselben zugrunde liegenden Problemen.) Diese menschlichen Probleme sind im Grunde das Thema der Bibel. Sie werden dort immer wieder benannt, und außerdem zeigt die Bibel uns Wege, wie sie geheilt werden können. Ich habe noch keine Behandlung

kennengelernt, deren Behandlungsprozess nicht in der Bibel beschrieben würde.

Das ist es, was mich über die Maßen verblüffte und immer noch verblüfft. Hier sind nur einige Beispiele, die das für mich unterstreichen.

*1. Das Thema „Beziehung, Bindung und Verbindung“
im Gegensatz zu menschlicher emotionaler Isolation,
unterbrochener oder fehlender Verbindung*

Dies ist das Hauptproblem, von dem die Bibel sagt, dass es die Ursache für alles andere ist. Wir sind von Anfang an für die Verbundenheit mit Gott und mit anderen Menschen geschaffen. Als wir unsere Verbindung zu ihm trennten, verloren wir diese Lebensquelle, nämlich die ungebrochene Beziehung sowohl zu Gott als auch zu anderen Menschen. Einfach gesagt: Die zerbrochene Beziehung ist das Problem, und die Wiederherstellung dieser Beziehung ist die Antwort auf das Problem. Sowohl die Psychologie der menschlichen Entwicklung, die Klinische Psychologie als auch die Leistungspsychologie haben das bestätigt. Die Entwicklung des Gehirns, des Körpers, des Immunsystems und viele andere Dinge – das alles kann durch das Fehlen oder durch Komplikationen und Verletzungen im Bindungsprozess beeinträchtigt werden. Neben den Entwicklungsstörungen gibt es unzählige psychische Erkrankungen, die auf Bindungsstörungen zurückzuführen sind, von klinischen Problemen wie Depression, Angst und Suchterkrankungen bis hin zu Beziehungsstörungen. Emotionale Isolation und Bindungslosigkeit sind die wesentlichen Ursachen vieler psychischer Probleme. Die Liste der Symptome ist endlos.

In der Bibel wird der Prozess zur Heilung von Bindungsstörungen exakt gleich beschrieben wie in der Psychologie: ein siche-

res „Objekt der Liebe“, an das man sich bindet; die Überwindung des Dilemmas zwischen dem Bedürfnis nach Nähe und der Furcht davor durch ungeschütztes Ausdrücken von Bedürftigkeit und Schmerz; schließlich die emotionale Übereinstimmung, die Empathie, die Liebe und das Verständnis von seinem „sicheren Gegenüber“ am anderen Ende. Bibel und Psychologie beschreiben beide genau dieselben Schritte, Reaktionen und Prozesse, die zur Heilung dieser „Grundstörung“ führen, wie der große Psychologe Michael Balint es nannte. Auch für das 1. Buch Mose ist dies die „Grundstörung“. Die gesamte übrige Bibel bestätigt das und ruft uns auf, einander zu heilen durch Empathie, Freundlichkeit, Unterstützung, Begrenzung, Ansprechbarkeit, Barmherzigkeit und viele andere Dinge. Das Ergebnis beschreibt das Neue Testament als Herzen, die „gestärkt und verbunden werden in der Liebe“ (Kolosser 2,2). Wenn eine Therapiegruppe die Verbundenheit stärkt und heilend auf die Furcht oder Abwehr gegenüber menschlicher Nähe einwirkt, nutzt sie damit erprobte therapeutische Prozesse im Einklang mit der biblischen Beschreibung des Problems und seiner Lösung.

Jedes tiefgreifende Therapiesystem, das sich bewährt hat, beginnt mit einer sogenannten therapeutischen Allianz, durch die das Gefühl der Sicherheit und Verbindung den Weg für den anschließenden Heilungsprozess eröffnen kann. Dieselbe Verbindung treibt die Verinnerlichung von Liebe und äußerer Struktur an, die für die Person innerlich zu psychischen und emotionalen Regulierungssystemen werden. Anders gesagt, der Mangel an guten Beziehungen schadet uns, und gute Beziehungen sind das Heilmittel.

2. Freiheit, Distanz, Autonomie, Abgrenzung, Differenzierung und Kontrolle

Wie die Psychologie lehrt, muss der Mensch, sobald er gelernt hat, sich in einer Beziehung zu binden (von der ersten Bezugsperson bis zum Rest des Lebens), als Nächstes die Freiheit von seinem Liebesobjekt meistern. Mit anderen Worten, wenn man jemanden liebt und von dieser Person ebenfalls geliebt wird, muss man, ohne diese tiefe Verbindung zu verlassen, frei von dieser Person und frei von ihrer psychischen, emotionalen und körperlichen Kontrolle sein. Dieses Problem der persönlichen Autonomie und der Fähigkeit, eigene Entscheidungen zu treffen, wird als Handlungsfähigkeit bezeichnet. Daraus folgt, dass wir als handlungsfähige Menschen über Selbstbeherrschung und eine Vielzahl weiterer psychischer Fähigkeiten verfügen. Wenn wir dieses Gefühl der persönlichen Handlungsfähigkeit nicht haben, leiden wir. Auch hier lassen sich klinische Störungen wie Depression, Angstzustände, Panikanfälle, Essstörungen, manche Zwangsstörungen, Suchterkrankungen und vieles mehr auf die Unfähigkeit einer Person zurückführen, ihre Autonomie unabhängig von den Menschen, die sie liebt, zu gestalten und selbstgesteuert zu leben. Ein anderes Wort dafür ist Abgrenzung.

Co-Abhängigkeit sowie die Depressionen und Angsterscheinungen, die aus der Auflösung und Überschreitung dieser Abgrenzungen herrühren, sind die Folge. Die Fähigkeit zur Distanz von der eigenen Familie, zum „Verlassen und Anhängen“ und zu einer persönlichen Eigenständigkeit, hängt ebenfalls mit dieser Frage zusammen. Es ist ein ganzer Bereich der Psychologie, auf den die Familienpsychologie und die Familientherapie ihren Schwerpunkt legen. Praktisch alle Therapiesysteme gehen in irgendeiner Weise auf diesen Problembe-
reich ein, vom Gelassenheitsgebet der Anonymen Alkoholiker bis hin zum Selbstbehauptungstraining in der Verhaltenstherapie und vielen

anderen Beispielen. Der Mangel an eigenständiger Handlungsfähigkeit und freiem Entscheidungsvermögen zieht sich als Motiv durch die Interventionen aller möglichen Therapien, deren Wirksamkeit in der Literatur reichlich dokumentiert ist.

Die Bibel sagt: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Galater 5,1). Es wäre unmöglich, alle Aussagen der Bibel aufzulisten, die darauf hinauslaufen, dass wir frei sein sollen von der Kontrolle durch andere und dass wir aufgerufen sind, uns abzugrenzen, um den destruktiven Einfluss anderer auf uns einzudämmen (siehe zum Beispiel Matthäus 18,15-19).

Abgrenzung gegenüber destruktivem Verhalten wird in der Bibel immer wieder empfohlen, und die Wiedergewinnung der Kontrolle über sich selbst ist eine ihrer wichtigsten Lehren. In der Bibel wird diese Fähigkeit als Selbstbeherrschung bezeichnet (siehe Galater 5,23). Die Bibel wendet sich gegen jede Unterdrückung und spricht sich stets dafür aus, anderen zu helfen, ihre Freiheit zurückzuerlangen. Selbstbeherrschung wird gefeiert, und Herrschaft über andere wird verdammt.

Klinische Störungen, Beziehungsstörungen und Leistungsstörungen verlangen immer eine Wiedergewinnung und Stärkung von Freiheit, Selbstbestimmung, Autonomie, Handlungsfähigkeit und dergleichen. Können Sie sich eine Welt vorstellen, in der Menschen immer Selbstbeherrschung besitzen und in der Lage sind, ihre eigenen Emotionen, Impulse und Verhaltensweisen zu steuern und zu regulieren und sich von der Kontrolle und Dysfunktion anderer Menschen abzugrenzen? Dieses Ziel haben sich die Bibel und die ganze Psychologie auf die Fahnen geschrieben. Abgesehen von der Einigkeit darüber, wie wichtig das Freiheitsprinzip ist, habe ich festgestellt, dass alle therapeutischen Interventionen, die darauf zielen, Menschen wieder zu dieser Freiheit und Selbstbeherrschung zu verhelfen, genauso auch in der Bibel empfohlen werden. Von der Kan-

zel bekam ich selten etwas darüber zu hören, aber als ich direkt in die Bibel schaute, fand ich sie alle wieder.

3. Der Konflikt zwischen dem „Guten“ und dem „Bösen“

Wir wurden geschaffen, um perfekte Menschen in einer perfekten Welt zu sein. Einer Welt, die wir verloren haben. Deshalb sind wir schlecht gerüstet, um mit dem Vorhandensein von Schmerz, Verlust, Trauma, Scheitern, Trauer und anderen Erfahrungen fertigzuwerden. Wir wissen, wie das Leben sein sollte, stellen aber fest, dass es nicht so ist, und wir sind nicht dafür gerüstet, diesen Gegensatz zu verarbeiten.

Ein Großteil der Psychologie dreht sich um dieses Problem des Schmerzes, wie wir es bereits oben beschrieben haben, aber mit mehr Fokus auf seinem bloßen Vorhandensein in unserem Leben und auf der Frage, wie wir diesen Schmerz verarbeiten und gut damit umgehen können. Einfach gesagt, es sollte dieses Problem eigentlich nicht geben. Deshalb weiß unser Organismus nicht, was er damit anfangen soll, wie er all den Schmerz, das Scheitern, die Verletzungen und die Enttäuschungen, die wir empfinden, verarbeiten kann. Die Psychologie konzentriert sich vor allem darauf, wie man mit dem Schmerz umgehen und Menschen helfen kann, die nötigen Fähigkeiten und Verhaltensweisen zu entwickeln. Wir kommen nicht mit diesen Fähigkeiten auf die Welt, und außerdem sind es oft gerade die Fähigkeiten, die wir haben, die selbst durch Traumata oder andere destruktive Ereignisse, die uns begegnen, beschädigt sind. Darüber sind wir auch, wie schon gesagt, abgeschnitten von den Verbindungen, die uns helfen könnten, diese Fertigkeiten aufzubauen.

Die Entwicklungspsychologie zeigt uns, wie in einem früheren Kapitel bereits aufgeführt, dass wir zu Beginn unseres Lebens das

Gute und das Schlechte nicht zusammenbekommen. Wir spalten beides voneinander ab. Wir lieben eine Person, wenn sie uns glücklich macht, und wir hassen sie, wenn sie uns frustriert. Kennen Sie jemanden, der Sie für einen wunderbaren Menschen hielt, bis Sie ihn irgendwie enttäuschten, woraufhin Sie sich in seinen Augen in den schlimmsten Schurken aller Zeiten verwandelten? Bei manchen Persönlichkeitsstörungen wie einer Borderline-Störung oder Narzissmus kann das in einem einzigen Augenblick passieren. In den Augen dieser Menschen stürzt man in einer Sekunde von „makellos gut“ auf „abgrundtief schlecht“ ab, sobald man sich auch nur das Geringste zuschulden kommen lässt. Die Beziehungsprobleme, die sich daraus ergeben, kann kein Mensch zählen. Die meisten Menschen, die bei ihrer Hochzeit vor den Altar treten, fühlen sich in diesem Moment nicht so wie an dem Tag, an dem sie beschließen, sich scheiden zu lassen. Aus „makellos gut“ ist „abgrundtief schlecht“ geworden.

Aber ganz abgesehen von solchen drastischen Fällen von Spaltung oder Schwarz-Weiß-Denken zeigt die Psychologie, dass wir alle Mühe haben, die Tatsache zu verarbeiten, dass wir in einer unvollkommenen Welt leben. Klinische Störungen wie Depressionen, Angstzustände, Suchterkrankungen und Essstörungen hängen alle damit zusammen, dass wir nicht mit den Unvollkommenheiten in uns selbst und anderen und mit den Wunden und Verlusten, die uns widerfahren, leben können. Tatsächlich zielt eine der beliebtesten Therapieformen unserer Zeit, die kognitive Verhaltenstherapie, fast ausschließlich darauf ab, die Denkmuster zu verändern, mit denen Menschen das „Negative“ im Leben bewerten, und ihnen zu helfen, angemessener, ausgewogener und einheitlicher über Scheitern, Unvollkommenheit oder negative Ereignisse zu denken. Auch die Dialektische Verhaltenstherapie bearbeitet Aspekte der Spaltung, ebenso wie jede psychodynami-

sche Therapie. Freud und Breuer haben schon vor einem Jahrhundert gezeigt, dass die Unterdrückung negativer emotionaler Erfahrungen, die nicht verarbeitet werden konnten, den Kern einiger emotionaler Störungen bildet. Auch Freuds spätere Erkenntnisse über das kritische Über-Ich und seine Dynamik, mit der sich die kognitive Therapie heute befasst, bestätigen das. Wenn man Ihnen je gesagt hat: „Sie müssen Ihre Trauer verarbeiten und sich dem Schmerz, dem Zorn und dem Verlust stellen“, dann haben Sie einen Ratschlag bekommen, der mit diesen frühen Erkenntnissen zusammenhängt. Und genau dasselbe sagt auch die Bibel immer wieder. Ich war baff, als ich all diese wirksamen Behandlungsmethoden in der Bibel wiederfand.

Therapien für Trauer, Traumata, Überwindung von Scheitern, Perfektionismus und viele andere Dinge verfolgen dasselbe Ziel: dem schlecht ausgerüsteten menschlichen Organismus zu helfen, sich das fehlende Rüstzeug zu beschaffen, das er braucht, um das Problem des Schmerzes und des „Schlechten“ in unserem Dasein zu verarbeiten.

Die Bibel bestätigt all das. Immer wieder spricht sie von der Verarbeitung von Trauer, von selbstkritischen Stimmen, die wir in uns tragen (bisweilen nahe an Freuds „Über-Ich“), Kritik und Verurteilung von anderen wie von uns selbst, von der Notwendigkeit der Vergebung und Versöhnung zerbrochener Beziehungen und von all den anderen Werkzeugen, die wir brauchen. Unzählige klare Anweisungen in der Bibel legen dieselben Interventionen nahe wie die Psychologie, um diese emotionalen, kognitiven und relationalen Dynamiken aufzulösen.

Eine meiner Lieblingsstellen in der Bibel ist die, wo Salomo im Buch des Predigers sagt, es sei besser, Schmerz zu verarbeiten, als ihm durch das Streben nach Vergnügen auszuweichen, denn „durch Trauern wird das Herz gebessert“, wie er sagt (Prediger 7,3). Schrei

es heraus, und es wird dir besser gehen. Stellen Sie sich das vor – Jahrtausende vor Freud sagte schon die Bibel, dass das Zugehen auf den Schmerz, statt ihm auszuweichen, gegen anhaltende Trauerstörungen, Hysterie und andere Erkrankungen helfen kann. Wie sich zeigt, hatte die Bibel gegenüber der Wissenschaft die Nase vorn, aber wieder einmal hat die Wissenschaft die Bibel als wahr erwiesen. Fragen Sie die Dame im Flugzeug.

4. Der Machtausgleich von der Kindheit zum Erwachsenenalter

Sowohl die Bibel als auch die Psychologie bestätigen, dass ein Kind in einer psychologisch benachteiligten Position gegenüber den „Großen“ auf die Welt kommt. Die Eltern haben Autorität über das Leben des Kindes. Die Macht ist ungleich verteilt, und das aus gutem Grund. Die Großen wissen, wo es etwas zu essen gibt und wie man mit dem Auto zum Spielplatz kommt. Mithilfe ihrer Autorität setzen und wahren sie die Regeln, und dasselbe tun Lehrerinnen und Lehrer und andere Autoritätspersonen. Das Kind schaut zu ihnen auf; es fürchtet und respektiert ihre Autorität und lernt, ihnen zu gehorchen.

Gleichzeitig verinnerlichen Kinder die Kompetenzen und Fähigkeiten dieser großen Leute und lernen, sie selbst anzuwenden. Über Jahre hinweg bauen sie diese Fähigkeiten auf und entwickeln sie. Eines Tages, nach einer allmählichen, natürlichen Umwälzung der Familienhierarchie, die wir Jugend nennen, erreichen das Gehirn, der Körper, die Fähigkeiten und die Reife des Kindes einen Punkt, an dem es Zeit wird, es gut sein zu lassen. Es ist nun kein Kind in einer Erwachsenenwelt mehr, sondern „eine oder einer von ihnen“. Sie treffen ihre eigenen Entscheidungen und übernehmen die Herrschaft über ihr eigenes Leben, mit allen Privilegien, die damit verbunden sind. Die Bibel bestätigt das, wenn sie sagt, Kinder unter-

stünden „Vormündern und Verwaltern bis zu der Zeit, die der Vater bestimmt hat“ (Galater 4,2).

Doch wie die Psychologie uns gezeigt hat, kommen wir nicht alle ohne Blessuren dorthin. Wir werden durch Autoritäten verletzt und beschädigt und verkümmern manchmal, oder wir verinnerlichen in unseren Köpfen strenge autoritäre Stimmen, oder eine brutale Autorität bringt uns so in Wut, dass wir eine geradezu „notwendige Rebellion“ entwickeln, um überhaupt zu überleben. Dies sind Folgen negativer Erziehung, die großen Schaden hervorrufen und zu allen möglichen emotionalen, klinischen, relationalen und leistungsbezogenen Problemen führen. Das „verinnerlichte Elternteil“ hat oft keine positive Rolle, und die innere Beziehung, die eine Person mit ihrem „inneren Elternteil“ führt, funktioniert nicht. Das „innere Kind“ leidet weiter, solange es mit diesem Elternversagen lebt, wie die Psychologie es manchmal ausdrückt. Oder diese verinnerlichten negativen Vorbilder werden in missbräuchlichen und toxischen Beziehungen an anderen ausgelassen, indem sie sie in die unterlegene Position zwingen, um ihre eigenen innersten Gefühle zu kompensieren.

Aber strenge und verletzende Elternschaft ist nicht das einzige Problem. Da ist auch noch die Elternschaft, die nie ausgeübt wurde – Menschen wurden als Kinder vernachlässigt oder bekamen keine Unterstützung, um zu reifen Erwachsenen zu werden, und treten infolgedessen schlecht ausgerüstet in die Erwachsenenwelt ein. Die nötige Reife, um mit Autorität umzugehen, fehlt, und die Fähigkeiten, um im Leben zurechtzukommen, wurden nie gelehrt, aufgebaut, gefördert oder entwickelt. Wahrscheinlich haben Sie auch schon in Meetings gesessen, wo eine Person solche Angst vor einem Vorgesetzten hatte, dass sie sich gar nicht traute, ihre Meinung zu sagen, oder wo jemand eine solche Wut auf Autoritäten hatte, dass die ganze Atmosphäre aggressiv und vergiftet war.

Die Psychologie arbeitet hart an solchen Problemen. Sie versucht, Menschen davor zu bewahren, gegenüber anderen Erwachsenen ihre „Macht“ zu verlieren und zu „People Pleasers“ zu werden. Sie hilft ihnen, den Minderwertigkeitskomplex loszuwerden, den viele Leute gegenüber anderen Erwachsenen empfinden, denen sie sich eigentlich ebenbürtig fühlen sollten, unabhängig von ihrem jeweiligen äußeren Status. Leider beugen sich viele vor anderen, oder sie tun das Gegenteil und überkompensieren, indem sie andere dazu bringen, sich vor ihnen zu beugen (wie der Freund der Dame im Flugzeug oder manche Chefs, die Sie vielleicht gehabt haben und die versuchten, Sie bis zur völligen Machtlosigkeit zu erniedrigen, als wären Sie ein gehorsames Kind).

Therapeutische Systeme haben immer wieder das Symptombild und die Lösung dieser Entwicklungshemmungen gezeigt. Von der psychodynamischen Umstrukturierung des Über-Ichs (des Elternteils im Kopf) über die Neutralisierung des „überkritischen Eltern-Denkens“ in der kognitiven Verhaltenstherapie bis zur Achtsamkeit mit ihrer Entkopplung und Beobachtung negativer Stimmen, um ihnen ihre Macht zu nehmen. Hier liegt ein klinischer Schwerpunkt vieler Systeme, und das aus gutem Grund. Depressionen aufgrund einer unterlegenen Position im Leben oder einem Minderwertigkeitsgefühl sind ein reales Problem. Angststörungen aus Furcht vor Verurteilung oder negativer Bewertung sind ein reales Problem. Das Gefühl, nie den Anforderungen zu entsprechen und das eigene Leben nicht in der Hand zu haben, ist ein reales Problem, das zu Pessimismus und erlernter Hilflosigkeit führen kann, da einem das eigene Leben zu entgleiten scheint, und so weiter. Darunter leiden Beziehungen ebenso wie die Leistungsfähigkeit.

Zahlreiche klinische Symptome zeugen von der Notwendigkeit, das „Elternteil“ im eigenen Kopf manchmal zu überwinden. Um es mit Barack Obama zu sagen: „Jemand sagte einmal, dass jeder

Mann entweder versucht, die Erwartungen seines Vaters zu erfüllen oder die Fehler seines Vaters auszugleichen.“²² Das ist zwar ein bisschen vereinfacht, da es ja nicht immer nur um Männer und Väter geht, aber an diesem Satz ist viel Wahres. Unsere Eltern haben eine wichtige Rolle, und wenn die negativ besetzt ist, entsteht ein großes Problem aus dem Gefühl der Unterlegenheit heraus. Der Preis dafür ist, dass man sich nie als Erwachsener fühlt. Die Psychologie befasst sich sehr viel damit.

Auch hier war ich wieder überrascht und erstaunt, wie deutlich und durchgängig die Bibel über dieses Problem spricht und dabei den Blick auf Gottes Lösungsmöglichkeiten lenkt. Jesus rief die Erwachsenen auf, damit aufzuhören, ihren Eltern gefallen zu wollen und stattdessen erwachsen zu werden und Gott zu gefallen. Er forderte dazu auf, nicht mehr den selbst gemachten Regeln religiöser Würdenträger entsprechen zu wollen, sondern wie Erwachsene zu entscheiden, eigene Entscheidungen zu treffen und den wahren Lehren Gottes zu folgen. Er sagte, wir sollten uns nicht der religiösen Obrigkeit beugen und sie so behandeln, als stünde sie in irgendeiner Weise „über“ uns, und lehrte, dass wir alle gleichberechtigt sind. „Aber ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn einer ist euer Meister; ihr aber seid alle Brüder“ (Matthäus 23,8). Anders gesagt: Hört auf, eure Autorität als Erwachsene an andere Menschen abzugeben, denn vor Gott seid ihr alle gleich. (Gott hat keine Enkelkinder, will heißen: Es gibt keinen Vater und keine Mutter zwischen einer erwachsenen Person und ihrem wahren Vater, Gott.)

Und dann, wenn wir uns unsere Ebenbürtigkeit nicht nehmen lassen, können wir uns in angemessener Weise der wirklichen Autorität unterordnen – einer Position – nicht einer Person. Wenn uns dann die Chefin auffordert, etwas zu tun, können wir gehorchen, ohne das Gefühl zu haben, wir lägen mit der Person im Streit oder wären ihr als Mensch nicht ebenbürtig. Wir sind erwach-

sene Menschen, die sich verpflichtet haben zu tun, was die Chefin sagt, und wenn uns das nicht passt, können wir uns einen anderen Job suchen. Richtige Unterordnung gegenüber einer Autorität ist eine Wahl, die eine erwachsene Person trifft. Es sei denn, man lebt in einem autoritären Staat, der von einem Diktator regiert wird (oder man arbeitet in einer Firma, in der ähnliche Verhältnisse herrschen). Es ist nichts Persönliches, und eine gereifte Persönlichkeit macht auch nichts Persönliches daraus, es sei denn, sie fühlt sich innerlich ständig unterjocht und hat von daher einen inneren Widerstand gegen alle Autoritätsfiguren. So eine Person kann es nicht ertragen, wenn man ihr sagt, was sie tun soll. Das ist ein charakterliches Problem, das oftmals zu Brüchen in Beziehungen und Berufslaufbahnen und bisweilen sogar zu Straftaten führt. Wenn Ehepartner sich einander ebenbürtig fühlen, funktioniert ihre Beziehung gut, aber wenn einer oder eine von beiden sich als Elternteil aufspielt, wird der oder die andere meist nicht glücklich sein. Und selbst wenn beide sagen, sie wären glücklich – sind sie es wirklich? Ihre Freunde merken meistens, dass da irgendetwas schief läuft.

Die Bibel spricht durchgängig davon und wettet gegen Menschen, die andere zu unterjochen versuchen, und gegen bedrückende elterliche Autorität über andere. Sie bejaht Autoritätsrollen wie Arbeitgeber oder das Gesetz, aber sie unterstützt es nicht, wenn ein Mensch glaubt, irgendwie „über“ den anderen zu stehen. Vor dem Gesetz sind wir alle gleich. Ich mag die Formulierung im Galaterbrief: Als Kinder unterstanden wir Vormündern und Verwaltern „bis zu der Zeit, die der Vater bestimmt hat“. Später entwickelte sich in der jüdischen Kultur der Brauch der Bar Mizwa zur Feier des Tages, an dem man für erwachsen erklärt wird. Von da an ist es ihr Leben unter ihrer Führung. Sie können im Glauben und bald auch im Leben ihre eigenen Entscheidungen treffen.

In der Bibel finden wir Weisungen, die uns helfen, das kritische

Gewissen zu überwinden, das wir vielleicht geerbt haben und das enger ist als Gott selbst. Weisungen, die uns helfen, innere Selbstverurteilung und Schuldgefühle zu überwinden. Die Bibel prangert es an, wenn Leute sich zu Herrschern über andere aufschwingen. Sie bestärkt uns in der Freiheit, nicht zu tun, was andere von uns erwarten, und unsere eigenen Werte zu wählen, auch wenn sie nicht mit denen anderer übereinstimmen. Sie ermutigt uns, uns als Erwachsene (nicht als Kinder) zu unserer sexuellen Freiheit zu bekennen und sie innerhalb der Wertmaßstäbe Gottes in Anspruch zu nehmen. Sie spricht uns zu, dass wir unseren Eltern nicht mehr gehorchen müssen, wenn wir Entscheidungen für uns selbst und unser Leben treffen. Sie bestärkt uns darin, unser Leben nicht mehr von unserer Ursprungsfamilie bestimmen zu lassen und sie „zu verlassen“ und unseren Ehepartner oder unserer Ehepartnerin „anzuhängen“, um in einer neuen Generation eine eigene Familie zu gründen und ihr vorzustehen. Sie ermutigt uns, unsere Talente zu erkennen und uns unseren eigenen Weg zu bahnen unabhängig von dem, was unsere Eltern sich vielleicht stattdessen für uns vorgestellt haben. Die Bibel hört sich an wie eine Doktorarbeit in Klinischer Psychologie zu diesem Thema. Manchmal wusste ich beim Bibellesen nicht, ob ich gerade die Bibel studierte oder in einer klinischen Vorlesung saß.

Ich könnte noch weitermachen und viele weitere Punkte auflisten, aber dafür reicht der Platz nicht. Aber schon die vier Punkte, die ich hier genannt habe, könnten einen Therapeuten oder eine Therapeutin für ihre gesamte Laufbahn beschäftigen.

Ich habe sie hier aufgezählt, um zu zeigen, dass die Bibel nicht nur von der Psychologie bestätigt wird, sondern sie auch bestätigt. Und das betrifft nicht nur das Vorhandensein der Probleme und ihrer Ursachen, sondern auch den großen Punkt, der mich vollends überzeugte: die Weisungen zur Heilung. Man kann buchstäblich

sagen, dass die biblischen Behandlungspläne „evidenzbasiert“ sind, wie klinische Wirksamkeit heute gern beschrieben wird. Hier sind nur einige der in der Bibel angesprochenen Prozesse, mit denen die Psychologie übereinstimmt:

- Bindungsstörungen und ihre Lösung
- für Beziehungen bereit sein und Beziehungsbrüche heilen
- Freiheit und Selbstbeherrschung als vorrangiges Bedürfnis
- emotionale und verhaltensmäßige Regulierung negativer Zustände
- Vergebung und Versöhnung als Voraussetzung für anhaltend gelingende Beziehungen
- Erwachsensein und Reife als notwendige Ausrüstung für ein fruchtbares Leben
- gekaperte Amygdala und was man dagegen tun kann
- heilsame Mittel bei Trauma und Trauer
- Triebneutralisierung durch Zusammenwirken des Aggressionstriebs und des Liebestriebs, sodass Zorn nicht destruktiv und Liebe nicht (sucht-)ermöglichend wirkt
- Differenzierung persönlicher Abgrenzung von anderen, der Familie und anderen Systemen
- Selbstüberhöhung, Narzissmus, Arroganz und Stolz
- Stärken und Talente für ein fruchtbares Leben finden, in Anspruch nehmen und entwickeln
- Entwicklung von Fähigkeiten für ein gedeihendes Leben
- gesunde Denkparadigmata und Denktechniken
- Sicherheit und Vertrauen in Beziehungen
- ein zielbewusstes Leben, das Glück und Gedeihen bringt
- Altruismus und Großzügigkeit
- Begrenzung und Eindämmung von Missbrauch und toxischem Verhalten
- Zielorientierung und ein klarer Weg zur Zielerreichung

- Umgang mit Angst und ihre Auflösung
- Sinn im Leben
- Entwicklung durch die Stadien des Lebens mit angemessenen Aufgaben für jedes Stadium
- Ehe- und Elternfähigkeiten und ihre Entwicklung
- Grundlagen der Befreiung von Sucht
- Leistungsangst und andere Leistungsprobleme

Heilung und Wachstum durch Veränderung in einem offenen System

Ich weiß noch genau, wo ich als Student gerade war – nämlich an der sechsten Abschlagstelle eines meiner Lieblings-Golfplätze –, als bei mir der Groschen fiel. *Moment mal – die Psychologie hat mit Freud begonnen, der von der Physik und Biologie herkam, in der es um Hydraulik geht. „Gibt man Druck auf diese Stelle, kommt dort drüben das Wasser herausgeschossen.“ Unterdrückt man eine Emotion, so wird sie als Symptom irgendwo anders herausgespritzt. Ganz einfach und doch tief.* Dieser Gedanke veränderte viel, denn jetzt begann die Psychologie damit, Emotionen und Traumata als Ursache von Symptomen zu betrachten. Also stellte ich mir die Frage: *Was hat die Physik sonst noch an Erkenntnissen zu bieten, die sich auf psychologische Prozesse übertragen lassen?*

Thermodynamik – MENSCHENSKIND! Ein geschlossenes System löst sich im Lauf der Zeit auf, und die einzige Möglichkeit, das umzukehren, besteht darin, das System zu öffnen und zwei Zutaten, Energie und Information, von außen zuzuführen, um die Energie nutzbar zu machen. Das ist psychische Entwicklung und Heilung in einem Satz!

Es traf mich wie ein Donnerschlag.

Für Sie hört sich das vielleicht nicht besonders tief sinnig an, aber

ich konnte ein paar Jahre lang über nichts anderes nachdenken als darüber, wie die Physik die psychische Funktionsweise des Menschen beschreibt. Die menschliche Psyche kann ein geschlossenes System sein. Und es wird schlimmer, wenn sie ein geschlossenes System bleibt. Aber wenn sie sich für zwei von außen kommende Zutaten öffnet, neue Energie und neue Information, um diese Energie nutzbar zu machen, wie es in der Physik gelehrt wird, kann die Psyche wachsen. Und eine verletzte oder schlecht geordnete Psyche kann heilen. So funktionieren sowohl menschliches Wachstum als auch Therapien. Angefangen vom kleinen Kind, das sich öffnet für die Energie und Liebe einer Beziehung und für die elterliche Information, die diese Liebe auf nützliche Weise ordnet. Gute Therapie funktioniert genauso.

Alle Metaanalysen zu Therapieformen in der psychologischen Forschung heben besonders eine Erkenntnis hervor: Die Heilung geht von der therapeutischen Beziehung aus. Und diese Beziehung muss eine unterstützende Energie mit Wärme (Liebe) und Information (Wahrheit und Leitsätze, Weisheit, Wissen, Einsicht und Struktur) sein. Wenn diese beiden Zutaten, Liebe und Wahrheit, im richtigen Maß vorhanden sind, können Menschen Heilung finden. (Ebenso erkennt man, wenn Kinder aus einer gesunden Umgebung kommen: viel Wärme und angemessen hohe Erwartungen – dieselben beiden Zutaten: Liebe und wahrheitsbasierte Grenzen.)

So lernte ich, Therapien und Therapiesystem zu bewerten, indem ich diese Zutaten analysierte und herausfand, was hilfreich war und was nicht, welche Dosen wer wann brauchte, mit welchen Aktivitäten und wie Strukturen und Prozesse auseinanderzuidividieren waren und andere Faktoren. Allmählich ergab es einen Sinn, warum so viele verschiedene Therapieformen eine gewisse Wirksamkeit zeigen konnten, je nachdem, ob und in welchem Maße diese Zutaten vorhanden waren oder fehlten. Die Physik half mir sehr, eine Me-

tapsychologie der Behandlungsformen zu entwickeln. Später entwickelten John Townsend und ich gemeinsam dieses Konstrukt weiter, um damit unsere Behandlungsprogramme zu planen, die dann die zuvor erwähnten Resultate in unseren Kliniken erbrachten.

Im Blick auf meinen Glauben war es, als hätte jemand den Lichtschalter eingeschaltet. Es brachte die ganze Botschaft der Bibel über das menschliche Dasein auf den Punkt:

1. Wir sind geschaffen, um mit Energie (Gott) und Information (Gott) verbunden zu sein.
2. Wir trennten uns von ihm und wurden zu individuellen „geschlossenen Systemen“ ohne die Energie aus der Beziehung zu Gott. Ohne seine Liebe und ohne dass seine Weisungen in uns lebendig sind und seine Wahrheit unser Dasein ordnet. Auf uns gestellt, als geschlossenes, von ihm getrenntes System, ist es der Menschheit seit dem Sündenfall nicht gut ergangen.
3. Die Entropie nahm ihren Lauf, und mit der Menschheit wurde es schlimmer, da wir von der Liebe und dem hilfreichen Input einer Intelligenz außerhalb von uns selbst abgeschnitten blieben. Die Bibel spricht davon, dass wir „verloren“ sind, das heißt vom Leben abgeschnitten.
4. Dann trat Gott selbst in das System, das menschliche Leben, ein, um uns zurückzubringen zum obigen Ausgangspunkt. Er lädt uns ein, uns wieder mit ihm und den anderen zu verbinden, um geliebt und zur Wiederherstellung zurückgeführt zu werden. Er hat uns jene beiden Grundlagen unseres Lebens wieder zugänglich gemacht.

Das ist das Evangelium in einem Satz. Jesus tritt in unser geschlossenes System ein und bringt uns Leben.

Als ich das verstanden hatte, konnte ich sehen, dass die Bibel

von nichts anderem redet als von der Umkehrung der zerbrochenen Beziehung zu Gott und anderen Menschen wie auch zu uns selbst. Und von einer grundlegenden Veränderung unseres Lebens, wenn wir auf Gottes Wegen gehen. Den Wegen des Designers. (Zum Beispiel, dass man einem zornigen Mann seinen Jähzorn nicht durchgehen lassen sollte.) Er kehrt die Entropie und den Tod um. Er bietet uns eine Beziehung an, die von unendlicher Liebe und unendlicher Wahrheit geprägt ist. Die beiden Faktoren, die ich in der Physik gesehen hatte: Energie und Information. Er ermächtigt uns, und er unterweist uns.

Ich werde das hier nicht weiter ausführen – es wäre ein eigenes Buch wert. Es mag genügen, wenn ich sage, dass auch dies wieder ein Beispiel dafür ist, wie alles, was ich in der psychologischen Wissenschaft lernte, mich zurückführte zu dem, was Gott gesagt und Jesus getan hat.

Als ich wieder in Verbindung zu ihm kam, fand ich eine dringend benötigte Energiequelle der Liebe und der Unterstützung. Seine Weisungen verschafften mir Heilung und brachten mich auf einen Weg des Wachstums. Er drang in mein „geschlossenes System“ ein. Wer hätte gedacht, dass Freud und die Bibel sich in manchen Dingen tatsächlich einig sind – auch wenn er ein Atheist war.

Nebenbei bemerkt: Es ist schon komisch zu sehen, wie viele populärwissenschaftliche Autoren heute kein gutes Haar an Freud lassen. Natürlich ist vieles von dem, was er sagte, umformuliert und verändert worden. Er hatte nicht in allem recht. Immerhin aber brachte er viele gute Erkenntnisse ins Gespräch, wie zum Beispiel, dass die Persönlichkeit eine Struktur hat und sich in Stadien entwickelt. Dass Träume eine Bedeutung haben. Dass Emotionen verarbeitet werden müssen. Dass Beziehungen uns prägen. Wie die Erfahrung von Trauer und Verlust sich auf klinische Probleme auswirkt. Dass wir symbolgeleitete Geschöpfe sind. Dass wir ver-

innerlichte Beziehungen wiederholen und in unseren gegenwärtigen Beziehungen ausleben. Dass wir dazu verdammt sind, konfliktträchtige Verhaltensmuster zu wiederholen, bis sie neu verdrahtet werden. Dass kognitive Umstrukturierung wichtig ist. Dass Wachstum ein Prozess ist und vieles andere mehr. Viele „neue“ Therapien, die heute vorgeschlagen werden, sind überhaupt nicht neu. Die meisten „Freud-Verächter“ scheinen mir nie die Originalquellen gelesen zu haben, sondern nur zu wiederholen, was sie über Freud in irgendeiner Zeitung gelesen oder von einem Professor gehört haben. Ich bin selbst kein Freudianer im klassischen Sinn. Aber ich weiß sehr zu schätzen, was er mit seiner Integration des Physischen (der Biologie) und der Physik (Gesetze) in die Wissenschaft eingebracht hat.

Die Auffassung, dass das Leben ein geschlossenes System ist, bis wir es für Gott öffnen, erklärt viel über Theologie und die Bibel. Das Hauptanliegen der gesamten Bibel und besonders des Neuen Testaments lässt sich einfach zusammenfassen: Es geht um eine Beziehung zu Gott. Jesus sprach davon, in ihm zu „bleiben“:

Bleibt in mir und ich in euch.

*Wie die Rebe keine Frucht bringen kann aus sich selbst,
wenn sie nicht am Weinstock bleibt,
so auch ihr nicht, wenn ihr nicht an mir bleibt.*

(JOHANNES 15,4)

Alle Fruchtbarkeit im Leben beruht auf Bindung und Beziehung, und das gilt auch für Menschen. Aber die Quelle und die wichtigste aller Beziehungen, die wir brauchen, ist die Verbindung mit Gott. Damit begann für mich alles, damals in jenem Wohnzimmer. Matthäus 6,33 fordert uns auf, nach dem Reich Gottes (einer Beziehung zu ihm) und nach seiner Gerechtigkeit (seiner Intelligenz und

Wahrheit) zu streben, und verspricht, dass alles andere uns dann dazugegeben wird. Wenn Menschen das tun, stellen sie fest, dass Gott ihnen sogleich aufträgt, auch die Verbindung zu anderen zu suchen. So kann Heilung beginnen.

*Eine gesunde Integration der beiden Triebkräfte,
die uns zu Menschen machen: Liebe und Aggression*

Okay, diesen Abschnitt dürfen Sie gern überspringen, falls er Ihnen etwas zu esoterisch ist, aber für mich war das Folgende eine starke Bestätigung der Bibel durch die Psychologie. Das will ich Ihnen nicht vorenthalten.

In unserem tiefsten Kern haben wir Menschen zwei starke Triebe. Es gibt noch andere, aber diese beiden sind primär. Der erste ist der Trieb, uns mit anderen zu verbinden, der Beziehungstrieb, und der zweite ist der Trieb, uns zu behaupten, der Aggressionstrieb. Der Beziehungstrieb ist ein Trieb der Liebe, und der Aggressionstrieb ist ein Trieb, der darauf aus ist, Dinge so zu formen, wie sie unserer Meinung nach sein sollten und wie wir sie uns wünschen. Zum Beispiel geht schon ein kleines Baby mit Schreien und Strampeln gegen alles vor, was nicht so ist, wie es ihm passt. Später sorgt derselbe Trieb dafür, dass wir Häuser bauen oder Karrieren starten.

Am Anfang sind diese beiden Triebe völlig separat. Wenn Sie ein Baby liebevoll beschwichtigen, werden Sie kaum Aggression von ihm ernten. Aber wenn Sie etwas tun, was das Baby frustriert, werden Sie erleben, wie der Aggressionstrieb mit voller Wucht zuschlägt. Bei unreifen erwachsenen Menschen hält diese Spaltung zwischen Liebe und Aggression immer noch an (denken Sie an Borderline-Persönlichkeiten). Entweder gut oder schlecht, so nehmen sie das Leben wahr. *Liebe mich, und alles ist gut. Nimm mir*

etwas weg, und ich werde dich wütend anschreien. Ich werde das in Ordnung bringen, und dich auch!

Je reifer wir werden, desto besser gelingt es uns, diese beiden Triebe zusammenzubringen, sodass sie sich gegenseitig neutralisieren. Sie nutzen das Gute im jeweils anderen und mindern die Destruktivität der Spaltung. Wenn zum Beispiel unreife Liebe idealisiert wird wie bei einer narzisstischen oder Borderline-Persönlichkeit, die sich Hals über Kopf verliebt und die andere Person nur noch wunderbar findet, lockt sie sie in einen Drogenrausch positiver Gefühlszustände. Alles ist Liebe, in jedem Moment. Alles ist gut. Aber sobald man sie irgendwie frustriert und sie zornig werden, bekommt man nicht etwa ein liebevolles Feedback. Nein, Sie bekommen ihre Wut zu spüren und werden angegriffen. Plötzlich sehen sie in Ihnen nur noch einen abscheulichen Schurken, beschimpfen Sie, greifen Sie an und versuchen, Sie fertigzumachen. Alles ist Aggression, von Liebe keine Spur mehr. Es gibt keine Grauzone; nur noch Schwarz und Weiß. So sieht eine unreife Persönlichkeitsstruktur aus.

Zudem gibt es in unreifer Liebe keine Wahrheit, denn das ist eine Funktion des Aggressionstrieb. Sie ist abgespalten und liebt, ohne Grenzen durchzusetzen. Sie neigt zum Ermöglichen (Enabling) negativer Verhaltensweisen und zur Idealisierung. Da die beiden Triebe nicht zusammenarbeiten, liebt der Enabler nur, ohne je gegen irgendetwas Stellung zu beziehen, solange er ausschließlich in seinem „liebvollen“ Modus bleibt. Die Co-Abhängigkeit regiert – bis die Person eines Tages die Nase voll hat und die Scheidung einreicht. Achten Sie mal darauf, wie bei unreifen Persönlichkeiten manchmal während solcher Auseinandersetzungen plötzlich der Aggressionstrieb aufwacht! Das kann ziemlich übel werden.

Viele Frauen berichten, dass ein Narzisst sie anfangs überschwänglich liebte und alles für sie tat. Bis er über irgendetwas ent-

täuscht war, zum Beispiel, weil sie zu irgendetwas Nein gesagt hat. Dann plötzlich schlägt der Wind um. Er geht zum Angriff über, und die Liebe verflüchtigt sich im Nu.

Nach dem Säuglingsalter, wenn das Kind durch die reife Liebe eines Elternteils selbst gereift ist, kommen diese unterschiedlichen Triebe zusammen und das Kind entwickelt die Fähigkeit, diesen Elternteil zu lieben, auch, wenn er immer wieder Grenzen setzt und das Kind so frustriert. Immer wieder wird das wütende Kind beschwichtigt und gegen seinen Widerstand ins eigene Bett gebracht, statt seinen Willen den Eltern aufzuzwingen. Die Eltern setzen dem Kind so liebevolle Grenzen und nehmen nicht fälschlich die Rolle ein, „immer lieb“ zu sein und alles zu tun, was das Kind möchte. Sie entscheiden sich dafür, beides zu sein: liebevolle *und* bisweilen frustrierende Eltern. Wütenden Kleinkindern kann man liebevoll Grenzen setzen, wenn man sie in eine Auszeit schickt, bis sie aufhören zu schreien und sich dazu entschließen, wieder freundlich zu sein. Ich erinnere mich gern daran, wie ich unserer Ältesten, Olivia, wenn ich sie in eine Auszeit schickte, manchmal sagte: „Ich höre dir zu, wenn du aufhörst zu schreien und mit Worten mit mir sprichst.“ Auf diese Weise beginnen sich die Triebe zu integrieren, und die Kinder können über irgendetwas zornig oder traurig sein, ohne in Wut zu geraten, und lernen, das Wort „nein“ zu akzeptieren, ohne jemanden dafür zu hassen, wie es der Freund der Frau im Flugzeug tat. (Partner, die sich benehmen wie Kleinkinder, brauchen manchmal eine gute Auszeit. Ich erinnere mich an ein Lied, das wir unseren Kindern beigebracht haben: „You get what you get, and you don't get upset.“ Es war an der Zeit für sie, das Wort „nein“ nicht mehr zu attackieren wie einen Feind, sondern zu lernen, es zu akzeptieren.)

Im Laufe der Zeit, nach vielen solcher Erfahrungen neutralisieren sich die Triebe der Kinder, wenn Eltern ihnen mit liebevoll gesetz-

ten festen Grenzen begegnen. (Deshalb ist Zorn eines der schlechtesten Erziehungswerkzeuge, deren sich Eltern bedienen, ebenso wie die übermäßige Nachgiebigkeit auf der anderen Seite.) Was ist das Ergebnis einer solchen integrierten Beziehung? Eine gesunde Psyche, die unter anderem fähig ist, eine dauerhafte Beziehung zu einer unvollkommenen Person zu führen. Die Fähigkeit, eine Person zu lieben, auch wenn sie einen manchmal frustriert. Wenn ein Konflikt auftaucht, können sie auch zornig werden, aber ohne in ihrem Zorn zu sündigen, wie die Bibel es ausdrückt (Epheser 4,26). Sie treten ihrem Partner liebevoll entgegen und lösen das Problem gemeinsam – vorausgesetzt, auch der Partner ist in der Lage, auf die Frustration liebevoll zu reagieren. So sieht eine integrierte Persönlichkeit aus. Diese Integration führt zu einer Vielzahl psychischer Reifungsprozesse und Fähigkeiten, zum Beispiel zu Impulskontrolle und Selbstregulation. Reife Menschen rasten nicht aus oder lassen sich von ihren emotionalen Zuständen überwältigen. Denken Sie auch hier wieder an die Impulsivität von Borderline-Persönlichkeiten, für die die Spaltung der Triebe ein wesentliches Merkmal ist.

Und hier ist der Punkt, der mich zum Staunen brachte. Als ich dieses Konzept kennenlernte und begriff, wie entscheidend es für das ganze Leben ist, für unsere Beziehungen und unsere Reifung, schrie mir die Bibel geradezu etwas entgegen.

Die ganze Bibel erzählt von einem Gott, in dem Liebe und Aggression integriert sind und in dem „Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen (Psalm 85,10)“.

*Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns,
und wir sahen seine Herrlichkeit,
eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater,
voller Gnade und Wahrheit.*
(JOHANNES 1,14)

Gott wird immer wieder so beschrieben, dass sich in ihm Gnade und Wahrheit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit verbinden.

Gott ist der, bei dem „Liebe und Grenzen“ zusammenkommen und integriert werden. Jesus weist die Ehebrecherin zurecht, aber er tut es in Liebe: „So verdamme ich dich auch nicht; geh hin und sündige hinfort nicht mehr“ (Johannes 8,11). Das hört sich an wie ein guter Vater, der zu seinem Kind spricht. Kein Zorn, sondern klare, liebevolle Grenzen. Liebe und Grenzen zugleich.

Das gesamte Evangelium stellt uns jemanden vor, der uns aufruft, genau diese Reife zu entwickeln. Wir sollen lernen, nicht mehr in Wut zu geraten und andere zu verurteilen, wenn sie uns enttäuschen, oder das Gegenteil zu tun – ihn ohne Regeln, Erwartungen oder Strukturen zu lieben.

Wenn jemand Sie frustriert, sagen Sie in Liebe die Wahrheit (siehe Epheser 4,15). Lieben Sie, *während* Sie Ihre Grenzen ziehen. Tun Sie beides zusammen.

Wissen Sie noch, was ich über Triebregulation und Impulskontrolle gesagt habe? Gott ruft uns zu einem integrierten Leben, und je integrierter wir werden, desto mehr Selbstbeherrschung haben wir und desto besser sind auch unsere Beziehungen. Ziele werden erreicht, wenn wir innerlich Nein sagen zu allen möglichen Vergnügungen. Wenn wir unserem impulsiven inneren Kind die Frustration eines klaren Nein zumuten. Wir lernen, Belohnungen aufzuschieben. Konflikte werden gelöst, statt dass Beziehungen daran zerbrechen. Die erzieherischen Fähigkeiten wachsen. Das ist die Frucht eines Lebens, das gelernt hat, „in Liebe die Wahrheit zu sagen“. Es wird Ihnen leichter gelingen, sich selbst Grenzen zu setzen, wenn die Stimme, die „Nein“ sagt, freundlich klingt.

Ist das nicht wirklich ein erstaunliches Evangelium? Die Erkenntnis, wie Triebneutralisierung funktioniert, nämlich durch das Zusammenwirken von Liebe und Grenzen, Liebe und Aggres-

sion, Empathie und Konfrontation, Beziehungsorientierung und Aufgabenorientierung, hat mir einen ganz neuen Blick auf die Bibel eröffnet.

Ich könnte noch endlos über Psychologie und die Bibel reden – schließlich habe ich mich mein Leben lang damit beschäftigt. Wie entstehen multiple Persönlichkeiten? Wir sind nach dem Bild Gottes erschaffen, der zwar unzählig viele Facetten an sich hat, aber sich nie aufspaltet. Das Trauma, in einer gefallenen Welt zu leben, führt bei den Betroffenen zu dieser Spaltung, sodass die Teile anfangen, ein Eigenleben zu führen. Warum spricht sich das Neue Testament so stark gegen Schuldgefühle aus? Warum verurteilt es uns nicht, auch dann nicht, wenn wir versagen? Aus demselben Grund, aus dem die Psychologie zu dem Schluss gekommen ist, dass Schuldgefühle uns nur behindern und nie zur Reifung führen. Nur echte Trauer und Reue, die sich auf die andere Person und auf den Schaden fokussieren, den ich ihnen und mir selbst zugefügt habe, führen zu einer Veränderung. Die Bibel nennt das „Traurigkeit nach Gottes Willen“ (2. Korinther 7,10).

Ich könnte noch viele weitere psychologische Konzepte anführen, die in der Heiligen Schrift zu finden sind, aber ich wollte Ihnen vor allem eines zu verstehen geben: Die Erkenntnisse der Psychologie bekräftigen in meinen Augen die Wahrheit der Bibel.

Schlussgedanken und eine Einladung an Sie

Wie Sie vielleicht aus dem Vorwort noch in Erinnerung haben, ist dieses Buch aus dem Wunsch heraus entstanden, mit meinen Freunden über Gott zu reden – und ihnen verstehen zu helfen, wie ich dazu komme, „einer von *denen*“ zu sein. Wie kann es sein, dass ich tatsächlich einer von diesen Leuten bin, die tatsächlich an die „*wirklich* wahre“ Version davon glauben, wer Jesus ist? Aus diesem ursprünglichen Bedürfnis heraus hatte ich mir vorgenommen, das Thema wie ein richtiges Buch anzugehen und meine Gedanken mit einem größeren Publikum zu teilen. Und ich wollte es so schreiben, dass andere Christen, die ihren Freunden von ihrem Glauben erzählen wollen, es weitergeben und so mit ihnen ins Gespräch kommen können. Ich hoffe, es ist für beide Lesergruppen von Nutzen.

Jetzt wissen Sie also, wie ich aus meinem tiefen Bedürfnis heraus, dass Gott sich zeigen und mir helfen möge, als ich ihn am meisten brauchte, zum Glauben fand; wie ich auf vielerlei Weise seine Realität erlebte und wie ich danach Antworten auf viele intellektuelle und persönliche Fragen finden musste, die ich hatte. Danke, dass Sie diese Reise mit mir nachvollzogen haben. Und jetzt am Ende dieses Prozesses muss ich sagen, dass es für mich eine tief bedeutungsvolle Erfahrung war, mir in Erinnerung zu rufen, wie treu und zuverlässig Gott mich nun schon seit vielen Jahren begleitet. Es ist gut, daran zu denken und sich zu erinnern.

In gewisser Hinsicht hätte ich noch viel mehr schreiben können – es gibt noch so viele andere Fragen, mit denen ich gerungen habe und für die der Platz hier nicht ausreicht. So viele Erlebnisse,

die ich hatte, von denen ich auch gerne erzählen würde. Vielleicht im nächsten Buch!

Zum Schluss möchte ich eine Einladung aussprechen – an alle, die persönlich diesen nächsten Schritt tun wollen. Vielleicht ist es derselbe Schritt, den ich damals in meinem Wohnzimmer tat, als ich tiefer in den Glauben einstieg. Oder vielleicht ist es für Sie auch ein *erster* Schritt in diesem ganzen Bereich. Für andere könnte es auch ein Neustart im Glauben sein, nachdem ihr Weg sie in andere Richtungen geführt hat.

Mir fällt dazu kein besserer Weg ein, als Sie direkt mit den Worten Jesu aus der Bibel anzusprechen. Er sagte es so:

*Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an.
Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür
auftun, zu dem werde ich hineingehen und das Abend-
mahl mit ihm halten und er mit mir.*

(OFFENBARUNG 3,20).

Der Glaube an Jesus ist in erster Linie keine Ansammlung von „Überzeugungen“ oder eine Philosophie. Er ist eine *Beziehung*. Die Beziehung, für die Gott Sie ursprünglich geschaffen hat, der Grund, warum er Sie gemacht hat. Er hat Sie erschaffen, um Sie zu lieben und um Liebe, Leben und Sinnhaftigkeit mit Ihnen zu teilen. Tatsächlich können Sie einfach damit anfangen, ihn aufrichtig zu fragen: „Bist du wirklich da? Wenn ja, zeig es mir bitte. Ich möchte es gerne wissen.“

Doch obwohl wir alle für diese Beziehung zu ihm geschaffen wurden, wie die Bibel zeigt, haben wir alle diese Beziehung auf unterschiedliche Weise zerstört. Wir haben ihn ignoriert, abgelehnt oder uns auf irgendeine Weise von ihm entfernt. Zumindest haben wir – neben vielen anderen Geboten – das erste Gebot übertreten:

„Du sollst keine anderen Götter haben neben mir“ (2. Mose 20,3). Wenn wir unser Leben getrennt von ihm führen, wie ich es tat, machen wir uns praktisch zu unserem eigenen Gott.

Aber er will uns! Die Bibel sagt: „Leidenschaftlich wünscht sich Gott, dass der Lebensgeist, den er in uns wohnen lässt, ganz ihm gehört“ (Jakobus 4,5; Hoffnung für alle). Er wünscht sich, dass wir in die Beziehung zu ihm zurückkehren, die wir gekappt haben. Zur Versöhnung gehört die Vergebung. Das ist genau wie im zwischenmenschlichen Bereich, wenn wir von jemandem hintergangen worden sind. Die Person, die Ihnen die Treue aufgekündigt hat, muss ganz einfach Folgendes tun: Sie muss zugeben, was sie getan hat, und Sie um Vergebung bitten. Wenn Sie ihr dann vergeben, kann Sie Ihre Vergebung annehmen, und Sie beide können einen gemeinsamen Neuanfang machen.

Das ist die Botschaft des Evangeliums von Jesus. Er kommt zu uns und lädt uns ein, einfach zuzugeben, dass wir uns gegen Gott gewandt haben und in vielfältiger Weise an seinem vollkommenen Maßstab gescheitert sind. Dann können wir die Vergebung annehmen, die er uns anbietet, und unsere Beziehung zu ihm wird wiederhergestellt. Wir können neu anfangen.

Die „Gute Nachricht“ ist, dass wir völlig makellos dastehen. Keine Verurteilung oder Verdammnis erwartet uns. Wie Jesus sagte, ist er nicht gekommen, um die Welt zu verdammen oder zu verurteilen, sondern um zu suchen und zu retten, was verloren ist (Lukas 19,10; siehe auch Johannes 3,17). Wir sind ganz und gar angenommen, wenn wir zu ihm kommen, so wie ich es zu meinem Freund Nick auf seinem Sterbebett gesagt habe. Als er Jesus in sein Leben aufnahm, bezahlte der für alle seine „Sünden“. „Sünde“ – ein Wort, gegen das wir in der heutigen Zeit eine Allergie entwickelt haben. Buchstäblich bedeutet es, dass wir „ein Ziel verfehlt“ haben. Wie ein Bogenschütze, der das Schwarze in der Mitte der Ziel-

scheibe verfehlt, haben auch wir in unserem Leben auf unterschiedliche Weise das Ziel verfehlt. Manche mehr als andere, doch wir alle entsprechen in gewissem Maße dieser Definition von „Sünde“. Moralisches Versagen, gescheiterte Beziehungen und auch die eine oder andere „Schuld“, die wir vor Gott tragen. Wir haben Menschen verletzt und Dinge getan, die weder unserem eigenen Leben noch dem der Menschen, die uns wichtig sind, gutgetan haben. Vor der Richterbank Gottes sind wir alle schuldig. Das Wort ist für uns schwer zu verdauen, weil so viel Verurteilung und Schuldgefühl darin stecken, vor allem, wenn es missbraucht wird. Aber seine Wahrheit bleibt dennoch auf die eine oder andere Weise für uns alle bestehen. Wir alle haben in irgendeiner Hinsicht versagt.

Die gute Nachricht aber ist, dass der Richter selbst sagt, dass er unsere Strafe bezahlen wird. Genau das ist geschehen, als Christus starb. Er „bezahlte“ für unsere Übertretungen, unsere Sünden, all unser Verhalten, das tatsächlich Verurteilung verdient. Wenn wir ihn annehmen, empfangen wir Vergebung.

Wie bei jeder Versöhnung geht es einfach darum, diese Vergebung anzunehmen. Und wie in jeder Beziehung sagen wir, wenn uns etwas wirklich leidtut: „Es tut mir leid – und ich möchte es in Zukunft besser machen.“ Dieser zweite Schritt wird auch „Buße“ genannt. Wir bekommen von Gott Vergebung für die Vergangenheit und haben das Verlangen, in Zukunft besser mit ihm und mit Menschen umzugehen. Das steckt dahinter, wenn wir ihn „Herr“ nennen. Wir erklären uns einverstanden, ihm und nicht nur uns selbst Rechenschaft zu geben. Dann erleben wir das, was der Apostel Paulus den Menschen in Rom schrieb:

Dies ist das Wort vom Glauben, das wir predigen. Denn wenn du mit deinem Munde bekennst, dass Jesus der Herr ist, und glaubst in deinem Herzen, dass ihn Gott

*von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet. Denn
wer mit dem Herzen glaubt, wird gerecht; und wer mit
dem Munde bekennt, wird selig.*

(RÖMER 10,8-10)

Es hört sich einfach an und ist für viele schwer zu glauben – aber es ist ein Geschenk, das wir umsonst empfangen. „Gut genug“ werden wir niemals sein, aber genau darum geht es ja bei Vergebung und Gnade. Gott ist der Einzige, der je so vollkommen sein könnte, unseren Platz vor der Richterbank einzunehmen.

Und es kommt noch besser – er weiß auch, dass wir in Zukunft nicht vollkommen sein werden. Wir werden weiterhin Dinge falsch machen. Er verspricht, uns immer wieder zu vergeben, und darüber hinaus sogar, dass er uns helfen will zu wachsen und besser zu leben. Kann eine süchtige Person versprechen, ab sofort vollkommen zu sein? Nein – aber sie kann versprechen, sich in der richtigen Richtung auf den Weg zu machen und Gott um Hilfe zu bitten. Und wenn sie doch scheitert, bittet sie ihn um Vergebung, nimmt sie in Anspruch und schlägt ein neues Blatt auf. Wie die Bibel sagt, sind seine Güte und Barmherzigkeit „alle Morgen neu“ (Klagelieder 3,23). Wie ein guter Vater wird er bei Ihnen sein, während Sie lernen und wachsen. Er wird Ihnen weiterhelfen auf dem Weg dahin, die Person zu werden, als die Sie gedacht waren – die beste Version Ihrer selbst.

Und er will auch nicht, dass Sie das allein tun. Sobald Sie „nach Hause“ zurück zu Ihrem himmlischen Vater gekommen sind, sagt er, werden Sie gute „Brüder und Schwestern“ brauchen, in deren Gemeinschaft Sie all das ausleben können. Suchen Sie sich also eine gute Gruppe von Leuten (eine Kirchengemeinde), die mit Ihnen auf dem Weg sind und Ihnen helfen können. (Lassen Sie sich von dem Wort „Kirche“ nicht erschrecken – es gibt da draußen wirklich gute Gemeinden.)

Und ich möchte Ihnen nachdrücklich empfehlen, zuerst einmal das Johannesevangelium zu lesen. Sie finden es im Neuen Testament; es ist das vierte Buch dort. Dort, im dritten Kapitel, steht der berühmte Vers 16: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Wenn Sie die Tür Ihres Herzens öffnen, wie er es in dem oben zitierten Vers aus der Offenbarung sagt, kommt er in Ihr Herz und Ihr Leben, und Ihre Beziehung beginnt. Wie der Wind, so sagt es das dritte Kapitel des Johannesevangeliums ein paar Zeilen später – Sie sehen ihn nicht, aber Sie werden merken, wie er Ihr Herz und Ihr Leben bewegt.

Wie es weiter oben in einem Zitat von C. S. Lewis hieß, ist dies eine Entscheidung darüber, was „*wirklich* wahr“ ist. Es ist nicht nur eine Möglichkeit unter vielen ebenso gültigen Möglichkeiten. Jesus erhob einen Anspruch, den niemand sonst je erhoben hat. Er sagt von sich, er sei „*der* Weg“, und zwar der „*einzig*e Weg“. Das ist für viele Menschen schwer zu schlucken. Aber er sagte ausdrücklich: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Johannes 14,6). Das gefällt manchen Menschen nicht, weil sie es zu „*exklusiv*“ finden – aber genau das hat er nun einmal gesagt. Mir leuchtet es durchaus ein – wenn es nur einen Gott, einen Schöpfer gibt, müssen wir ihm direkt begegnen. Wir müssen mit ihm sprechen. Er wird Sie nicht abweisen, das hat er immer wieder gesagt. Insofern ist der Weg mit Gott eben *nicht* exklusiv. Er lädt jeden einzelnen Menschen auf seine eigene Weise ein.

Schließen möchte ich mit einer Zusammenfassung, die der Apostel Paulus auf dem „Areopag“ vortrug, dem Marshügel in Athen. Erinnern Sie sich noch an Paulus? Das war der führende Jude, der die Christen bis auf den Tod verfolgte, weil er sie auf einem völlig

falschen Weg wähnte. Und dann erschien ihm Jesus auf der Straße nach Damaskus, und Paulus bekehrte sich zum Glauben an Jesus. Dieser Mann, der die Christen bekämpfte, erkannte durch eine direkte Begegnung mit Jesus, dass er der wahre Gott ist. Er machte eine 180-Grad-Kehrtwende und verbrachte den Rest seines Lebens damit, das Evangelium zu verbreiten, wofür er sich sogar schlagen, einsperren und foltern ließ. Am Ende ging er für das, was er als „wirklich wahr“ erkannt hatte, in den Tod.

Auf dem Areopag sagte er Folgendes:

Alle Athener nämlich, auch die Fremden, die bei ihnen wohnten, hatten nichts anderes im Sinn, als etwas Neues zu sagen oder zu hören.

Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Denn ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben:

DEM UNBEKANNTEN GOTT.

Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt.

Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. Da wir nun göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die

Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht.

Zwar hat Gott über die Zeit der Unwissenheit hinweggesehen; nun aber gebietet er den Menschen, dass alle an allen Enden Buße tun. Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er richten will den Erdbereich mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat und den er vor allen Menschen bestätigt hat, indem er ihn von den Toten auferweckt hat.

Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten; die andern aber sprachen: Wir wollen dich darüber ein andermal weiterhören. So ging Paulus weg aus ihrer Mitte. Einige Männer aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig; unter ihnen war auch Dionysius, einer aus dem Rat, und eine Frau mit Namen Damaris und andere mit ihnen (Apostelgeschichte 17,21-34).

Das ist es also, was ich Ihnen weitergeben möchte – diese Einladung. Ich hoffe, Sie lassen sich auf ihn ein und erleben es selbst. Wer ihn von ganzem Herzen sucht, der wird ihn finden; das hat er versprochen. Machen Sie die Tür auf und schauen Sie, was passiert. Wenn Sie ihn wirklich kennenlernen wollen, wird er sich Ihnen zeigen.

Ich hoffe, Sie tun den Schritt. Danke, dass Sie mir zugehört haben.

Henry Cloud
Nashville, Tennessee, USA

2024

Dank

Zu viele großartige Menschen haben mich auf meinem Weg zu Gott und meiner Reise mit ihm über viele Jahre hinweg gefördert, geleitet und gestärkt, als dass ich sie alle hier auch nur nennen könnte. Ein paar möchte ich aber erwähnen. Einige davon sind bereits verstorben, und sicher sind mir manche entfallen. Wenn Sie dabei waren und ich Sie nicht genannt habe, seien Sie bitte dennoch meiner Dankbarkeit gewiss.

Danke.

An Mama und Papa ... dafür, dass ihr mir den Start ermöglicht und mir vor Augen geführt habt, wie echter Glaube sich durch den Einsatz für viele andere Menschen zeigt.

An Twick Morrison, der jetzt im Himmel ist. Du warst mein frühester Lehrer.

An die Betreuer im Camp Rockmont vor langer Zeit – ihr erinnert euch nicht an diesen Jungen, aber ihr habt mir geholfen. Und an andere Jugendbetreuer, die ihre Zeit in uns steckten, als Jungs wie ich noch Jahre davon entfernt waren, etwas zu kapieren.

An Bill Bright, der jetzt im Himmel ist. Was du mit *Campus für Christus* begonnen hast, hatte einen großen Einfluss auf mich. Und neben Campus auch Josh McDowell, der mir viele Antworten auf meine Fragen gab, Mary Graham und die Leute vom *Jesusfilm-Project* in den frühen Tagen. Und Steve Sellers, der mit mir zusammenarbeitete, um zu vermitteln, dass geistliches Wachstum und das Lösen emotionaler Probleme als Einheit behandelt werden.

Danny Carrol, Darrel Boch, Probe Ministries, und Scott Rae für ihre Hilfe während meiner SMU-Jahre.

Bill und Julie Jemison – ihr werdet in dieser Geschichte immer

wieder erwähnt, und ich bin mir nicht sicher, ob es sie ohne euch überhaupt geben würde.

An Dr. Edward Atkinson, der jetzt auch im Himmel ist – mein bester Freund von damals, der mich ganz am Anfang anrief, mich aus der Wüste herausführte und mich durch einige schwierige Tage begleitete. Und an Bob Loeb, meinen anderen Verbindungsbruder, der dafür sorgte, dass ich mit Gott verbunden blieb, als ich nicht wirklich mit beiden Beinen im Leben stand. Du hast mich sehr inspiriert.

An diejenigen, deren Schriften und/oder Beziehungen in den frühen Tagen, als ich meinen Weg zu Gott begann, ein Fundament für mich legten – Hal Lindsay, Francis Schaeffer, Thomas Merton, die Wüstenväter, David Wilkerson, J. I. Packer, Adrian Rogers, John Wimber, Jack Hayford, Charles Ryrie, Dallas Theological Seminary, John Wesley, Charles Spurgeon, Jonathan Edwards, Scott Peck, Hannah Whitall Smith, Bruder Andrew, Dr. Otto Kernberg, Martin Buber, Sören Kierkegaard – und viele mehr.

Für Ihre Mentorenschaft im Hörsaal und in der direkten praktischen Anleitung – Dr. Bruce Narramore, Dr. Frank Minirth, Phil Sutherland, Dr. John Carter.

Guy und Christi Owen, die mir ein Zuhause und eine Familie boten, in der ich aufholen konnte, was mir noch zum Erwachsenwerden fehlte.

Dafür, dass du über viele Jahre der beste Reisegefährte für mich warst, und dafür, dass wir gemeinsam durch viele Stadien des Glaubens gewachsen sind: Dr. John Townsend.

An meinen Pastor und Freund Ger Jones.

Dr. Althea Horner, die mir als Heilungshelferin und Mentorin viel über den Charakter Gottes gezeigt hat.

Vielen meiner Klienten, deren Namen ich nicht nennen darf, die mir aber große Vorbilder waren und von denen ich viel über das Le-

ben im Glauben, Engagement, Charakter und mehr gelernt habe – ich bin Ihnen für immer zu Dank verpflichtet. Selbst die „Schwierigen“ – sie haben mir geholfen zu wachsen.

Meinen Freunden und Kollegen für all die großartigen Jahre der Zusammenarbeit bei *Willow Creek* und beim *Global Leadership Summit*.

An diejenigen, die ihre prophetischen Gaben eingesetzt haben, um in entscheidenden Momenten in mein Leben zu sprechen: Ihr wisst, wer ihr seid. Ich danke euch für euren Mut und den guten Einsatz eurer Gaben, durch die ihr manches Mal die Stimme Gottes für mich hörbar gemacht und an wesentlichen Punkten die Richtung meines Lebens und meiner Arbeit verändert habt.

Ich danke drei Menschen, die ein Leben voller Wunder führen und mir den Glauben und die Realität, dass Gott immer noch wirkt, vorgelebt haben: Dr. Randy Clark, Dr. Heidi Baker und Joanne Moody. Ich werde ihre heilenden Gebete für mich in meinen starken körperlichen Schmerzen nie vergessen.

An John Lang – dafür, dass du mich dazu gebracht hast, endlich mit dem Schreiben dieses Buches anzufangen, für deinen vorbildlichen Glauben und dein Durchhaltevermögen in einer Zeit schrecklicher Tragödien, aus der du mit einem noch tieferen Glauben und dem Zeugnis eines gut gelebten Lebens hervorgegangen bist.

An Tori – meine geistliche Vertraute und Lebensgefährtin, die mir jeden Tag die Liebe und den Charakter Jesu zeigt. Du repräsentierst seine „Hände und Füße“ für unzählige Menschen. Das beste Geschenk, das er mir je gemacht hat.

Olivia und Lucy – dafür, dass ihr mein Herz erweitert und mir gezeigt habt, wie es ist, Vater zu sein – und dass ihr mir einen Einblick in die Freude gegeben habt, von der die Bibel spricht, wenn sie erzählt, was Gott für seine Kinder empfindet. Ich weiß, dass

seine Liebe für uns unendlich viel größer ist als meine zu euch, weil er so ist, wie er ist, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie das sein kann – obwohl ich weiß, dass es wahr ist. Ihr habt mich ihm auf millionenfache Weise nähergebracht.

An meine Agentin Shannon Miser-Marven – dafür, dass du an dieses Buch geglaubt und es so betreut hast, wie nur du es kannst. Du rockst. Und an Jan Miller dafür, dass du *Dupree-Miller* gegründet hast, und für alles, was du in den letzten zwanzig Jahren getan hast, um meine Arbeit zu betreuen.

Und an Sealy Yates für die Betreuung vieler meiner Bücher über den Glauben und das Leben. Du hast mir in der Anfangszeit beigebracht, wie es läuft.

Daisy Hutton, die an dieses Buch geglaubt hat und bereit war, es nicht nur zu veröffentlichen, sondern es auch mit Liebe und Sorgfalt zu bearbeiten. Danke, dass du dich mit meinem albernem „Ton“ arrangiert und dem redaktionellen Impuls widerstanden hast, es besser klingen zu lassen, als es tatsächlich ist.

An einige meiner Lieblings-„Sucher-Skeptiker“, die sich auf die beste Art und Weise wehren. Ihr habt mir bei diesem Buch ungemein geholfen, und ich liebe unsere freundschaftlichen „Debatten“. Danke, dass ihr bei diesem Prozess und in meinem Leben dabei seid: Lexi, Greg und Alby.

Jayson Teagle, der mir geholfen hat, die Zusammenarbeit mit den Kirchen beim Thema „Psychische Gesundheit“ zu durchdenken. Deine Leidenschaft für diese Mission ist inspirierend.

Meiner wöchentlichen Gruppe von Reisegefährten, die für mich schon lange Gottes Familie sind: Terry und Monsita, Jeanne und Bill, Tori Cloud.

An die besten vierbeinigen Gefährten, die mir zeigen, was für ein genialer Schöpfer Gott ist. Niemand außer dem ultimativen Designer hätte Deutsche Schäferhunde und Dobermänner erschaf-

fen können: Bonnie, Greta, Handi, Riley und Finley. Euretwegen habe ich endlos die Bibel gewälzt, um Beweise dafür zu finden, dass Hunde in den Himmel kommen!

An meine besten Freunde, die tiefe Gemeinschaft über die Jahre, während wir gemeinsam durchs Leben gegangen sind und herausgefunden haben, wie man Kinder erzieht, eine Ehe führt und Spaß hat. Für mich ist es ein echtes Geschenk der Liebe Gottes, dass er euch Tori, mir und unserer Familie an die Seite gestellt hat, damit wir unseren geistlichen Weg zusammen gehen: Daniel und Pamela Salzman, Cooper und Hayes Jackson, Sarah und Jon Aibel, Roy Newman und Nicole Johnson.

Dem gesamten Ochs-Clan, der uns vorlebt, wie man als Familie den Glauben lebt. Dank euch bin ich ein besserer Mensch.

Euch und allen anderen,
danke.

Anmerkungen

1 Teil II: Eine helfende Hand

Sigmund Freud, *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*, Berlin: Lunata, 2021 [1905].
Zitiert nach der Kindle-Ausgabe.

2 Kapitel 6: Die Wahrheit ist wahr

C. S. Lewis, *Pardon, ich bin Christ*, Basel: Brunnen, 2014, S. 71.

3 Kapitel 8: Wissenschaft als Glaubenshindernis

Josh McDowell, *More Than a Carpenter* (Tyndale, 1977).

4 „The Anthropic Principle“, Horizon, Staffel 23, Episode 18, 18. Mai 1987, BBC.

5 „The Anthropic Principle“.

6 „The Anthropic Principle“.

7 John Horgan, „Remembering Big Bang Basher Fred Hoyle“, Scientific American, 7. April 2020.

8 Hugh Ross, *The Creator and the Cosmos*, 3. Aufl. (NavPress, 2001), zitiert nach:
A. L. Van Den Herik, *The Shortest Leap: The Rational Underpinnings of Faith in Jesus*, Kindle Edition (WestBow Press, 2020).

9 Ross, *The Creator and the Cosmos*, zitiert nach: Van Den Herik, *The Shortest Leap*.

10 Arno Penzias, „Creation Is Supported by All the Data So Far“, in: *Cosmos, Bios, Theos: Scientists Reflect on Science, God, and the Origins of the Universe, Life, and Homo Sapiens*, hrsg. v. Henry Margenau und Roy Abraham Varghese (Open Court, 1992), S. 83.

11 Charles Darwin, *Brief an Asa Gray*, 8. oder 9. Februar 1860.

12 „Einstein Believes in ‚Spinoza’s God‘“, New York Times, 25. April 1929.

13 Kapitel 9: Kann ich der Bibel vertrauen?

„William F. Albright: Toward a More Conservative View“, in: *Christianity Today*, 18. Januar 1963, S. 3.

14 Josh McDowell, *More Than a Carpenter* (Tyndale, 1977), S. 44.

15 Josh McDowell, *More Than a Carpenter*, S. 44.

16 W. F. Albright, *From the Stone Age to Christianity* (Johns Hopkins Press, 1957), S. 387.

17 Albright, *From the Stone Age to Christianity*.

18 McDowell, *More Than a Carpenter*.

- 19 Daniel B. Wallace, persönliche Korrespondenz mit Josh McDowell, 6. Januar 2003, zitiert in: Josh McDowell und Sean McDowell, *More Than a Carpenter*, überarbeitete und aktualisierte Ausgabe (Tyndale, 2009).
- 20 Frederic Kenyon, *The Bible and Archaeology* (Harper and Row, 1940), S. 288–289.
- 21 Kapitel 11: Das größte Hindernis**
Karen E. Adolph u. a., „How Do You Learn to Walk? Thousands of Steps and Dozens of Falls Per Day“, *Psychological Science* 23, Nr. 11 (2012): 1387–1394.
- 22 Kapitel 12: Psychologie und Glaube**
Barack Obama, *The Audacity of Hope: Thoughts on Reclaiming the American Dream* (Crown, 2006).

